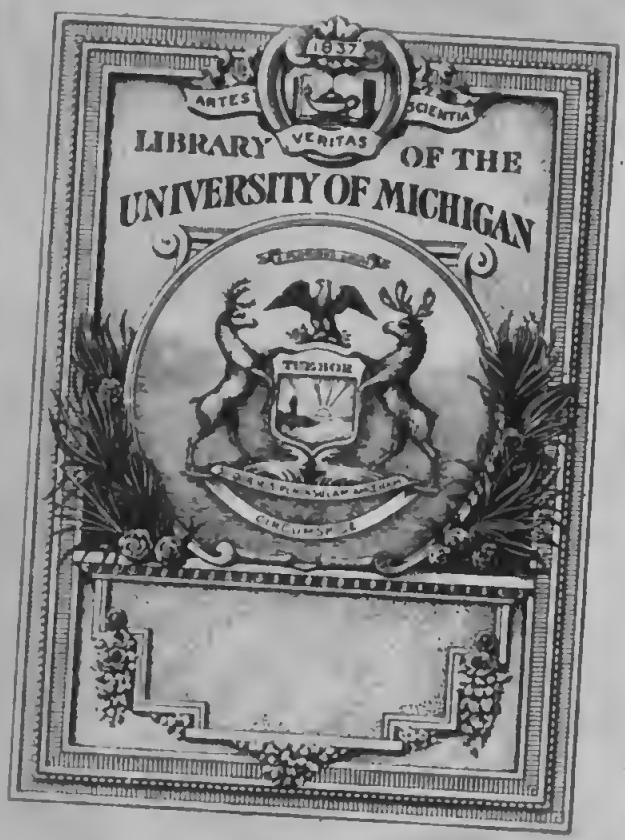
Russische Kulturbilder, Erlebnisse und Erinnerungen

Eugen Zabel


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR

JK
32.7
.Z12

Von **Eugen Zabel** sind früher folgende Werke über **Rußland** erschienen:

St. Petersburg. Mit 105 Abbildungen. „Berühmte Kunststätten", Nr. 32. Leipzig, Verlag v. E. A. Seemann. 1905.

Moskau. Mit 81 Abbildungen. „Berühmte Kunststätten", Nr. 12. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann. 1902.

Auf der sibirischen Bahn nach China. Mit 36 Illustrationen und einer Karte. Dritte Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1904.

L. N. Tolstoi. Nr. VI der Sammlung „Dichter und Darsteller". Leipzig, Berlin u. Wien. Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graph. Industrie. 1901.

W. W. Wereschtschagin. Mit 77 Abbildungen. Nr. XLVII der „Kunstlermonographien". Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing. 1900.

Russische Literaturbilder. Zweite Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1899.

Im Reich des Zaren. Büsten und Bilder aus Rußland. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagshandlung. 1898.

Anton Rubinstein. Ein Künstlerleben. Leipzig, Verlag von Barthold Senff. 1892.

Iwan Turgenjew. Eine literarische Studie. Leipzig, Otto Wigand. 1884.

Ferner erschienen von demselben Verfasser:

Zur modernen Dramaturgie. Studien und Kritiken. Erster Band: Deutschland. Dritte Auflage. Zweiter Band: Das Ausland. Dritte Auflage. Dritter Band: Aus alter und neuer Zeit. Zweite Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. 1905.

Europäische Fahrten. Zwei Bände. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. 1901.

Bunte Briefe aus Amerika. Berlin, Verlag von Georg Stilke. 1905.

Digitized by Google

Ruſſiſche Kulturbilder

Erlebniſſe und Erinnerungen

von

Eugen Zabel

Mit dem Bildnis Wereſchtſchagins nach
einer Büſte von Reinhold Felderhoff

Berlin
Verlag von Karl Curtius
1907

Maſchinenſatz von Oscar Brandſtetter in Leipzig.

Digitized by Google

K. S. Stanislawski-Alexejew,

dem Begründer und Leiter
des „Künstlerischen Theaters“ in Moskau

zugeeignet

Es stürmt Dein Volk in heißem Freiheitsdrang
Durch Nacht und Nebel fort auf schroffen Bahnen
Und läßt der Zukunft Morgenröte ahnen,
Macht auch die Finsternis den Herzen bang.

Ein holder Traum in Dir zum Leben rang,
Dich an die Not der Bühne zu gemahnen.
Da wehten lockend Deine stolzen Fahnen.
Den Lorbeer zu erringen er Dich zwang.

In deutschen Landen ward er Dir gewunden,
Wo in die Seele drangen Bild und Laut

Und oft in ernst und froh verlebten Stunden
Des Lebens Fülle lauschend wir erschaut.

Umbraust vom Streit und Kampf verworrner Zeit
Hast still und stark Du Deine Kunst befreit.

Charlottenburg, Herbst 1906.

E. Z.

166599

Inhalt.

Seite

Einleitung IX
Nikolaus II. 1
Der ruſſiſche Muſhik 13
Anfang und Ende der ruſſiſchen Flotte 24
Vom fernen Oſten 32
P. J. Tſchaikowsky 43
„Weiße Nächte“ in St. Petersburg 73
Erinnerungen an W. W. Wereſchtſchagin 81
Ruſſiſche Schauſpielkunſt und das Moskauer künſtleriſche Theater in Berlin 104
Eine Begegnung mit Maxim Gorki 126
Anton Tſchechow 137
Iwan Turgenjew in ſeinem franzöſiſchen Briefwechſel 159
Zur Erinnerung an Anton Rubinſtein 181
Leonid Andrejew 191
Waſſili Shukowski zu ſeinem fünfzigſten Todestage 212
Krim und Kaukaſus in der Literatur 225
Stimmungsbilder aus St. Petersburg 265
D. W. Grigorowitſch 291

„Iwan Waſſiljewitſch!“

„Waſſili Iwanowitſch!“

Mit dieſen Worten begrüßten ſich an einem der letzten Oktobertage dieſes Jahres auf der Strandpromenade in Biarritz inmitten des lebhaften luſtigen Verkehrs, der dort vor den Hotels, Reſtaurants und Cafés herrſchte, zwei Männer in auffallender und drolliger Weiſe. Sie ſchüttelten ſich kräftig die Hände, fielen ſich um den Hals und küßten ſich den Mund und beide Wangen. Die eleganten Pariſer, die ſtolzen Spanier, die Damen der Halbwelt drehten ſich ſchmunzelnd nach dem wunderlichen Paar um. Es waren zwei Ruſſen, die ſich ſeit mehr als einem Jahrzehnt nicht geſehen, auch wenig voneinander gehört hatten. Sie fühlten ſich aber bei dieſem unerwarteten Zuſammentreffen ſofort wieder als alte Freunde, die ſich viel zu erzählen hatten. Arm in Arm gingen ſie durch die Galerie des „Casino municipal“, aus dem gerade zwei zierliche weibliche Geſtalten, in einen nicht zu langen Bademantel gehüllt, hervortrippelten, die luſtigen und liſtigen Augen blitzſchnell nach links und rechts ſchweifen ließen und mit reizend geſpielter Verlegenheit zum Strand hinunterliefen. Das Wetter war wundervoll. Die Sonne leuchtete auf den Geſichtern der Menſchen, den hohen Gebäuden, von deren

Dächern bunte Fahnen im Winde flatterten und den Wellen, die feine weiße Schaumkämme an das Ufer warfen. Die gewaltigen schwarzen Felsblöcke im Meere erschienen wie ungeheure vorweltliche Tiere, die aus der Flut aufgetaucht waren, um das warme Licht begierig einzusaugen.

Wassili Iwanowitsch war ein kleiner dicker Herr, dem man wegen seiner sauberen, aber altmodischen Kleidung und seinem erstaunten und vergnügten Wesen auf den ersten Blick die „breite russische Natur" anmerkte. Er hatte buschige Augenbrauen, einen vollen viereckigen Bart und zeigte einen sich schwerfällig wiegenden Gang. Aus dem Innern Rußlands war er von seinen Gütern nach dem Westen gereist, um sich nach einer Reihe von Jahren wieder einmal die Luft der europäischen Kultur ums Antlitz wehen zu lassen. Er hatte fast ohne Unterbrechung die lange Eisenbahnfahrt über Moskau, Warschau und Berlin nach Hamburg gemacht, um sich dort an Bord des „Meteor" zu begeben und der Vergnügungsreise nach „berühmten Badeorten" anzuschließen. Er hatte Ostende, Scheveningen und Trouville besucht, war zwei Tage in San Sebastian gewesen und von Bayonne, wo der Dampfer vor Anker ging, mit der Eisenbahn nach Biarritz gefahren. Iwan Wassiljewitsch war dagegen von Paris mit dem Expreßzug nach Biarritz gereist. Man hätte ihn, wenn er nicht Russisch sprach, für einen echten Franzosen halten können. Er war lang und schlank gewachsen, vorsichtig in seinen Bewegungen und zeigte überhaupt die Manieren der großen Welt. Auf seinem Gesicht drückte

ſich etwas Nachdenkliches und Melancholiſches aus, namentlich wenn er ſeinen wohlgepflegten Spitzbart mit den Fingern ſeiner rechten Hand ſtreichelte.

Die Männer waren Enkel jener beiden Reiſenden, die der ruſſiſche Erzähler Graf Sollohub in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts zu Helden ſeines köſtlichen Romans „Tarantaß“ gemacht hat. Mit behaglichem Humor ſchildert uns der Dichter das vorſintflutliche Fuhrwerk, das dieſen Namen führt. Es beſteht aus einem ungeſchlachten Geſtell, das von zwei langen ſchwebenden Stangen getragen wird, wodurch zwiſchen den beiden Teilen eine unſagbar einfache Verbindung entſteht. In den bedeckten Wagen wird alles hineingeſtopft, was man bei langen Reiſen durch einſame Steppengegenden braucht, Bekleidungsgegenſtände jeder Art, Schinken und Würſte, Samowar und Teekaſten, Brot und Schnäpſe, ſogar Betten, auf denen man liegen und ſchlafen kann.

Die Inſaſſen dieſes Tarantaß ſind zwei Gutsbeſitzer, die von Moskau über Kaſan nach einem entfernt gelegenen Gut reiſen und während der Fahrt Beobachtungen über Land und Leute anſtellen. Der eine, Iwan Waſſiljewitſch, rechnet ſich zu der Klaſſe der Neuerer, die ſich mit weſtländiſchen Ideen erfüllt haben und ſich über die Entwicklung Rußlands allerlei phantaſtiſchen Vorſtellungen hingeben. Der andere, Waſſili Iwanowitſch, iſt ein Konſervativer der alten Schule, der nicht über „Mütterchen Moskau“ hinausgekommen iſt und ſich nur dann wohlfühlt, wenn alles in dem gewohnten Gleiſe ſchlecht und

recht weiter trottet. Die Reiſenden werden auf der nächſten Station wegen angeblichen Mangels an Pferden aufgehalten und lernen in dem Aufſeher einen unverſchämten und unredlichen Patron kennen, der die Leute auf alle Weiſe zu ärgern und zu ſchröpfen ſucht. Die beiden Freunde betrachten die Einrichtungen in den Gaſthäuſern mit ihrer Armſeligkeit und ihrem Schmutz, lernen Menſchen und Dinge aller Art kennen, den Edelmann, den Beamten, den Kaufmann und den Bauern, das häusliche und kirchliche Leben, Literatur und Kunſt, ſtädtiſche und ländliche Verhältniſſe. Iwan Waſſiljewitſch ſpielt dabei gewiſſermaßen die Rolle des Don Quixote, der alles in idealiſtiſcher Übertreibung betrachtet und Waſſili Iwanowitſch die des Sancho Panſa, dem das Glück des geſättigten Magens über alles geht. Während dieſer eines Abends in ſeliger Selbſtzufriedenheit feſt eingeſchlafen iſt, läßt ſich jener von ſeiner phantaſtiſchen Überſchwänglichkeit immer weiter hinreißen. Der Tarantaß verwandelt ſich für ihn in einen bunten Vogel, die nächtliche Fahrt in einen Flug zu allem Schönen und Guten, das er längſt erträumt und in dem Heft ſeiner Reiſeeindrücke ſorgfältig aufbewahrt hat. Plötzlich gibt es aber einen ſchrecklichen Ruck. Der Tarantaß liegt mit den Rädern nach oben im Graben und die beiden Reiſenden wälzen ſich im Schmutz und Schlamm der Landſtraße, während der Kutſcher, der ſich langſam aus den Strängen herausgewickelt hat, die ſtöhnenden und ächzenden Fahrgäſte mit den köſtlichen Worten zu tröſten ſucht: „Hat nichts zu bedeuten, Euer Gnaden!“

Die Enkel dieſer Männer, die ſich in Biarritz trafen und die von ihren Großvätern auch die Rufnamen geerbt hatten, waren unter lebhaftem Geſpräch bis zum früheren Schloß der Kaiſerin Eugenie gelangt, in deſſen Räumen gegenwärtig die Hotelgäſte unaufhörlich kommen und gehen. Die Freunde ſetzten ſich auf eine der dort befindlichen Ruhebänke, von wo man eine wundervolle Ausſicht auf das Meer, das Leben am Strande und die ſchroffen Felspartien genießt. Die beiden fanden ſich wenig verändert. Und doch lag etwas zwiſchen ihnen, über das ſie ſich klar werden mußten, bevor eine vertrauliche Ausſprache möglich war, die gegenwärtige Lage Rußlands mit der revolutionären Bewegung, die das Reich im Innerſten erſchüttert und zur Umgeſtaltung aller Verhältniſſe hinzudrängen ſucht. Iwan Waſſiljewitſch begann von ſeiner Frau und ſeinen Kindern zu ſprechen, die er in Petersburg zurückgelaſſen hatte, als er plötzlich ſtockte und mehrmals kurz huſtete.

„Was haſt du, Brüderchen?“ fragte ihn der andere. „Biſt du erkältet?“

„Ein Vergißmeinnicht, ein unangenehmes an den 9. Januar vorigen Jahres,“ antwortete jener. „Ich ging ruhig auf dem Newski Proſpekt ſpazieren als ich plötzlich von weitem Geſchrei und Schießen hörte. Ein Haufen Männer, Weiber und Kinder, die von Koſaken mit ihren Knuten vorwärts getrieben wurden, drängte ſich mir in atemloſer Haſt entgegen. Ehe ich wußte wie wir geſchah wurde ich an die Mauer des Stroganow'ſchen Palais, wo

ich gerade ſtand, mit ſolcher Gewalt gedrückt, daß mir alle Glieder im Leibe knackten. Ich fühlte in der Bruſt einen heftigen Schmerz und mußte ſofort Blut ſpucken. Seitdem kommt dieſer abſcheuliche Huſten immer wieder. Eh!"

„Beſtrafte Neugierde," meinte Waſſili Iwanowitſch. „Was haſt du dich unter den Pöbel zu miſchen. Wenn etwas auf der Straße los iſt, bleibt man als vernünftiger Menſch zu Hauſe."

„Was Pöbel!" antwortete ihm ſein Freund. „Harmloſe, gutmütige, bittende Menſchen waren es, die ich geſehen habe und die niemandem Schaden zufügen wollten. Sogar ihre Taſchenmeſſer hatten ſie zu Hauſe gelaſſen, damit kein Blut fließe. Aber da hat man ſie behandelt wie wilde Tiere, die aus dem Käfig ausgebrochen ſind. Wäre doch nur der Kaiſer im Winterpalais geblieben und hätte ein Dutzend von ihnen empfangen! In die Knie wären die andern geſunken — Gott erhalte den Zaren! hätten ſie geſungen!"

„Was du da ſprichſt!" meinte Waſſili Iwanowitſch, indem er ſich mit der linken Hand ſelbſtbewußt über den Bauch fuhr. „Hinter dem allen ſtecken ja nur die Juden und die ausländiſchen Verführer. Die ganze Revolution haben ſie gemacht und unſer armes Land vergiftet. Ordentlich dreinſchlagen muß man! Was wollen uns ſolche Dummheiten wie Duma? Haſt du nicht geleſen, was Tolſtoi darüber geſagt hat?"

„Du biſt doch der alte Steppenſohn wie vor zehn Jahren geblieben," ſagte Iwan Waſſiljewitſch. „Willſt du

denn nicht begreifen, daß in unſerem Rußland ſeitdem alles anders geworden iſt? Der ſchreckliche japaniſche Krieg hat die Menſchen bei uns zum Nachdenken gebracht, wie man ſolche Mißwirtſchaft beſeitigen könne. Du ſiehſt doch wie es überall gärt und brennt!"

„Willſt du dich etwa an den lettiſchen Bauern begeiſtern, die ihren Gutsherren Haus und Hof über dem Kopf anſtecken, oder an den Hooligans, die lärmend durch die Straßen ziehen und ſich den Frauen ſo lange drohend in den Weg ſtellen, bis ſie von ihnen ein paar Rubel erhalten? Oder an den Räubern, die unſere Banken und Eiſenbahnzüge plündern? Ich ſpucke darauf!"

Sie waren inzwiſchen vom Strand nach der Stadt gegangen und in die Avenue de la Reine Victoria eingebogen, wo ihnen die elegante Welt von Biarritz vor den Schaufenſtern der Juweliere und Modewarengeſchäfte begegnete. Die beiden Männer gingen nicht mehr Arm in Arm, ſondern nachdenklich und jeder für ſich nebeneinander einher. Sie waren am Garten des Hotel Continental angelangt, wo Iwan Waſſiljewitſch wohnte. Er führte ſeinen Freund auf ſein Zimmer.

Auf dem Tiſch lagen die Denkwürdigkeiten des Fürſten Chlodwig Hohenlohe, die er am Tage vorher vom Buchhändler bekommen und ſofort geleſen hatte. Er ſchlug den zweiten Band und darin die Stelle auf, wo Turgenjew dem Fürſten im Jahre 1879 ſagte, daß die Regierung die Bewegung in den gebildeten Ständen nicht verſtehe, die ſchon damals eine konſtitutionelle Verfaſſung verlangten. Iwan Waſſi-

ljewitſch wies mit dem Finger auf folgende Zeilen hin: „Dem Kaiſer würde es leicht ſein, das Volk durch Konzeſſionen zu gewinnen und einen ungeheuren Enthuſiasmus für ſich hervorzurufen. Der Augenblick ſei jetzt günſtig. Allein der Kaiſer, dem man ſtets vorhalte, daß Ludwig XVI. durch Konzeſſionen auf die Guillotine geführt worden ſei, wolle davon nichts wiſſen.“ Und weiter: „Wenn man behaupte, es gebe in Rußland keine Männer, die zur Leitung der Geſchäfte fähig wären, ſei das ganz falſch, und nannte verſchiedene tüchtige Beamte und Advokaten aus der Provinz.“ Hohenlohe ſchließt ſeine Betrachtung damit, daß er ſagt: „Wenn ich der Kaiſer Alexander wäre ſo würde ich Turgenjew beauftragen ein Miniſterium zu bilden.“ Der Dichter meinte: „Le peuple russe est frémissant.“

„Glaub' das nicht, Brüderchen!“ meinte Waſſili Iwanowitſch gutmütig lächelnd, indem er ſich ſetzte. „Es wird alles ſo bleiben wie es iſt. Weshalb ſollen wir uns unnütz aufregen? Jeder für ſich und Väterchen Zar für alle! Auch ich habe ſchwere Zeiten durchgemacht. Auch bei uns wurde geplündert und geſchoſſen, daß ich dachte, es würde kein Stein auf dem andern bleiben. Aber man gewöhnt ſich an alles. Jedesmal, wenn ich einen Schuß hörte, ſchlug ich mit der Fauſt auf den Tiſch und rief ‚Bumm!‘ Und es ging vorüber.“

Iwan Waſſiljewitſch richtete ſich in ſeinem Seſſel auf und fuhr ſich mit der Hand an die Stirn. Auf ſeinem Geſicht ſtieg die Röte des Zorns auf, den er ſo lange mühſam unter-

drückt hatte. Wütend ſchrie er: „Das iſt nicht zu ertragen. Blind biſt du und taub geblieben dein ganzes Leben! Weißt nicht, was um dich vorgeht! Ganz Rußland fiebert und leidet im Kampf um ſeine Ideale. Die Morgenröte der jungen Freiheit iſt bereits überall ſichtbar und die Geiſter eilen dem neuen Tag entgegen. Aber du ſitzeſt noch immer wie unſere Großeltern in ihrem Tarantaß und fühlſt dich wohl bei dieſer Fahrt auf ſchmutzigen Landſtraßen. Aber paß auf, wie du eines Tages mit deiner Kibitka umwerfen wirſt."

Er redete ſich in immer größere Erregung hinein, wobei er im Zimmer auf und nieder ging und lebhaft geſtikulierte. Vor ſeinen Augen ſtand leuchtend das Bild ſeines Vaterlandes, befreit vom Druck ſeines beſtechlichen Beamtentums, von der Willkürlichkeit ſeiner Juſtizpflege, geklärt und erleuchtet durch die immer weiter ſchreitende Bildung, die ſich durch unzählige tauſende Adern als belebendes, friſches Blut überall dem Körper des ungeheuren Volkes und Landes mitteilt. So redete er weiter ohne auf ſeinen Freund zu achten, wohl eine Viertelſtunde lang. Er fand Worte wie ein Prieſter, wie ein Prophet und Dichter.

Eine Weile hatte ihm Waſſili Iwanowitſch ruhig zugehört. Dann begann er den Kopf langſam auf die Bruſt ſinken zu laſſen und tiefer zu atmen. Die Augen ſchloſſen ſich bereits, aber noch hörte er einzelne Worte und verſuchte zu antworten. „Ta — ran — taß!" rief er leiſe. „Ta — ran — taß! Schöne Zeit! . . . Die verfluchten

Weſtlinge . . . Mit der Knute ſollte man . . .“ Dann verſank er in tiefen Schlaf.

Als Iwan Waſſiljewitſch bemerkte, welchen Eindruck ſeine Beredſamkeit gemacht hatte, wurde er wütend, rüttelte ihn bei den Schultern und ſchrie ihn an: „Du alter Teekeſſel, willſt du nicht Vernunft annehmen? Willſt du denn ewig ſchlafen, wenn auch die ganze Welt um dich erwacht? Aber paß auf! Sie werden dich ordentlich bei den Beinen packen und dich zauſen, dir Vernunft beibringen, weil du immer nur an dich und niemals an deine Mitmenſchen gedacht haſt. Erwache, zum Teufel, ſo erwache doch!“

Mühſelig reckte ſich Waſſili Iwanowitſch in ſeinem Seſſel, ſchlug die Augen auf und rief: „Waaas?“ Man klopfte. Ein Kellner mit roten Frackaufſchlägen trat herein und fragte, ob die Herrſchaften nicht frühſtücken wollten. Dieſe Worte machten Waſſili Iwanowitſch wieder lebendig, als ob ihm ein elektriſcher Schlag durch die Glieder gefahren wäre. „Komm Bruder, komm!“ rief er. „Was ſollen wir uns ſtreiten! Wir ſitzen ja nicht im Tarantaß und werden nicht umkippen. Wir ſind ja hier in Biarritz und wollen luſtig ſein. Zuerſt das Frühſtück und abends reden wir weiter. Weiber gibt es hier, ſage ich dir, Weiber!“ Er ſchnalzte mit der Zunge und zog ſeinen Freund, der ihm widerwillig folgte, mit in den Speiſeſaal . . .

Abends um elf Uhr erſchienen die beiden Freunde wiederum Arm in Arm auf der Strandpromenade in Biarritz. Iwan Waſſiljewitſch hatte ſeine müde, grübleriſche Hamlet-

maske abgelegt und betrachtete mit ſichtlichem Wohlgefallen das bunte, genußfrohe Treiben, das ihn im Glanz der elektriſchen Lichter umſchwirrte. Waſſili Iwanowitſch befand ſich in ſeliger Champagnerſtimmung, und auf ſeinem geröteten Antlitz zeigte ſich jenes echt ruſſiſche Lachen, das Alexander Herzen einmal als „krankhaftes Grinſen“ bezeichnet hat. Sie hatten Mühe, durch das Gewühl der Badegäſte, die ſich aus aller Herren Länder hier trafen, und der vorbeirollenden Automobile ihren Weg zu finden. Das Meer war unruhig geworden, die Wellen überſchlugen ſich und am Rocher de la Vierge ſpritzte der Schaum wie aus einer Rieſenfontäne in die Luft. Die Freunde begaben ſich in das nächſtgelegene Kaſino, wo die Muſik gerade einen Straußſchen Walzer angeſtimmt hatte und die Menge ſich unter lebhaftem Geſpräch und Lachen durcheinander drängte. Aber ſchon nach einer Viertelſtunde ſagte der Dicke zu ſeinem Freunde: „Hier iſt es langweilig. Komm, gehn wir weiter!“

Sie kamen zu einer Tür, die von mehreren Herren in Frack und weißer Halsbinde bewacht wurde. Ein Sekretär ſaß an einem Tiſche und trug in ein großes Buch die Namen derer ein, die würdig befunden wurden, zum Allerheiligſten Zutritt zu erlangen.

„Ihren Namen, mein Herr! Führen Sie einen Paß bei ſich?“ fragte einer von den Türhütern des Spieltempels und fügte hinzu: „Bitte um zwanzig Franks für die Perſon.“

Die Tür öffnete ſich und ein heißer, ſüßlich betäuben-

der Duft drang aus dem Salon hervor, wo man ſich um die Spieltiſche drängte. Die Männer ſtarrten mit blaſſen, verlebten Geſichtern auf die Karten, während ihre Begleiterinnen ihnen mit kalt berechnendem Lächeln aus den gefüllten Sektgläſern zutranken.

Einen Augenblick zögerte Iwan Waſſiljewitſch einzutreten. Er wurde wieder ernſt, denn er erblickte gerade ein Paar von ſeinen Landsleuten, die es am tollſten trieben. Aber Waſſili Iwanowitſch zog ſeinen Freund am Arm in den Salon hinein und ſagte lachend: „Du ſollſt ſehen, daß ich nicht mehr im Tarantaß ſitze, ſondern ein moderner Menſch geworden bin und ich will dir zeigen, wie das ruſſiſche Volk ‚erbebt'. Ha, ha!"

Nikolaus II.

Als der Lenz vor zehn Jahren mit jenem raſchen Übergang, den man beim Wechſel der Jahreszeiten nur in Rußland kennt, den letzten Schnee auf den Steppen zum Schmelzen und die eiſigen Winde zum Schweigen brachte, als innerhalb weniger Tage aus den Zweigen und Sträuchern friſches Grün herausſprang, und die Maiſonne den Winter ohne Übergang plötzlich in warm leuchtenden Sommer verwandelte, erfolgte in der Uſpenskikirche im Kreml in Moskau die feierliche Krönung des Zaren Nikolaus II. zum Selbſtherrſcher aller Reußen. Das uralte Gotteshaus, in dem die ruſſiſchen Zaren von der Geiſtlichkeit geſalbt werden und ſich das Symbol ihrer Macht ſelbſt aufs Haupt ſetzen, ſchimmerte im Glanz der mit Gold und Edelſteinen geſchmückten Bilderwand, die den Altar vom Allerheiligſten trennt, bei dem flackernden Licht der Wachskerzen, die an den Kronleuchtern brannten, und dem Funkeln der Uniformen und Orden in der Schar der geladenen Gäſte, die aus aller Herren Ländern zuſammengeſtrömt waren, um dem feierlichen Akt beizuwohnen. Langſam füllte ſich der Raum zur Linken mit den Damen der Ariſtokratie, die in ihren weißen Kleidern den altruſſiſchen Kokoſchnik als Kopfſchmuck zur Schau trugen. Die Geiſtlichkeit verbeugte ſich in ihren goldenen Gewändern unaufhörlich zum Altar und

murmelte wohl fünfzigmal hintereinander das „Boshe pomili“, „Herr erbarme dich“, während gleich darauf die gewaltigen Bässe der Männer und die lieblichen Stimmen der Knaben ohne instrumentale Begleitung einsetzten. Von meinem Standpunkt gleich hinter den Herren des Reichsrats, den Mitgliedern des Senats und den Bürgermeistern der Städte konnte man auf goldenem Tische Krone, Szepter und Reichsapfel erblicken. Von draußen tönten die Klänge der Nationalhymne, das Geläute der Glocken und das Hurrarufen der Menge immer lauter in den stillen Raum der Kathedrale hinein, an deren Wänden die Heiligenbilder zu erzittern schienen. Gleich darauf erschien der Kaiser in der Uniform eines Obersten des Preobraschenskischen Regiments mit dem roten Band des Alexander Newski-Ordens, das sich ihm von der linken Seite über die Schulter legte, mit der Kaiserin, die das dunkler gehaltene Band des Katharinenordens über der rechten Schulter trug.

Ein seltsames Paar, dessen Anblick viel zu denken gab! Die Kaiserin, die Verkörperung echter Weiblichkeit, eine ungewöhnliche Schönheit und wahrhaft majestätische Erscheinung, ein wenig streng und kühl in ihrem Gesichtsausdruck, der an das Wesen einer englischen Lady erinnerte, aber doch sofort für sich einnahm, wenn darüber ein sanftes Lächeln aufleuchtete. Sie fürchtete sich offenbar vor den Anstrengungen, die ihr der Krönungstag zumutete. Ihr schönes blondes Haar war zum Teil zu einem griechischen Knoten zusammengebunden, zum Teil fiel es ihr in langen Strähnen über die Schultern hinweg. Sie fühlte sich noch fremd in der Umgebung, und war kaum imstande, die Sprache ihrer neuen Heimat, auch wenn es sich nur um wenige fließende Sätze handelte, frei zu üben. Aber ihr Wesen imponierte allen, und das Volk fand in der Art,

wie sie sich nicht nur mit dem Kopf, sondern mit dem ganzen Oberkörper vor ihm verneigte, einen echt russischen Bojarengruß, an dem die Menge sich erbaute. Kaiser Nikolaus II., einen halben Kopf kleiner als sie, erschien daneben mit seiner zierlichen, schmächtigen Gestalt trotz seiner achtundzwanzig Jahre immer noch wie ein Jüngling. Ein stärkerer Gegensatz zu der Riesenerscheinung seines Vaters Alexanders III., der in seiner ungebrochenen Jugend die Kraft eines Athleten besaß, konnte unmöglich gedacht werden. Dem jungen Kaiser fehlten aber auch die großen, klugen, scharf dreinblickenden Augen seiner Mutter, von der nur die feine Gestalt auf ihn übergegangen zu sein schien. Während er vor den Metropoliten von Petersburg, Moskau und Nowgorod, die sich tief vor ihm verneigten, das Glaubensbekenntnis hersagte und sich dabei vier- oder fünfmal bekreuzigte, begann seine wohllautende, aber matt klingende Stimme bei sinnschweren Worten zu stocken. Als ihm und seiner Gemahlin die mit Hermelin besetzten Krönungsgewänder angelegt wurden, war sein Onkel, der Großfürst Wladimir, ihm behilflich, die Falten des Gewandes zu ordnen. Wenn er seinem Neffen kaum merklich etwas zuflüsterte, schien es beinahe, als ob er ihm Mut einflößen wollte, bei den unendlich ausgedehnten Zeremonien seinen Mann zu stehen. Der Kaiser nahm dem höchsten Vertreter der Geistlichkeit die Krone aus der Hand und setzte sie sich selbst aufs Haupt. Aber man konnte genau beobachten, wie sie ihn mit ihrer schweren, goldenen, mit Edelsteinen besetzten Wölbung die Stirn an einer erhöhten Stelle, die mit einer Narbe versehen war, drückte und ihn schmerzte. Einen Augenblick nahm er sie vom Haupt und berührte damit die Stirnfläche der Kaiserin, um diese dadurch zur Genossin seines Thrones zu weihen, bevor er ihr die kleinere Krone

ſelbſt aufs Haupt ſetzte. Die hohe Geiſtlichkeit näherte ſich wieder dem neuen Herrſcherpaar mit langen, brennenden Wachslichtern und Weihrauchfäſſern, um die Salbung vorzunehmen, während die gewaltige Glocke des Iwan Weliki mit mächtigem Dröhnen dazwiſchen tönte.

Das Jahrzehnt, das ſeit dem glänzenden Schauſpiel dahingegangen iſt, hat den Zaren vor Aufgaben geſtellt, deren glückliche Löſung ihn den größten Herrſchern aus dem Hauſe Romanow zur Seite geſtellt hätte. Statt deſſen hat das Rad des Schickſals ſich in furchtbarem Schwunge gegen ihn und ſein Haus gewendet, Gefahren heraufbeſchworen, die für die Zukunft das Schlimmſte befürchten laſſen und Wirrniſſe ohne Ende zur Folge haben. Das glückliche Familienleben, das er führt, ſchützte ihn nicht einmal vor ſchweren Sorgen im eigenen Hauſe. Die vier Töchter, die zu ſeinen Füßen ſpielten und heranblühten, wie die vier Bäumchen, die ihnen zu Ehren im Schloßpark von Zarskoje Sſelo eingepflanzt waren, berührten in dem leicht beſtimmbaren Volksbewußtſein wie eine Enttäuſchung berechtigter Erwartungen. Ein Sohn und Thronfolger mußte vorhanden ſein, um der ausländiſchen Prinzeſſin auf dem Kaiſerthron das entſprechende Anſehen zu geben. Inzwiſchen trieb die unüberlegte Eroberungspolitik der Militärpartei zur Einverleibung der Mandſchurei und der Fortführung der ſibiriſchen Bahn nach den eisfreien Häfen des Golfs von Petſchili. Vergeblich ſuchte Witte vor dem gefährlichen Übermut zu warnen und darauf hinzuweiſen, daß die fertiggeſtellte Bahn für den Weltverkehr zum Stillen Ozean treffliche Dienſte leiſte, ſeitdem es in Wladiwoſtok gelungen war, durch Eisbrecher auch im Winter eine Fahrrinne für Handelsſchiffe zu ſchaffen. Die Japaner, von deren entſchloſſener Tatkraft alle Kenner des „fernen Oſtens"

eine hohe Meinung hatten, galten den weisen Herren in St. Petersburg für zudringliche Affen, die man mit einer tüchtigen Tracht Prügel ohne weiteres auf ihre Inseln wieder zurücktreiben würde. Das Verhängnis brach in fürchterlicher Weise über Rußland herein, entzündete all die gefährlichen Kräfte, die im Innern gebrodelt hatten, und rief einen solchen Heißhunger nach Reformen, einen solchen fieberhaften Durst nach Freiheit hervor, daß die Geburt des Thronfolgers Alexei nur noch wenig von dem erwarteten Freudentaumel übrig ließ. Vater Johann von Kronstadt und all die Männer, die den Segen des Himmels herabbeschworen hatten, wären sonst als Wundertäter angestaunt worden. Jetzt dachte man aber nicht an die kommende Generation, sondern nur an die Rechte der gegenwärtigen.

In einer seiner politischen Reden hat Canning einmal das schwerwiegende Wort ausgesprochen: „Unschlüssigkeit und Verzögerung sind die Eltern des Mißlingens; sie bringen der Sache, bei der sie angewendet werden, jede Möglichkeit des Verderbens und bieten dem Gegner jeden Vorteil und jede Ermutigung." Nikolaus II. hat diesen Satz offenbar nie gelesen, jedenfalls den Sinn, der ihm zugrunde liegt, nicht verstanden. Er ist kein Herrscher, der durch seine Persönlichkeit einen Eindruck auf die Menge zu machen, sie durch die Kraft seines Willens zu beglücken oder zu erschrecken, zu belohnen oder zu bestrafen weiß. Alle Versuche, die man in früherer Zeit machte, um sein Wesen nach dieser Richtung hin zu idealisieren, sind völlig gescheitert und selbst von gefälligen Federn nicht wieder aufgenommen worden. Es wurden die verkehrtesten Mittel angewendet, um ihm den Blick für die Wirklichkeit der Dinge freizuhalten, ihm für die Beurteilung

der Dinge feste Handhaben zu geben, die Geschicke seines Landes von einem erhöhten Standpunkt zu betrachten und mit einem entschiedenen „Ja" oder „Nein" Zweckmäßiges zu schaffen oder schädliche Einflüsse abzuweisen. Die Weltanschauung des unseligen Pobjedonoszew wurde ihm unabläßig eingeflößt und dadurch die Überzeugung in ihm großgezogen, daß das Selbstherrschertum und die orthodoxe Kirche die beiden mächtigen Pfeiler bilden, die einzig und allein das mächtige russische Reich sicher stützen können. Diese Lehren wirkten beruhigend auf einen Mann, dessen Eigenschaften für einen zum Guten, aber nicht zum Bedeutenden veranlagten Privatmann ausgereicht hätten, aber sofort zu bedenklichen Fehlern wurden, wenn es sich um die Wahrnehmung der wirklichen Volksinteressen handelte.

Der Zar, der in den anderthalb Jahren zwischen seiner Vermählung in Petersburg und seiner Krönung in Moskau noch so vertrauensvoll und gutmeinend um sich blickte, wurde, ehe er eine Ahnung davon hatte, von Einflüssen umgarnt, die mächtiger als er waren und ihn dorthin schoben, wo sie ihn brauchten, um rückständigen Ideen zu dienen. Wenn er das Richtige wollte, wurde es ihm in der Ausführung so dargestellt, daß beinahe das Gegenteil seiner Absichten zutage kam. Das giftgetränkte Netz, das ihm seine Umgebung umlegte, und das er mit einem entschlossenen Ruck hätte zerreißen müssen, erschien ihm wie ein wärmendes Kleid. Nikolaus II. suchte die Unnahbarkeit des Herrschertums durch manche liebenswürdige Züge menschlich abzuschwächen. Auch er erinnerte sich an ein goldenes Wort, das er bei Puschkin, dem nationalen Dichter der Russen, in dessen Drama „Boris Godunow" gefunden und das seinem Vater immer als Führung gedient hatte. In dieser Dichtung sagt der sterbende Zar zum Thronfolger:

„Sei ſchweigſam, Sohn, nicht ſoll des Zaren Wort
Zwecklos verhallen in der leeren Luft.
Es ſoll wie heilger Glockenton nur künden
Ein großes Leiden oder große Feier."

Aber auch dieſen weiſen Rat wußte ſich der junge Kaiſer nicht zunutze zu machen. Wenn er ſprach, ſchien es immer unter einem Zwang zu geſchehen, dem er nur ungern nachgab. Seine Worte hatten keinen Hochflug und keine Spannkraft, ſie zielten und trafen nicht in das Weſen der Dinge, ſie tönten, als ob ſie aus einer fremden Seele herausgeſprochen wären. Der Zar fühlte bald ſelbſt nur zu ſehr, daß er nicht Situationen ſchaffe, ſondern von ihnen geſchoben werde. Er wunderte oder empörte ſich ſogar über das, was er aus der angeblichen Befolgung ſeiner Beſtimmung entſtehen ſah, und wurde dann von einem Mißtrauen erfüllt, das ihn noch vorſichtiger in ſeinen Willensäußerungen machte, bis ſie ſchließlich ins Stocken kamen, wenn man ſie dringend erwartete und brauchte. Wie er es anſtellte, um ſich ſchwierigen Entſcheidungen gewachſen zu zeigen, beweiſt die erſte Entlaſſung Wittes im Herbſt 1903. Der Miniſter fühlte ſich niemals ſicherer als gerade zu jener Zeit und erwartete von der Audienz, die er bei ſeinem kaiſerlichen Herrn hatte, nur freundliche Wünſche beim Antritt ſeiner Urlaubsreiſe. Dieſe floſſen auch tatſächlich wie milder erquickender Maienregen auf ihn nieder und mit einer tiefen Verbeugung wendete ſich der Miniſter zum Ausgang des Zimmers. Der Zar begleitete ihn gnädig lächelnd bis dorthin, reichte ihm die Hand zum Abſchied, ſchlug aber dann die Augen verlegen nieder und ſagte zu ihm: „Sergej Juljewitſch, ich habe Sie zum Vorſitzenden des Miniſterkomitees ernannt!" Das bedeutete natürlich eine Kaltſtellung, wie ſie eindrucksvoller nicht gedacht werden

konnte. In eingeweihten und für zuverläſſig geltenden Kreiſen wurde noch hinzugefügt, daß der Zar, als er wieder allein war, ſich die Hände vergnügt gerieben und für den im Vorzimmer dienſttuenden Adjutanten vernehmlich ausgerufen habe: „Gott ſei Dank, nun bin ich ihn los!“ Die Kunde davon lief bald durch die höheren Beamtenkreiſe und wurde an den Winterabenden, wenn der eine oder der andere über die beſtehenden Zuſtände ſeinem Herzen Luft machte, ganz offen beſprochen. Witte hat das Vertrauen des Zaren niemals in vollem Maße zu erlangen gewußt. Das Energiſche, Drauflosfahrende, Selbſtbewußte des Miniſters erregten des Zaren Argwohn, als ob Witte mindeſtens ebenſo ſehr an ſich als an das Wohl des Reiches denke. In ſchwierigen Situationen mußte Nikolaus II. ihn allerdings als unentbehrlich anerkennen und zu ſeiner Tatkraft zurückgreifen. Aber als „treuer Diener ſeines Herrn“ wollte er ihm nie erſcheinen, und das Wachstum ſeiner Bedeutung hat er nach Möglichkeit zu hindern geſucht als ſchädlich und gefährlich für das Anſehen ſeiner Krone.

Viele wollen die auffallenden Schwächen im Charakter des Zaren, das Zögernde, Schwankende und Unentſchloſſene ſeines Weſens aus ſeinem körperlichen Befinden erklären. Sie erinnern an jene Epiſode auf ſeiner Orientreiſe im Frühling 1891, als ein japaniſcher Poliziſt in Otſu bei Kioto mit gezogenem Säbel auf ihn einſtürzte und ihn am Kopf nicht unbedenklich verwundete. An den Folgen dieſes Schlags ſoll der damalige Großfürſt-Thronfolger noch längere Zeit nachher zu leiden gehabt haben. Es hieß, heftige Kopfſchmerzen, die ihn ab und zu immer quälten, beeinträchtigten ſeine Arbeitsfähigkeit zuweilen in bedenklicher Weiſe und ließen noch allerlei weitere Befürchtungen

aufkommen. Diese schienen frische Nahrung zu erhalten, als der Zar vor mehreren Jahren während seines Aufenthalts auf dem Schloß Livadia in der Krim nicht ungefährlich erkrankte. Von einer Seite wurde damals behauptet, daß die Lage des Palais am Schwarzen Meer der körperlichen Beschaffenheit des Kaisers unzuträglich gewesen sei und einen schweren Typhusfall zur Folge gehabt habe. Von anderer Seite wurde dagegen versichert, daß man in der kaiserlichen Küche den Speisen, die für die Zarenfamilie zubereitet wurden, Gift beigemischt habe. Aus den widersprechenden Gerüchten die absolute Wahrheit herauszuschälen, war bei dem Vertuschungssystem, das in den offiziellen Kreisen befolgt wird, und bei dem Mangel einer selbständigen öffentlichen Meinung fast ganz unmöglich. Fest stand nur das eine, daß Nikolaus II. seine Willenskraft fast immer nur in dem passiven Widerstand äußerte, den er notwendigen Entschließungen entgegensetzte, in dem Eigensinn, mit dem er den Vorschlägen seiner Umgebung widerstrebte, ohne aber selbst zu sagen, was er eigentlich wollte. In den intimen Kreisen Petersburgs wurde später Erstaunliches darüber erzählt, wie das Gleise der Regierungsmaschinerie nicht selten einfach um die Person des Zaren herumgeführt wurde und wie in seinem Namen amtliche Erlasse erfolgten, deren Inhalt er vorher kaum gekannt, denen er aber sicherlich nicht seine Unterschrift gegeben hatte.

Tatsache bleibt, daß seit dem unglückseligen 22. Januar vorigen Jahres auch bei dem ruhigen und wohlmeinenden Teile der Bevölkerung das Vertrauen in die ehrlichen Absichten der Regierung und die Willenskraft des Zaren immer mehr schwinden. Bis dahin war es immer noch möglich, die Unzufriedenheit, die während des Krieges in erschreckender Weise wuchs, zu vertrösten mit dem Ver-

ſprechen, daß alle Hoffnungen in abſehbarer Zeit erfüllt würden. Aber niemals konnte man in der Reſidenzſtadt vergeſſen, daß Männer und Frauen jedes Alters hilfeflehend wie Kinder zu ihrem Vater nach dem Winterpalais geſtrömt waren und daß ſie dabei durch Gewehre und Kanonen in langen Reihen niedergeknallt wurden. Daß der Zar damals, anſtatt die Stimme der Bittenden zu ſeinem Ohr dringen zu laſſen, heimlich nach Zarskoje Sſelo abreiſte, bildete einen Beweis von Schwäche, von der er ſich nicht mehr erholt hat, und ein ſchweres Verſchulden, das vielleicht nie wieder gutzumachen iſt. Seitdem liegen ihm lauter kurzſichtige oder böswillige Geiſter in den Ohren, Männer, die von Trepow als tauglich befunden wurden, das ſchwankende und in allen Fugen bebende Staatsſchiff in den richtigen Kurs zu bringen. Nun ertönt wieder das alte, traurige und dumme Lied, daß die Empörung über beſtehende Mißſtände wie Giftfläſchchen in den Schränken der Apotheker verteilt ſei, und daß man ſie nur zu zertrümmern brauche, um alles wieder in Friede und Freundſchaft verwandelt zu ſehen. Nun ſind wieder die Juden an allem ſchuld, und Menſchen, die für ernſthaft gelten wollen, überlegen wirklich, wie man allmählich über fünf Millionen denkender und fühlender Weſen aus dem Lande hinaushetzen könne. Nun greift wieder der fluchwürdige Gedanke um ſich, die geknechtete Bevölkerung mit ſchönen Verheißungen hinzuhalten, in der Hoffnung, daß ſchließlich doch alles beim alten bleiben werde. Und „Väterchen“ weilt fern von der Hauptſtadt, ohne zu bedenken, daß die Schillerſchen Worte: „Und ſetzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen ſein!“ für niemanden eine größere Bedeutung hat, als für die vom Schickſal Bevorzugten, in deren Hände das Wohl eines ganzes Volkes gelegt iſt.

Zar Nikolaus wohnt in Peterhof nicht in dem großen, von Peter dem Großen erbauten Palais, das eine getreue Nachbildung des Schlosses von Versailles bildet und von dem zwischen überraschend schönen Baumanlagen prachtvolle Kaskaden über breite Stufen herabstürzen, um in einem weiten Becken die 25 Meter aufspringende Simsonsfontäne zu speisen. Der Wohnsitz des Kaisers liegt im untern Park, ganz nahe am Ufer der Newabucht, in dem Lustschloß Alexandria, dessen Bau schon von Alexander I. in Angriff genommen, aber erst von dessen Sohn Nikolaus I. zur Ausführung gebracht wurde. Es sollte damit ein beständiger Sommeraufenthalt für die kaiserliche Familie geschaffen werden, eine Absicht, die auch von den späteren Herrschern als zweckmäßig anerkannt wurde. Das Schloß steht auf einer kleinen Erhebung und macht mit seinen offenen Balkonen, Galerien und Terrassen einen freundlichen, aber keineswegs prunkhaften Eindruck. Am hübschesten wirken die schöngehaltenen Gartenanlagen, die sich um das Schloß herumziehen, das auch mancherlei künstlerischen Schmuck in Gestalt von Reliefs, Statuen und einer Pietà enthält. Die Zimmer der Kaiserin befinden sich in den unteren, diejenigen des Kaisers in dem oberen Teile des Gebäudes. In dem Dachzimmer sind Einrichtungen für eine Telegraphen- und Signalstation getroffen worden, die Alexandria mit der gegenüberliegenden Festung Kronstadt verbindet. Dem Kaiser Alexander III. war bei seinem Sommeraufenthalt auch dies Palais noch zu prunkvoll eingerichtet. Er zog sich daher mit Vorliebe auf ein in unmittelbarer Nähe davon befindliches kleines Gebäude zurück, dem der Charakter eines Bauernhauses gegeben war. Von Peterhof kann man in schönen Tagen die goldene Kuppel der Isaakskirche von St. Petersburg herüberschimmern sehen, wo jeden neuen Tag

Nachrichten von verhängnisvollen Begebenheiten zuſammenſtrömen und die Ohnmacht der Regierung, den Sturm der erwachten Geiſter zu beruhigen, beſtändig zunimmt. Aber Nikolaus II. iſt nicht aus dem Stoff geboren, den die Schöpfungskraft der Natur und des Lebens verwendet, um große Herrſcher zu bilden. Der Geiſt Peters des Großen, der in den beginnenden Herbſtabenden durch die Anlagen ſeines Parkes ſchwebt, ſcheint den ſchwankenden Mut des Mannes, der auf ſeinem Thron ſitzt, nicht beleben zu können. Immer mehr verengt ſich der Kreis ſeiner Intereſſen in dieſer ſorgenvollen Zeit, ſo daß der Zar nur noch von dem Gedanken an ſeine und ſeiner Familie Sicherheit beherrſcht wird und als trauriges Zeichen ſeiner Machtloſigkeit die Worte des ſterbenden Heinrich IV. bei Shakeſpeare wiederholen muß:

„So legt, Ihr Niedern, nieder Euch beglückt,
Schwer ruht das Haupt, das eine Krone drückt."

Der ruſſiſche Muſhik.

Iwan Turgenjew erzählte wenige Jahre vor ſeinem Tode, als die nihiliſtiſche Bewegung immer weiter um ſich griff und von den Städten auf das flache Land hinüber zu ſpringen ſchien, ſeinen Pariſer Freunden einen Traum, der ihm kurz zuvor beim Erwachen den Angſtſchweiß auf die Stirn getrieben hatte. Er glaubte an einem ſchönen Sommermorgen wieder an den Stätten ſeiner Kindheit und Jugend, auf ſeinem bei Tula gelegenen Landgut zu weilen, wohin er ſo gern zurückkehrte, wenn ihm die Luft in den franzöſiſchen Salons zu ſchwül wurde und er nach einfachen, natürlichen Menſchen ein unwiderſtehliches Verlangen fühlte. Er erfreute ſich aufs neue an den alten Eichen und Silbertannen ſeines Gartens, ſah die Dorfjugend zu dem im ruſſiſchen Stil aufgeführten Schulhauſe eilen und hörte von dem weißgetünchten Glockenturm der Kirche leiſe Töne herüberklingen. Auf ſeiner mit Hopfen umrankten Veranda fand er ſein Frühſtück, einfach wie er es zu nehmen liebte, wobei ihm nur der dampfende Samovar mit ſeinem Summen Geſellſchaft leiſtete. Er dachte der Vergangenheit, die ihre Spuren Haus und Hof überall aufgedrückt hatte und fühlte ſich ganz in jene Stimmung verſetzt, aus der viele ſeiner Novellen herausgewachſen waren. Plötzlich bemerkte er, wie ſich ein

Häuflein Bauern langſamen Schrittes ſeinem Garten näherte, auf dem Wege wie beratſchlagend innehielt, dann aber wieder vorwärts ging und dabei ſchon von weitem beim Anblick des Hausherrn den Hut abzog. Turgenjew rief ihnen wohlgefällig lächelnd einen „Guten Morgen!“ zu, aber die Bauern zögerten verlegen, drängten ſich zuſammen und ſchienen für das, was ſie wollten, nicht die richtigen Worte finden zu können.

„Nun, was denn?“ fragte ſie der Dichter, wobei er den ſchwachen Tenor ſeiner Stimme — er ſtand im Widerſpruch zu ſeiner hohen, breitſchulterigen Figur — anſtrengen mußte, um ſich verſtändlich zu machen. Da trat einer von den Bauern aus der Gruppe heraus, verneigte ſich bis zur Erde, als ob er demütig um etwas bitten wollte und ſagte verlegen: „Verzeih' uns Väterchen, daß wir dich ſtören. Aber wir ſind gekommen, um dich zu hängen! Man hat es uns befohlen. Verzeih', aber wir müſſen dich hängen!“

Was dem Dichter, als er dieſen Traum erlebte, aus den Tiefen der Seele dumpf hervorquoll, war nicht nur der Gedanke an das Ende aller Dinge. Er ſtand in den Jahren, in denen man ſich allmählich darauf vorbereitet, vom Leben Abſchied zu nehmen. Er wurde von der Krankheit aller alten Jäger, der Gicht, ſchmerzhaft gequält und bald darauf durch ein furchtbares Leiden, Knochenfraß an der Wirbelſäule, dem er erliegen ſollte, jeder freien Körperbewegung beraubt und ans Bett gefeſſelt. Aber es war nicht nur ſein perſönlicher Zuſtand, der ihn niederdrückte, ſondern ebenſo ſehr das Bewußtſein, daß die breite Maſſe ſeines Volkes allmählich von einer Gärung erfaßt werde, deren Folgen ſich nicht überſehen ließen, aber in der Entwicklung Rußlands jedenfalls eine verhängnisvolle Rolle ſpielen mußten. Turgenjew kannte wie kein Zweiter den ruſſiſchen Bauern mit

all den guten und ſchlechten Eigenſchaften, die bei ihm eng miteinander verwachſen ſind. Tag und Nacht war er mit der Flinte auf der Schulter und ſeinem Hunde zur Seite durch Wald und Felder und Steppe gewandert, um alle Erſcheinungen des Natur- und Volkslebens auf ſich wirken zu laſſen. In den Skizzen „Aus dem Tagebuch eines Jägers“ hatte er das Nichtige und Verlorene der Landbevölkerung, dieſer Menſchen, die wie Grashalme kommen und vergehen, in den feinſten Unterſchieden der Charakteriſtik mit wunderbarer Anſchaulichkeit geſchildert. Er hatte den Fluch der Leibeigenſchaft, der auf der Nation laſtete, erkannt und in ihr einen Feind geſehen, mit dem er nicht dieſelbe Luft atmen, den er nicht mit Gleichmut ertragen konnte. In dieſem Begriff vereinigte ſich alles, wogegen er nach ſeiner eigenen Verſicherung bis zum Ende ſeiner Tage zu kämpfen beſchloß, womit er ſich niemals auszuſöhnen gelobte. Das war ſein Hannibalſchwur! Alexander II. hat es ausdrücklich betont, daß er in ſeiner Abſicht, die Leibeigenſchaft aufzuheben, durch Turgenjews Schilderungen beſtärkt worden ſei.

Zwanzig Jahre waren ſeit dem Reformwerk des „Zar-Befreiers“ dahingegangen und ſchon glaubte der Dichter zu bemerken, daß ſich im Weſen und Benehmen des Bauern, in dem das Gefühl der Menſchenwürde erweckt war, etwas ganz anderes als Dank für die empfangene Wohltat widerzuſpiegeln beginne. Der Bauer ſtand noch immer in gebückter Stellung vor ſeinem Herrn, küßte ihm die Zipfel ſeines Rockes, oder berührte gar mit der Stirn die Erde. In ſeiner armſeligen „Iſba“ kauerte er mit Weib und Kind geduldig, nährte ſich von ſchlechtem Kohl und klitſchigem Brot und freute ſich auf den Sonntag, an dem er dem berauſchenden „Wodka“ bis zur Bewußtloſigkeit zuſprechen

und alle Leiden seines Daseins vergessen konnte. Da ihm Lesen und Schreiben fremd waren, erfuhr er nichts von den Kämpfen, die in den größeren Städten mit Wort und Schrift um freieres, politisches Leben ausgefochten wurden. Seufzend hielt er seinen Rücken ruhig all den Ränken und Heimsuchungen hin, die Polizei und Bureaukratie über ihn verhängten. Die Sorgen, die ihn drückten, kamen aus dem Magen, wenn er das armselige Stück Feld betrachtete, das er zu bearbeiten hatte, wenn die Ernte verhagelte oder das Vieh ihm wegstarb. In dieser Not versuchte er darüber nachzudenken, ob es nach Aufhebung der Leibeigenschaft mit der Verteilung von Land mit rechten Dingen zugegangen sei. Er fand, daß die schlechtesten Gebiete ihm zugefallen seien, daß man ihn übervorteilt habe, daß in Wahrheit das ganze Land ihm gehöre. Der Zar habe befohlen, so meinten sie, alles, was früher den Gutsherren gehörte, unter die Bauern zu verteilen, aber der „Barin" habe ihnen ihr Eigentum vorenthalten. So begannen sie ihre Herrschaft, auch wenn sie scheinbar vor ihr zitterten, mit scheelem Auge zu betrachten, ihr Tun mißtrauisch zu verfolgen und sich im stillen immer wieder zu sagen: „Das alles gehört ja uns! Man hat uns betrogen! Wir müssen uns selbst Recht verschaffen!"

Solche Ideen umschwirrten das Gehirn des Mushik, wie Mücken das Licht an heißen Sommerabenden, und begannen seine Phantasie in Wallung zu bringen. Dieser Prozeß vollzog sich unregelmäßig und ruckweise, meistens so still und geheimnisvoll, daß man im Herrschaftshause kaum eine Ahnung hatte von dem, was die Ofenbank der Bauernhütten zwischen Schlafen und Wachen oder im Lallen des Rausches zu hören bekam. Der Bauer ließ seinen Verdruß und Zorn an der Frau aus, indem er sie prügelte,

aber er wurde ſtill und nachdenklich, wenn ſie ihm etwas von der ungerechten Landverteilung ins Ohr raunte. Dann träumte er von einer ſeligen Zukunft in kommenden Tagen, in denen er ſich ganz frei fühlen und ſo viel Acker bekommen werde, wie er braucht. Das beſtärkte ihn in ſeiner natürlichen Trägheit, und er kam ſich verteufelt ſchlau vor, wenn er ſeine Gedanken nicht vorzeitig verriet, ſondern auf den geeigneten Zeitpunkt wartete, ſie zu verwirklichen. In den fruchtbaren Boden dieſer naiven Habſucht ſtreuten die Nihiliſten und Revolutionäre den Samen ihrer Überredungskunſt ein. Sie wußten den Bauern den Glauben beizubringen, daß die Befreiungsakte, die ihnen verleſen wurde, gar nicht vom Zaren herrühre, ſondern eine Fälſchung ſei, die ihnen die Herrſchaft aufgeſchwindelt habe. Die wahre Emanzipation laute ganz anders, ſie werde ihnen aber betrügeriſch vorenthalten und der gute Zar hätte nicht die Kraft, ſie durchzuſetzen. Hie und da kam es alsbald zu kleineren Aufſtänden, die mit Gewalt niedergeſchlagen werden mußten, ohne daß es gelang, das Übel an der Wurzel zu packen. Immer wieder fabelten die Bauern von einer neuen Landverteilung, die ihnen das Paradies auf Erden verſchaffen würde, und die Regierung mußte all ihre Hebel anſetzen, um die unſinnigen Erwartungen zu zerſtören. Als die Bauern dem Kaiſer Alexander III. im Jahre 1883 bei der Krönung in Moskau ihre Huldigung darbrachten, warnte ſie der Zar ausdrücklich vor den „falſchen Verführern und Aufwieglern", die ihnen dergleichen „törichte Verſprechungen" machen. Der Maler Rjepin hat den Vorgang auf einem großen Bilde dargeſtellt, das man beim Betreten des großen Kremlpalaſtes im Vorſaal erblickt. Aber nur in fruchtbaren Jahren, wenn Sonne und Regen das Ihrige taten, um die Scheuern mit Getreide anzufüllen, ließ ſich

die vorwärtsdrängende Bewegung innerhalb der Landbevölkerung aufhalten. Fehlte es an diesem Segen von oben, so fraß die Unzufriedenheit immer weiter, was auch die Bureaukratie und Polizeigewalt tun mochten, um sie äußerlich zu übertünchen.

In den Reihen der Gebildeten hatten sich mittlerweile die Vorstellungen über das Wesen, die Bedürfnisse und Charakter des Bauern von Grund aus verändert. Wer nichts anderes als die Steppe kannte, in deren Bezirk er geboren war, mochte ihn allerdings immer noch für ein besseres Tier halten, das jeder höheren Entwicklung unfähig sei. Aber wer westeuropäische Bildung eingeatmet hatte, begann anderer Meinung zu werden und dem russischen Bauern eine ähnliche Zukunft zu versprechen, wie sie der Landbevölkerung in den übrigen Reichen beschieden war. Die Literatur, die sich mit diesem Thema beschäftigte, war eine Macht geworden, mit der man rechnen mußte und die ihre Fäden nach allen Richtungen ausspann. So dumpf und starr sah es auf dem flachen Lande schon lange nicht mehr aus, wie es Gogol in seinem Roman „Tote Seelen" geschildert hatte. Schon vor Turgenjew hatte Grigorowitsch mit ähnlichem weichem Gefühl, wenn auch mit geringerer dichterischer Kraft das wehmütig zuckende, nach Erlösung verlangende Menschentum im Mushik zum Gegenstand seiner Romanschilderung gemacht. In seiner umfangreichsten Dichtung „Wer herrlich in Rußland lebt" schildert Nekrassow sieben Bauern, die sich über die Frage immer heftiger streiten und sich schließlich zu prügeln anfangen. Als sie sich ausgetobt haben, beschließen sie auf die Wanderschaft zu gehen, um sich diese Frage beantworten zu lassen. Zuerst treffen sie einen Popen, der aber von sich sagt, daß er nur ein armes, beklagenswertes und ungern geduldetes Geschöpf

ſei. Auch auf dem Jahrmarkt, wohin ſie kommen, ſind wahrhaft glückliche Menſchen nicht zu finden. Ebenſo erhalten die Bauern von einem Gutsherrn, deſſen Wagen ſie anhalten, keine befriedigende Antwort, denn der Gutsherr iſt durch die Aufhebung der Leibeigenſchaft zum Schaffen und Sorgen genötigt worden, hat aber in ſeinem Leben niemals etwas getan und gelernt und fühlt ſich infolgedeſſen ebenfalls unglücklich. Seufzend bekennen die Bauern: „Die große Kette riß entzwei und ſchlug im Schwunge weit umher, traf mit dem einen End' den Herrn und mit dem andern — uns."

Das tönte bereits ganz anders als alles, was der ruſſiſche Burns, der Lyriker Kolzow, in ſeinen reizenden Volksgedichten von der Ernte und dem Wald, von den Schnittern und Pflügern, von Liebe und Leid unter den Burſchen und Mädchen auf dem Lande zu erzählen wußte. Das klang ſo einſchmeichelnd und ſüß, als ob es von den Naturſängern auf den Zweigen draußen im Freien angeſtimmt wäre, und gewann überall die Herzen, die vom Gift des Zweifels und der Sorge um den kommenden Tag noch nicht angefreſſen waren. Die ruſſiſche Dorfgeſchichte hatte die Bauern urſprünglich in zwei Gruppen eingeteilt, die beide geeignet waren, die müden Sinne überbildeter Leſer und Leſerinnen wohlgefällig zu kitzeln. Auf der einen Seite ſtanden ſchmutzige, grobe, faſt teufliſche Geſtalten, an deren Übeltaten man ſich billig aufregen konnte wie an Verbrecherromanen. Man betrachtete ſie nur von weitem, als ob ſie in einem Käfig ausgeſtellt wären, wo ſie niemandem mehr Schaden zufügen konnten. Auf der anderen Seite waren dagegen die braven, gutmütigen Naturmenſchen der Reihe nach aufgepflanzt, deren Empfindungsleben auf alle Weiſe parfümiert und gezuckert war und denen man ſich

daher ohne Gefahr nähern konnte, um sie selbstgefällig zu streicheln. Der Realismus Turgenjews, der das Volk wirklich kannte und dem wirren Spiel der Leidenschaft einen krystallklaren Spiegel vorhielt, brach dann die Bahn für wahrheitsgetreue Schilderung von Land und Leuten. Pissemski erzählte bereits von grauenvollen Gewalttaten, die von den Gutsherren an den Mädchen und Frauen auf dem Dorfe verübt werden und von den traurigen Schicksalen, die den reichgewordenen Bauern bevorstehen, wenn sie sich nach St. Petersburg verirren. Potjechin, die beiden Uspenski, Reshetnikow und andere verschärften die Tonart, die dabei angeschlagen war und zeigten den Zusammenstoß zwischen dem Landleben und dem Treiben der modernen Industrie. Wie schwer beweglich der Bauer in seinen Instinkten und der Befriedigung seiner Instinkte ist, betonte Graf L. N. Tolstoi bereits in seinen Jugenderzählungen, wenn er uns einen jungen Gutsherrn schildert, der von früh bis abends sich bemüht, das Los seiner Bauern zu verbessern, aber von ihnen nicht verstanden wird und für seine Wohltaten nur Mißtrauen und Abneigung erntet. In der „Macht der Finsternis" stiert uns das verglaste Wesen des russischen Bauern, den die Trunksucht zum Tier gemacht hat, in schrecklicher Verwilderung an.

Die Zeiten sind vorbei, in denen der Gutsherr über seine Bauern wie über eine tote Sache verfügen, sie willkürlich und schmachvoll behandeln, in roher Weise körperlich strafen, nach Sibirien oder unters Militär schicken oder wohin es ihm beliebte, verkaufen konnte. Aber vier und ein halb Jahrzehnte sind seit der Aufhebung der Leibeigenschaft dahingegangen, und wenn sie in ihren Folgen schon damals Enttäuschungen hervorrief, ist die Stimmung auf dem Lande seitdem noch viel mehr beunruhigend umge-

ſchlagen. Über hundert Millionen zählt die Landbevölkerung in Rußland, die durch Ausnutzung des Bodens, Mißernten und wirtſchaftliche Übelſtände immer weiter geſchädigt worden iſt. Auf dieſer gewaltigen und unabſehbaren Flut, die früher einem endloſen Sumpfe glich, haben ſich ſeitdem fortwährend Kräuſelungen, Strömungen und Wirbel bemerkbar gemacht, die auf eine ſtarke, von unten nach oben treibende Bewegung ſchließen laſſen. Noch hat die alte Sklaverei in den Lebensformen und Geſinnungen deutlich erkennbare Spuren hinterlaſſen, aber zugleich bemerkt man, wie die alte Schlangenhaut immer mehr abgeſtreift wird. Es geht von Dorf zu Dorf wie ein langſames, aber unaufhaltſames Aufatmen, das durch keinerlei Betäubungsmittel mehr zu unterdrücken iſt. „Freiheit" und „Land" ſind die Stichworte geworden, die man früher nur vereinzelt vernahm, jetzt aber als Maſſenaufruf zu hören bekommt. „Das Dorf iſt erwacht!" flüſtern ſich die Beſitzer zu und fürchten, daß die revolutionäre Bewegung, die das Land erfaßt hat, über die Landbevölkerung hinwegraſen könnte wie ein plötzlich losbrechender Sturm über die Fluten des Ozeans. Die Gutsherren klagen ſchon lange, daß die Bauern im Laufe des letzten Jahrzehnts ganz andere Menſchen geworden ſeien, daß ſich in ihrem Benehmen künſtlich verhaltene Abneigung ausprägte, die für die Zukunft das Schlimmſte befürchten laſſe. So lange die Duma in St. Petersburg tagte, waren den Paul und Iwan die Reden im tauriſchen Palais wie ſüße, beruhigende Muſik erſchienen, die ihnen eine Wendung zum Beſſern verſprach. Seitdem die Volksvertretung aufgelöſt iſt, ſehen die Bauern ihre Abgeordneten, die wieder in die Heimat zurückkehren, mit bitterer Enttäuſchung an. Sie fühlen, daß ſie wieder ganz auf ſich angewieſen ſind, daß ihnen niemand helfen werde, ſo

viel auch von neuen Landverkäufen die Rede ist. Sie träumen aufs neue von einer Freiheit, die man ihnen versprochen, aber in Wirklichkeit nicht gehalten hat, und von einem unbeschränkten Landbesitz, den sie noch immer mit ihrer Herrschaft teilen müssen.

Und in den herrschaftlichen Gutshäusern spuken unheimliche Ahnungen über das umher, was möglicherweise eine nahe Zukunft bringen könnte, wenn die Bauern damit fertig sind, den dürftigen Ertrag dieses Sommers unter Dach und Fach zu schaffen. An den länger werdenden Abenden, wenn die Muschiks wieder in der raucherfüllten Hütte sitzen, sich an dem Ofenfeuer wärmen und die Weiber beim Licht des brennenden Kienspans spinnen, tritt aufs neue der alte Versucher zu ihnen, diesmal aber eindringlicher und beredter als früher, um sie an die Wünsche zu erinnern, die bei ihnen im Herzen schlummern. Fehlt es dem Bauern etwa an Kraft, sich gegen seine Feinde und Bedrücker zu erheben? Auch Ilja von Murom, der von der Sage und dem Volkslied verherrlichte Held, hielt sich als Knabe für zu schwach, um gehen zu können. Träumerisch verloren lag er auf dem Ofen, bis man ihm befahl, aufzustehen und er sofort imstande war, große Taten zu verüben. Das Bild Iljas leuchtet in mancher Bauernhütte unsichtbar von den Wänden herab, wo die Heiligenbilder nur zu äußeren Bezeugungen der Gottesfurcht anregen.

Ängstliche Seelen sehen schon das Schlimmste kommen und denken an die Zeit, wo der unwissende, rohe, betrunkene Kosak Pugatschew mit seinen Banden das Reich der großen Katharina in Angst und Schrecken versetzen und von der Wolga in der Richtung nach Moskau marschieren konnte. Sein Anhang wuchs deshalb so erschreckend an, weil er den Bauern überall Land und Freiheit versprach. Derselbe

Lockruf geht jetzt ebenfalls durch das Volk und erschreckt die besitzenden und wohlhabenden Klassen. Sie sehen, wie sich das Gespenst der entfesselten und wild aufgestachelten Volksseele an sie heranschleicht und glauben dieselben Worte zu hören, die Turgenjew in seinem bösen Traume vernahm, dieses Mal aber nicht mit dem äußeren Schein der Unterwürfigkeit, sondern mit gebieterischer Stimme und der Gewalt des entschlossenen Machtbewußtseins, das unter den Verheerungen des nationalen Niedergangs die Bauern zu erfassen und in wilden Taumel zu versetzen droht.

Anfang und Ende der ruſſiſchen Flotte.

Als die Nachricht von dem Verluſt der ruſſiſchen Flotte in der Straße von Korea im Frühling 1905 nach Petersburg gelangte und die öffentliche Meinung von dem demütigenden Gefühl beherrſcht wurde, daß der Befehl des Zaren an der oſtaſiatiſchen Küſte keine Geltung mehr habe, ſaß auf der Feſtungsinſel der Reſidenz ein ſchlichter Mann vor einem kleinen Hauſe und dachte mit Tränen in den Augen an den Schatz, der ihm zur Bewachung übergeben war. Er blickte nach der daneben befindlichen Kathedrale, wo die Marmorſarkophage der kaiſerlichen Familie nebeneinander geſtellt ſind, und beſchwor den Geiſt des Erſten und Größten in dieſer Reihe, der im Moraſt der Newa ſeine neue Hauptſtadt begründet hat, ihm das Rätſel dieſer furchtbaren Niederlage zu deuten.

In dem Häuschen wird ein koſtbares Erbſtück aus der Zeit Peters des Großen aufbewahrt und angeſtaunt, ein Boot, das der geniale Herrſcher mit eigener Hand in den Planken zurechthämmerte, mit Kupfer beſchlug und mit Rudern und Segeln verſah. Törichterweiſe hat man dieſem vielſagenden Denkmal einer Vergangenheit, in welcher das Ruſſenvolk aus der Kindheit erwachte, nicht ſeine urſprüngliche Beſchaffenheit gelaſſen, ſondern es geſäubert und herausgeputzt, ſo daß es eine bedenkliche Ähnlichkeit mit einer geſchminkten alten Frau bekommen hat. Aber das Boot

als ſolches iſt in ſeinem Urſprung nicht anzuzweifeln und mit dem Titel „Großvater der ruſſiſchen Flotte“ als Gegenſtand hoher Verehrung in die Phantaſie des Volkes eingezogen. Über zweihundert Jahre alt, iſt es, obwohl nach unſeren Begriffen nur eine Nußſchale, noch nicht geborſten, während die ſtählernen Ungetüme von heute, die einer ſchwimmenden Feſtung gleichen, zertrümmert auf dem Grund des Stillen Ozeans liegen oder von feindlichen Fahrzeugen in den nächſten japaniſchen Hafen geſchleppt wurden.

Peters Augenmerk war frühzeitig darauf gerichtet, ſein Volk aus den Mauern der alten Hauptſtadt Moskau, wo es weltverloren ſchlummerte, aus der Enge der Anſiedlungen und dem Staub der Steppe aufzuſcheuchen und auf das Waſſer hinauszutreiben. Der Gedanke, was die großen Ströme Rußlands als Handelswege bedeuten könnten, ließ ſein Herz höher ſchlagen. Nach Norden, Süden und Weſten ſuchte er einen Ausweg zum Meer, um aus der Stickluft ſeines Reiches einen Weg zu Wind und Wellen zu finden, die ſeine Zukunft tragen ſollten. In den Jahren 1693 und 94 reiſte er an die Küſte des weißen Meeres nach Archangelsk, dem einzigen Seehafen, den er damals beſaß, lernte dort engliſche und holländiſche Seeleute kennen, mit denen er wie mit ſeinesgleichen verkehrte. Erſt hier ging ihm der Begriff auf, was das Meer mit dem Verkehr an der Küſte und zu fremden Ländern für die Entwicklung eines Volkes zu bedeuten habe, das ſo wie Rußland von kontinentalen Vorſtellungen eingeſchnürt war. Während er die Schiffe beſichtigte und ſich von den Matroſen erklären ließ, wie man Maſten erklettere und mit dem Tauwerk umgehe, während er vom Wirtshaus in die Kajüte hinabſtieg und überall aufmerkſam aufpaßte, wo er etwas lernen konnte, ſetzte ſich der Plan bei ihm feſt, daß er irgendwo für ſeine Zwecke das

Meer erobern müſſe. Das Waſſerfahren wurde für ihn zu einem Sport, dem er leidenſchaftlich huldigte. Was ſeiner Umgebung als Spiel und Zeitvertreib erſcheinen mochte, war für ihn tatſächlich ein ernſtgemeintes Manöver, durch das er ſeine Umgebung an freie Bewegung, Geſchicklichkeit und Ausdauer auf den Wellen gewöhnte. Auf dem Pleſchtſchejewo-See, in der Nähe von Moskau, hatte er ſchon bei ſeiner Thronbeſteigung eine Werft errichtet, wo er unter der Anleitung von holländiſchen Lehrmeiſtern das Beil in der Werkſtatt ſo eifrig ſchwang wie irgend ein Geſelle. Als das erſte Schiff, bei deſſen Herſtellung er beſchäftigt war, vom Stapel lief, wußte er kaum, was er vor Freude beginnen ſollte. Er ſchrieb ſeiner Mutter in abgeriſſenen Sätzen von den Fortſchritten, die er bei der Beherrſchung der Schiffstechnik gemacht habe und veranſtaltete öffentliche Beluſtigungen, bei denen er Thron und Reich ganz zu vergeſſen ſchien.

In Wahrheit hatte er aber immer nur das eine Ziel vor Augen, als Seemann ſeiner Nation mit gutem Beiſpiel voranzugehen und aufzupaſſen, wo er ſich durch Verbindung mit dem Weſten und Süden Europas eines bequemeren Hafens verſichern konnte als Archangelsk war. Er dachte anfänglich an die Krim und verſuchte die Feſtung Aſow von der Landſeite zu nehmen, wo er zuerſt eine ſchwere Niederlage erlitt. Dann ſchuf er ſich in kurzer Zeit eine Flotte, um den Angriff auch von der Seeſeite unternehmen zu können. Die Wälder in der Umgebung wurden ausgeholzt, um Material für die Galeeren zu finden, für welche holländiſche Schiffe als Vorbild dienten. An 26000 Menſchen wurden gewaltſam ausgehoben und an die Ufer des Schwarzen Meeres geſchafft, um die Flotte auszubauen. Im Sommer 1696 gelang es Peter, eine Schlacht zur See zu gewinnen und

in Verbindung mit seinen Landtruppen Asow zu nehmen. Nun konnte er für einige Zeit aufatmen, denn sein nächstliegender Wunsch war erfüllt. Er stand mit seinen Soldaten am Meer und hatte sie gelehrt, mit Schiffen umzugehen. Seine anderthalbjährige Reise ins Ausland diente ebenfalls vorzugsweise dem Zweck, sich als Seemann, vor allem in Holland, weitere Kenntnisse anzueignen. Wie mögen seine Augen aufgeblitzt haben, als er zum erstenmal in Liban die Ostsee erblickte und die Küste betrachtete, die für die Bewegung einer Flotte wie geschaffen war. Er tat das Gelöbnis, dieses Gebiet so bald als möglich an sich zu reißen.

Während des nordischen Krieges vollzog sich eine Wandlung in dem Reformgedanken Peters. Er lenkte seine Gedanken vom Süden ab und wendete sie mit um so größerer Energie dem Nordwesten zu. Die Schweden aus der Newamündung zu vertreiben, dort feste Plätze anzulegen, und innerhalb des Deltas, welches der Fluß bildet, zur Verteidigung des schnell erworbenen Besitzes eine Festung anzulegen, wurde das Ziel seines Ehrgeizes. So entstand im Jahre 1703 St. Petersburg, das „Fenster nach dem Westen", wie es Algarotti einmal in seinen Schriften geistreich genannt hat. Der Plan, den Peter für den Ausbau der Stadt angab, ist genau innegehalten worden, nur mit dem Unterschied, daß die Gebäude, die er aus Holz errichtet hatte, später in solche aus Stein verwandelt wurden. Er hatte die wasserscheue Haut des Altrussen, der sich von der Hütte und Ackerfurche höchstens bis zum nächsten Verkaufsladen oder Wirtshaus bewegt, so vollständig abgestreift, daß er sich mit seinen Barken und Segelschiffen auf den Wellen der Newa so sicher wie auf festen Straßen tummelte. Das noch heute erhaltene Haus, von wo er den Bau der Festung und das Wachsen der neuen Stadt überwachte, stand auf

einer Insel, die nur durch Erdwälle gegen Überschwemmungen geschützt werden konnte. Oft wateten die Arbeiter bis an die Knie im Wasser, während sie die Verteidigungswerke aufrichteten. Petersburg wurde von einem Netz von Kanälen durchzogen, und wo noch vor kurzem Wölfe und Bären hausten, landeten jetzt englische und holländische Schiffe, um Waren auszutauschen und Ansiedelungen ins Leben zu rufen.

Auch die Admiralität legte Peter genau an derselben Stelle zwischen dem Winterpalais und dem Senat, wo sie sich an der Newa jetzt befindet, mit bescheidenen Mitteln an. Zwei Jahre nach seinem Tode, 1727, wurden die Gebäude aus Stein ausgeführt und unter der Kaiserin Anna mit dem hohen Turm und der langen, goldenen Nadel versehen, die jetzt als Wahrzeichen der Stadt nach allen Richtungen sichtbar sind. Immer wieder suchte Peter an die Küsten vorzudringen. Als am Kaspischen Meer Unruhen ausbrachen und russische Kaufleute beraubt wurden, fuhr er mit seinen Schiffen die Wolga hinunter bis nach Astrachan und ließ Baku besetzen. Unter Katharina II. war die Flotte auf dem Schwarzen Meer stark genug, um innerhalb zweier Tage vor den Mauern von Konstantinopel erscheinen zu können. Unter Alexander I. schien sich Rußland immer mehr auch als Seemacht fühlen zu wollen. Die Fassade der Admiralität am Alexandergarten wurde mit Reliefs geschmückt, auf denen man Peter den Großen erblickte, wie er den Dreizack aus den Händen Neptuns empfängt und wie Engel die Reichsfahne an die Ufer der Newa tragen. Von der Newa aus sieht man gegenwärtig nur die Seitenflügel der Admiralität, zwischen denen inzwischen andere palaisartige Gebäude errichtet sind.

Der Krimkrieg, der die Hilfskräfte des Landes aufs äußerste in Anspruch nahm, hatte zur Folge, daß das

Schwarze Meer in neutrales Gebiet verwandelt wurde, auf dem Rußland nur eine Anzahl leichter Schiffe zur Küstenbewachung unterhalten durfte, das aber allen Kriegsschiffen verschlossen blieb. Während des deutsch-französischen Krieges setzte es Gortschakow allerdings in London durch, daß der Vertrag von 1856 revidiert und Rußland im Einverständnis mit der Türkei das Erbauen von festen Plätzen und die Unterhaltung einer Kriegsflotte gestattet wurde. Aber diese blieb eingesperrt innerhalb des alten Pontus Euxinus, und die Türme des Serails bildeten ein unerreichbares Ziel für die Flotte, die sich nach einem offenen Meere sehnte, um dem verhängnisvollen Traum der Weltherrschaft zu dienen.

Die freie Bewegung auf dem Meere, die im Norden, Westen und Süden versagt war, sollte der Osten bringen. England hatte während des Opiumkrieges China gezwungen, seine Häfen zu öffnen, und in Gemeinschaft mit den Vereinigten Staaten, Frankreich und Rußland Handelsbeziehungen mit dem Reiche der Mitte angeknüpft. Der sibirische Besitz konnte unter diesen Umständen weiter vorgeschoben werden. Graf Murawiew fuhr im Jahre 1854 mit seinen Truppen den Amur hinauf und erwarb am linken Ufer des Flusses ein Ländergebiet, das ihm 1857 von China zugesprochen wurde. Drei Jahre darauf kam durch den Vertrag von Peking auch das Ussurigebiet in die Hände Rußlands. Jetzt endlich schien die Politik des Zaren das erreicht zu haben, was ihr seit anderthalb Jahrhunderten vorschwebte. Sie hatte an der Ostküste Asiens festen Fuß gefaßt. Unabsehbar breitete sich der Stille Ozean vor den kühnen Eroberern aus. Das ersehnte Weltmeer war gefunden, allerdings fast zehntausend Kilometer von der Hauptstadt entfernt, aber doch unter Bedingungen, welche die Anlage einer Stadt und eines befestigten Hafens ermöglichten.

Im Jahre 1860 wurden Hacke und Spaten geschwungen, um den Grund zu Wladiwostok zu legen. Das Wort klang wie ein Trompetenstoß und bedeutet „Beherrscherin des Ostens“. Das „Goldene Horn“, an dessen Ufern Konstantinopel liegt, suchte man zu vergessen und übertrug diesen Namen auf die Bucht am japanischen Meer, die auf der Nord- und Westseite von schützenden Bergen umgeben ist. Auch die größten Schiffe konnten dort einfahren und vor Anker gehen, und was der Handel an Ein- und Ausfuhr bieten mußte, schien durch die Forts und Batterien auf den Höhen ausreichenden Schutz zu finden. So entwickelten sich die Dinge bis zum Bau der sibirischen Bahn, von der man annehmen durfte, daß sie dem Tatendrang der russischen Politik im Osten endlich Ruhe gebieten würde. Wladiwostok hat, obwohl es auf demselben Breitegrad wie Venedig liegt, doch einen äußerst strengen Winter, und von Anfang Dezember bis Ausgang März ist die ganze Bucht mit Eis bedeckt. Tatsächlich war es aber durch die Anwendung von Eisbrechern möglich, auf dem Wege vom japanischen Meere zur Stadt eine Fahrstraße für die Schiffe beständig offenzuhalten. Eine Pacificbahn, ähnlich der nordamerikanischen, war geschaffen, ein Eroberungszug für den friedlichen Verkehr beendigt.

Da regte sich der unselige Übermut, den Endpunkt der sibirischen Bahn von hier abzulenken und an die Küste des Gelben Meeres zu verlegen, die Mandschurei zu durchschneiden und zu dem Besitz von Port Arthur in Dalny eine neue Stadt aus der Erde zu stampfen. Dadurch erzog man sich in Japan einen Gegner, dessen Erbitterung von Monat zu Monat größer wurde und dessen Stärke und Überlegenheit zu Land wie zu Wasser von niemandem so sehr wie gerade von Rußland unterschätzt wurde. Wieder einmal

zeigte es ſich, daß wir zwar im Zeitalter des Verkehrs leben, daß die Nationen aber im tieferen Sinne wenig voneinander wiſſen und die Triebkräfte, die ihre Seele bewegen und ihre Kraft ausmachen, nicht kennen.

Durch die Vernichtung der ruſſiſchen Flotte iſt der Krieg auf dem Meere beendet. Wie wenig haben die ſtolzen Namen, die am Bug der Schiffe prangten, ihre Verheißung erfüllt! Aus der Üppigkeit einer wahrhaft orientaliſchen Phantaſie, die ein ganzes Füllhorn von kühnen Bildern ausſchüttet, ſchienen ſie geboren zu ſein. Man hörte nur Bezeichnungen wie „Schnell", „Prächtig", ‚Kühn". Die Kriegsſchiffe der Ruſſen ſollten wie „Adler" durch die Lüfte fliegen oder wie „Perlen" in der Sonne ſchimmern. Das alles iſt verloren und zerſtoben in einer einzigen Schlacht, welche die Schrecken von Abukir und Trafalgar in ſich vereinigt. Rußland iſt als Seemacht um eine ganze Generation zurückgedrängt und auch zu Lande von dem Stillen Ozean abgeſchnitten worden, der einzigen freien Straße auf dem Meer, über die es überhaupt verfügt, dem Ziel ſeiner langjährigen, unaufhörlichen Träume und Hoffnungen. Was Peter der Große als Zar und Zimmermann zu ſchaffen begann, muß von neuem begonnen werden.

Noch immer ſitzt der Wächter in Petersburg nachdenklich vor dem „Großvater der ruſſiſchen Flotte" und betrachtet dabei ein aus Holz geſchnitztes Bild. Es zeigt einen ruſſiſchen Popen, wie er ſeine Hand zum Meer ausſtreckt und die ruſſiſchen Schiffe zu großen Taten ſegnet. Der Wächter faßt das Bild ſchärfer als ſonſt ins Auge, und zum erſtenmal will es ihm ſcheinen, als ob der Pope die Finger beim Segnen nicht richtig ausgeſtreckt habe . . .

Vom fernen Osten.

Ob er noch lebt, der Kommandant des englischen Kanonenboots „Algerine", das 1857 bei der Beschießung Kantons durch die Engländer und Franzosen im chinesischen Kriege, als erstes europäisches Kriegsschiff an den steil aufragenden Höhen der Halbinsel Liaotung vorbeidampfte, durch die schmale Einfahrt zwischen schroff aufragenden Höhen steuerte und in die malerische Bucht kam, wo sieben Monate hindurch das furchtbare Ringen zwischen den Russen und Japanern zu Wasser und zu Lande stattgefunden hat? Vielleicht sitzt er als längst ergrauter Seebär in einer englischen Hafenstadt an seinem Stammtisch und rückt sich, nachdem er an einem Glase Whisky genippt hat, seine Hornbrille zurecht, um mit müden Augen die neuesten Depeschen vom fernen Osten zu lesen, während die jungen Seeleute ihm von weitem zunicken und in das faltenreiche Gesicht blicken. Kapitän W. Arthur würde dann sagen können, daß er seinen Namen wie wenige Zeitgenossen unsterblich gemacht hat, als er ihn auf den Hafen übertrug, in dem damals eine Anzahl armseliger chinesischer Dschunken kreuzte und vier Jahrzehnte später eine Welt in Waffen starrte.

Es muß für diesen Kapitän eine seltsame Überraschung gewesen sein, als er an den steilen, schwach bewaldeten Höhen, unter denen sich der Samson bis zu zweitausend Fuß erhebt, vorbeifuhr und dann bemerkte, wie sich die Bergwand

teilte und bald darauf das schimmernde Oval der Bucht vor ihm lag, wo er vor Anker ging. Schon damals hatten sich gewaltige Ereignisse an der Küste des Stillen Ozeans abgespielt. Kanton war von den Engländern beschossen worden, die sich später mit den Franzosen vereinigten und siegreich bis nach Peking vordrangen. Während dieser ostasiatischen Wirren spielte der eben Port Arthur getaufte Hafen noch keine Rolle, während er später häufiger genannt wurde als irgend ein anderer Ort der bewohnten Erde. Erschien er doch gewissermaßen als Zeiger an der Wage, die das Ringen der weißen und gelben Rasse um den Besitz des ostasiatischen Küstengebiets darstellte.

Auf dem damals gerade vollendeten sibirischen Schienenwege war ich im August 1903, wenige Monate bevor der russisch-japanische Krieg ausbrach, in Port Arthur angelangt und konnte die ungeheuren Anstrengungen beobachten, welche die Russen machten, um sich dort, wie sie glaubten, für alle Ewigkeit festzusetzen. Der Vizekönig Lihungtschang hatte unendliche Kosten aufgewendet, um die Bucht in einen Kriegshafen erster Klasse zu verwandeln und damit jedem Angriff, ob er nun von Norden oder Osten erfolgen würde, die Spitze zu bieten. Die Einfahrt war so tief, daß sie sogar von den größten Kriegsschiffen benutzt werden konnte und die Bucht selbst das ganze Jahr hindurch eisfrei. Die Höhen, die sie umgeben, schienen von der Natur zum Ausbauen von Forts bestimmt zu sein, mit denen man die ganze Umgebung beherrschen konnte.

Die Chinesen fühlten sich darin so sicher und unüberwindlich, daß sie die einfachsten Vorsichtsmaßregeln versäumten, als die Japaner im Herbst 1894 mit ihren Kanonen heranrückten und die Stadt nach kurzer Beschießung einnahmen. Es war die denkbar schwerste Enttäuschung, von

der die Sieger heimgesucht werden konnten, als durch die Intervention von Frankreich, Rußland und Deutschland diese Kriegsbeute ihnen wieder abgenommen und den Chinesen zurückgegeben wurde. Diesem ersten Schlag, der durch den Frieden von Schimonoseki auf die Japaner herabfiel, folgte drei Jahre darauf der zweite, der von ihnen noch schmerzlicher empfunden wurde, als Port Arthur von den Russen besetzt und das Gebiet Kwantung auf fünfundzwanzig Jahre von ihnen „gepachtet" wurde. Die sibirische Bahn, die ihre Schienen immer weiter nach dem Süden vorstreckte, war in den Augen der Japaner ein förmlicher Eroberungszug und die Erregung, die sich ihrer bemächtigte, steigerte sich um so heftiger, als es wie ein offenes Geheimnis behandelt wurde, daß die Russen niemals wieder aus der Mandschurei herausgehen, sondern sich darin nur immer mehr festsetzen wollten.

Noch steht mir das ameisenartige Gekribbel vor Augen, das sich bei der Einfahrt vor Port Arthur auf dem Wasser, an den Uferstraßen, auf den befestigten Höhen und den Straßen zur alten und neuen Stadt abspielte, dies malerisch belebte Durcheinander von Kriegsschiffen, Handelsdampfern, Segelböten aller Nationen, Dschunken und Kähnen, das Ausladen von Gütern und Maschinen aller Art auf den Landungsplätzen, das Aufstapeln der Kohlen zu ganzen Bergen, das fieberhaft erregte Gedränge der Menschen vom schmutzigen Kuli, der so herumläuft, wie ihn Gott geschaffen hat, bis zur Modedame, die ihre Seidenkleider und Spitzenbehänge aus Paris bezieht. Noch höre ich das Ächzen der Krähne, das ohrenzerreißende Gedröhn der Dampfpfeifen, das wirre Geschrei der Menschen, die im Begriff waren, eine neue Stadt aus dem Boden zu stampfen. Was mag aus den palastähnlichen Gebäuden geworden sein, die sich neben stin-

kigen Gräben und elenden Lehmhütten erhoben, aus den riesigen Warenhäusern von Kunst und Albers, in denen man vom einfachsten Gebrauchsgegenstand bis zum kostbarsten Luxusartikel alles erhalten konnte, was aus dem Heim des Architekten, der den wunderlichen Einfall hatte, sich an dem öden Bergabhang eine Villa im grellsten Sezessionsgeschmack mit kokett hervorspringenden Ecken und Türmen in allen nur denkbaren Farben zu errichten? Das alles wird sich mittlerweile in einen einzigen wüsten Steinhaufen verwandelt haben, der kaum noch ahnen läßt, was vor einem halben Jahr an dieser Stelle gestanden hat. Port Arthur dürfte nicht anders aussehen wie Sebastopol am Ende der Belagerung während des Krimkriegs, wo man noch heute einen Haufen Schutt ersteigt und sich von dem begleitenden Führer sagen läßt, daß sich auf diesem Punkt der vielgenannte Malachowhügel erhoben habe.

Zahlreiche Bekannte und Freunde, denen ich damals in Dalni und Port Arthur begegnet bin, haben sich noch rechtzeitig retten können, als der Krieg ausbrach und sind nach Europa zurückgekehrt, um sich von dem Schreck, den sie ausgestanden haben, zu erholen und zu überlegen, was sie von der Zukunft zu erwarten haben. Mehrere von ihnen fühlten sich mit den wirren und werdenden Zuständen im fernen Osten so verwachsen, daß sie sich in unseren ruhigen und geordneten Verhältnissen nur noch schwer zurechtfinden konnten. Ein romantischer Trieb hatte sich ihrer bemächtigt, der sie mit einer wahren Sehnsucht nach dem verlassenen Heim und Schauplatz ihrer Tätigkeit erfüllte, der alle Widerwärtigkeiten und Gefahren, die sie dort bestanden hatten, vergessen ließ. Sie sprachen von Port Arthur in Ausdrücken, als ob sie durch eine unwiderstehliche, magnetische Kraft immer wieder dorthin zurückgezogen würden.

Wir ſitzen beim Glaſe Wein und plaudern über dieſen und jenen, mit dem wir vergnügte Stunden verlebt haben. Den einen hat eine ſchleichende Krankheit hinweggerafft, der andere iſt ſchwer verwundet im Lazarett geſtorben. Von der Terraſſe des deutſchen Klubs in Dalni konnte man mehrmals am Tage ein bildhübſches, blondes, hochgewachſenes Fräulein erblicken, wenn ſie auf ihrem Zweirad vorbeiſauſte und die Grüße ihrer Bekannten mit friſchem Lachen und einer koketten Handbewegung erwiderte. Sie befand ſich gerade in Port Arthur, als die Beſchießung der Stadt begann. An ſo etwas gewöhnt man ſich bald, meinte mein Freund, der in der Tat einmal in ſeinem Garten, während die Granaten durch die Luft ſauſten, gemütlich eingeſchlafen war. Als man ihn, da die Gefahr immer größer wurde, aufrüttelte, erfuhr er, daß jene Schöne mit ihren Verwandten ahnungslos bei Tiſch ſaß, als der Splitter einer Granate, die auf der Straße geplatzt war, durch das Fenſter flog und ihr zum Entſetzen der anderen den Kopf abriß. Von den Schreckensſzenen, die ſich in Port Arthur abgeſpielt haben, kann man ſich vorläufig noch gar kein Bild machen. Man muß aber an der Überzeugung feſthalten, daß ſelbſt die ausſchweifendſte Phantaſie nicht mehr erfinden kann, als was ſich in Wirklichkeit tagtäglich dort ereignet hat.

Beſonders aufregend geſtaltete ſich für meinen Freund die Flucht von Port Arthur nach Tſchifu, die bei Nacht und Nebel in einer chineſiſchen Dſchunke auf gut Glück unternommen werden mußte. Allen Teilnehmern dieſer gefährlichen Reiſe klopfte das Herz, als die aus Matten angefertigten Segel an den Maſten emporgezogen wurden, das plumpe Fahrzeug den inneren Hafen verließ und durch die nur dreihundert Meter breite Waſſerſtraße zwiſchen der Tigerſchwanzhalbinſel und dem goldenen Berg dem Gelben

Meere zusteuerte. Von den Forts, die auf den Höhen von Port Arthur errichtet waren, und die damals allgemein für uneinnehmbar gehalten wurden, blitzten elektrische Lichter hernieder und ließen die Kanonen, Verschanzungen und Zelte mit einer Deutlichkeit erkennen, daß man glaubte, alles mit Händen greifen zu können. Die von Schmutz starrende Dschunke war ein alter, schwerfällig gebauter Kasten in der seltsam gebauten Form, welche die Chinesen ihren Segelschiffen von altersher zu geben pflegen, mit einer tiefen Senkung in der Mitte und den krummen, muldenartig aufsteigenden Ausläufern vorn und hinten. Unheimlich glotzten die beiden großen Augen, mit denen jedes dieser Fahrzeuge am Bug bemalt ist, ins Weite, denn es herrscht der festeingewurzelte Aberglaube unter den Zopfträgern, daß ihre Schiffe ohne ein solches ihnen aufgepinseltes Augenpaar ihren Weg nicht finden können und von Wind und Wellen zertrümmert oder auf den Strand geworfen werden.

Den chinesischen Bootsleuten war natürlich nicht zu trauen, und um ihnen im voraus klarzumachen, mit wem sie es zu tun hatten, versäumten es die Passagiere nicht, vor ihren Augen die mitgenommenen mehrläufigen Revolver zu laden und sie sich behutsam in die Brusttaschen zu stecken. Wollte man überhaupt noch auf dem Seewege aus Port Arthur herauskommen, so hatte man keine Zeit zu verlieren, obwohl der Wind von Süden her wehte und die Dschunke infolgedessen mühselig hin und her lavieren mußte. Die zwanzig Europäer, die in ihr mit nachdenklichen Gesichtern kauerten und unfreundlich durcheinander geschaukelt wurden, kamen sich wie Menschen aus der Urzeit vor, als man sich in einem ausgehöhlten Baumstamm zum erstenmal den Fluten anvertraute. Die Flüchtlinge mußten mit der doppelten Gefahr rechnen, entweder von Seeräubern über-

fallen, ausgeplündert, vielleicht gar niedergemacht oder durch Schüsse von japanischen Kriegsschiffen zum Sinken gebracht zu werden. So verbrachten sie, ohne wesentlich von der Stelle zu kommen, in dem Fahrzeuge drei aufregende Tage und Nächte. Jedesmal, wenn der Nebel sich teilte und der rauchende Schlot eines Kriegsschiffes am Horizont sichtbar wurde oder der blitzende Lichtkegel eines Scheinwerfers sie in der Nacht traf, zuckten sie ängstlich zusammen.

Einmal konnten sie deutlich wahrnehmen, wie ein japanischer Torpedozerstörer auf sie zufuhr. Sie glaubten es schon zu fühlen, wie ihre Dschunke krachend auseinanderbarst oder sahen sich zum mindesten als Kriegsgefangene nach Nagasaki abgeführt. Sie wollten schon eine Anzahl inhaltsschwerer Dokumente, die sie bei sich trugen, ins Wasser werfen, als das japanische Kriegsschiff, dem offenbar etwas Wichtigeres als eine wackelige Dschunke aufgefallen war, seinen Kurs plötzlich änderte und schnell wieder verschwand. Fast noch bedenklicher erschien die Begegnung mit einem Fahrzeug, das von Chunchusen besetzt war und in keinesfalls freundlicher Absicht bis auf etwa fünfzig Meter herankam. Während die übrigen Passagiere in bestem Schlaf auf Deck lagen, stand mein Gewährsmann mit seinem sechsläufigen Revolver in der ausgestreckten rechten Hand am Bug der Dschunke, um den Fragen und Wünschen der Seeräuber eine nicht mißzuverstehende Antwort zu geben. Aber in demselben Augenblick, als der erste Schuß loskrachen und die Schlummernden wecken sollte, entwickelte sich zwischen der chinesischen Besatzung der beiden Dschunken unter heftigem Gestikulieren und Geschrei eine hastig geführte Unterhaltung, offenbar des Inhalts, daß für die Chunchusen hier nichts zu holen wäre, weil die Europäer sich zu ihrer Verteidigung reichlich mit Waffen versehen hatten. So ging auch diese

Gefahr vorüber. Die auf mannigfache Weise Bedrängten, denen bereits der mitgenommene Proviant auszugehen drohte, erblickten endlich einen englischen Dampfer, der sie gegen eine Entschädigung von zwölf Rubel für die Person glücklich nach Tschifu brachte. Dort hatte man sie bereits für verschollen und verloren gehalten, und als sie in der schönen Bucht des reizend gelegenen Hafens und wichtigen Stützpunktes für den ostasiatischen Handelsverkehr ans Land kamen, wurden sie im ersten Augenblick wie Geister längst Verstorbener angestarrt. Die Zikaden, die sich in Tschifu auf allen Büschen und Bäumen niederlassen, und immer gleich zu Dutzenden ihr drolliges Zirp- und Knarrkonzert veranstalten, begrüßten sie aber mit einem mächtig anschwellenden Fortissimo, und in dem gastlich eingerichteten „Beach Hotel" wurden sie an sauber gedeckten Tischen für die Entbehrungen, die sie in der letzten Zeit erduldet hatten, reichlich entschädigt.

Vierzehn Tage vorher hatte die Gattin meines Freundes, eine Deutsche, unter ähnlich aufregenden Umständen ihren Aufbruch von Dalni bewerkstelligen müssen. Ganz unerwartet war von dem Gouverneur Sacharow der Befehl eingetroffen, daß sämtliche Europäer, die nicht den Truppen eingereiht waren, die neu begründete Handelsstadt zu verlassen hätten und zwar sofort. Am Vormittag waren die Briefe mit der überraschenden Botschaft ausgetragen worden, und am Nachmittag sollten bereits alle Wohnungen geräumt sein. Ich hatte während meiner Reise auf der sibirischen Bahn nach Ostasien gerade in Dalni, wo die gewaltige Verkehrsstraße ihr Ende erreicht, viele angenehme Bekanntschaften gemacht und suchte mir das Bild der allgemeinen Bestürzung auszumalen, die Platz griff, als alle die nett eingerichteten Häuslichkeiten innerhalb weniger Stunden auf-

gelöst und ihre Insassen auf die im Hafen ankernden Schiffe geschafft werden sollten. Ich sah die kleinen, schmucken Häuser, die aus rotem Gestein gebaut waren, mit ihren hübschen Giebeldächern, den sauber gehaltenen Garten und den massiven Umfassungsmauern, die schmucken, sich fächerartig ausbreitenden Straßen, die abends im Glanze des elektrischen Lichts erstrahlten, die halbnackten, schreienden oder sich prügelnden Kulis mit ihren Rickshaws, in deren Deichsel sie sich einspannen, um im Trab davonzueilen, im Geist wieder vor mir, als ob es sich um Eindrücke von gestern gehandelt hätte.

Die japanischen Kriegsschiffe, die ich damals auf der Reede von Dalni erblickte und die unaufhörlich Vermessungen vornahmen, bis sie von den russischen Kreuzern vertrieben wurden, gehörten zu den beunruhigenden Symptomen, aus denen man unzweifelhaft sichere Schlüsse auf die Absichten und Vorbereitungen ziehen konnte, mit denen man sich im Lande der aufgehenden Sonne dem Zarenreiche gegenüber schon seit Jahren beschäftigte. Leider prallten alle Warnungen, die im fernen Osten von urteilsfähigen Persönlichkeiten nach St. Petersburg abgeschickt wurden, an dem Eigensinn der russischen Staatskunst ab, die einen Krieg mit dem kleinen Japan für undenkbar hielt, solange im Kaiserpalast an der Newa friedliche Gesinnungen herrschten.

Dalni war bereits im Hochsommer 1903, als ich mich dort aufhielt, kein sehr sicherer Ort. Seitdem mehrten sich aber die Klagen über das Diebsgesindel, das sich aus der chinesischen Bevölkerung zusammensetzte, immer mehr. Die Frau meines Freundes hatte eines Abends, als sie von ihrem Spaziergange nach Hause kam, in der Ecke ihres Salons einen baumlangen Chinesen zusammengekauert vorgefunden, der mit Hilfe mehrerer an dem Hause gerade vorübergehen-

den Bekannten mit einer tüchtigen Tracht Prügel bestraft und zur Haustür hinausgeworfen wurde. Tags darauf stand der unheimliche Kerl in der Dämmerstunde wieder an demselben Platze, diesmal mit einem langen Messer bewaffnet. Der „Boy", der durch den Angstruf der Hausfrau aufmerksam gemacht wurde, begann mit dem Chinesen einen regelrechten Ringkampf und hätte sicher den Kürzeren gezogen ohne die Hilfe des Hausherrn, der gerade hinzueilte und dem Kuli das Messer aus der Hand wand, um ihn dann der Polizei zu übergeben.

Die Erinnerung an dies Erlebnis hatte sich kaum verwischt, als der erwähnte Befehl an alle Europäer erlassen wurde, Dalni sofort den Rücken zuzukehren. Man versetze sich in die Lage einer deutschen Hausfrau, die an die Ufer des Stillen Ozean verschlagen ist, sich in die fremden Verhältnisse gerade einigermaßen eingelebt hat und nun plötzlich, anstatt an ihre Mittagsmahlzeit zu denken, das Notwendigste zusammenraffen muß, um noch rechtzeitig auf den Dampfer zu kommen, der zur Abfahrt bereit lag. Mit ihrem anderthalbjährigen Baby auf dem Arm, dem ersten in Dalni geborenen Deutschen, ging die Fahrt in der nächsten erreichbaren Droschke zum Hafen. Dort stellte es sich aber heraus, daß die Passagiere sich mit einem Kohlendampfer begnügen mußten, auf dem für den Personenverkehr überhaupt keinerlei Einrichtungen vorhanden waren. Mit von Rauch und Kohlenstaub geschwärzten Gesichtern kam die flüchtige Gesellschaft in der denkbar traurigsten Verfassung nach fünf Tagen, die jedermann endlos dünken mußten, in Schanghai an, wo das Ehepaar, das so lange nichts voneinander wußte und die schlimmsten Befürchtungen hegte, schließlich doch ein freudiges Wiedersehen feierte.

Es beruht übrigens auf einem großen Irrtum, wenn

seinerzeit behauptet wurde, daß Dalni ebenfalls beschossen oder gar zerstört wurde. Man vergaß dabei, daß Dalni keine Festung, sondern ein offener Handelshafen ist, in den die Japaner bei ihrem siegreichen Vordringen ohne weiteres einrücken konnten. Sie haben sich in den behaglich eingerichteten Wohnungen mittlerweile häuslich niedergelassen und werden bis zu den Wäsche- und Silberschränken alles vorgefunden haben, was sie zum Leben brauchten, denn den Russen sowie den deutschen Ingenieuren und Kaufleuten blieb nicht einmal so viel Zeit, um wertvolle Andenken mitzunehmen. Sie waren schon froh, mit heiler Haut auf die Schiffe zu kommen. Ist Port Arthur zum Teil in Grund und Boden zerstört, so daß viele Jahre vergehen werden, bis man wieder von einer Stadt dieses Namens sprechen kann, so dürfte Dalni unter der rührigen und klugen Herrschaft der Japaner, falls das Schlachtenglück keine andere Wendung mit sich bringt, vermutlich bald eine neue Blütezeit erleben und der gelben Rasse zu einem wichtigen Ausgangspunkt für ihre weiteren Unternehmungen werden.

P. J. Tſchaikowsky.

Neben Anton Rubinſtein iſt keinem ruſſiſchen Komponiſten außerhalb ſeines Vaterlandes eine ſolche Anerkennung zuteil geworden, wie Tſchaikowsky, von dem man gegenwärtig mit Recht behaupten darf, daß in ſeinem Schaffen die ſlawiſche Natur ihren reinſten und vollſten Ausdruck im Reich der Töne gefunden habe. Beide Männer, zwiſchen denen ein Altersunterſchied von zehn Jahren lag, ſtanden durch das Verhältnis von Lehrer und Schüler eine Weile in näherem Zuſammenhang, gingen aber ſpäter ganz verſchiedene Wege, ſo daß ſie weder künſtleriſch noch menſchlich in irgend einem Punkte wieder zuſammentrafen. Erſt der Tod hat ſie einander genähert, denn ſie ſtarben im Verlaufe eines Jahres und ſind auf demſelben Kirchhof, beim Alexander-Newski-Kloſter in St. Petersburg, beigeſetzt worden, wo ſo vielen Berühmtheiten aus allen Gebieten der ruſſiſchen Geſchichte ihre letzte Ruheſtätte bereitet iſt.

Peter Iljitſch Tſchaikowsky zeigt innerhalb des Ruſſentums nicht nur in der Muſik eine eigenartige Perſönlichkeit, die erſt nach ſeinem Tode zu voller Anerkennung gekommen iſt, ſondern berührt auch in ſeinem Charakter und ſeiner Weltanſchauung ſo ſeltſam, daß es eine dankbare Aufgabe war, den tieferen Zuſammenhang zwiſchen dem Künſtler und dem Menſchen genauer nachzuweiſen. Der eigene Bruder des Verſtorbenen, Modeſt Tſchaikowsky, hat es als

eine Pflicht der Pietät empfunden, ihm auf Grund persönlicher Beobachtungen, der Schicksale seiner Werke, des literarischen Nachlasses und zahlreicher Briefe, die sich von ihm fanden, ein Denkmal zu errichten. Trotz der rührenden Liebe, die auch das scheinbar Zufällige und Nebensächliche nicht übersieht, hat er es doch vermieden, in den Ton der Ruhmredigkeit und Überschätzung zu verfallen und fast gar keine Urteile ausgesprochen, sondern in dem ruhigen Fluß der Schilderung die Tatsachen dieser merkwürdigen Künstlerlaufbahn, die so viel Rätselhaftes enthält, für sich selbst sprechen lassen. Die allzu üppigen Auswüchse, an denen die russische Ausgabe des Werkes „Das Leben Peter Iljitsch Tschaikowskys" in seinen drei Bänden (Moskau-Leipzig, bei P. Jürgenson) leidet, sind in der deutschen, von Paul Juon besorgten Übersetzung in wohltuender Weise beseitigt worden, so daß diese sich auf zwei handliche Bände beschränkt.

Die Abstammung und Entwicklung Tschaikowskys scheint alles Lügen zu strafen, was man über die Vererbung künstlerischer Talente und vor allem über das frühzeitige Erwachen des musikalischen Sinnes zu behaupten pflegt. Obwohl man die Familiengeschichte väterlicherseits ziemlich weit, bis zu einem echten rechtgläubigen Russen aus dem Kreise Krementschug, zurückverfolgen kann, läßt sich doch innerhalb seiner Vorfahren und Verwandten niemand nachweisen, dessen musikalische Begabung das Maß des gewöhnlichen Dilettantismus überschritten hätte. Sein Vater, der aus dem Kadettenkorps für Bergbau hervorgegangen war und sich als eine bescheidene, zuverlässige, aber nicht hervorragende Kraft gezeigt hatte, erfreute sich wegen seiner Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit einer großen Anzahl guter Bekannter. Im Jahre 1837 wurde er zum Direktor des

Bergwerks Kamsko-Wotkinsk im Gouvernement Wjatka ernannt. Aber sein Verständnis für Kunst und Wissenschaft war nur gering, wenn er es auch noch als achtzigjähriger Greis liebte, allwöchentlich ins Theater zu gehen und sich von jedem Stück bis zu Tränen rühren zu lassen, auch wenn eine solche Wirkung gar nicht beabsichtigt war. Von seiner zweiten Frau, die ihm am 7. Mai 1840 unseres Stils Peter Iljitsch schenkte, pflegte er zu sagen, daß sie wundervolle Augen und außergewöhnlich schöne Hände gehabt habe, wie es solche nicht wieder gab und nie wieder geben wird.

Peter Iljitsch zeigte schon als Kind eine große geistige Regsamkeit bei auffallender Reizbarkeit. Mit Tränen in den Augen verlangte er, viereinhalb Jahre alt, daß man ihn an dem Unterricht der älteren Geschwister teilnehmen lasse, so daß er mit sechs Jahren neben dem Russischen auch Deutsch und Französisch fließend lesen konnte. In seinem Äußern zerstreut und nachlässig, gewann er die Herzen seiner Umgebung durch die große Zärtlichkeit und Anhänglichkeit seines Wesens. Er war aber durch jede Kleinigkeit so leicht zu verletzen, daß er wegen dieses übertriebenen Ehrgefühls für ein richtiges „Porzellankind" galt. Neben der Liebe zu allen Unglücklichen zeichnete ihn eine unbegrenzte Vaterlandsliebe aus, die bis zum Chauvinismus gesteigert war, so daß er einmal die Karte von Europa aufschlug und das russische Reich mit Küssen bedeckte, während er den übrigen Teil unseres Kontinents verächtlich anspie.

Das musikalische Talent, das von allen künstlerischen Anlagen sonst immer am frühesten zu erwachen pflegt, trat bei Tschaikowsky in den Kinderjahren nicht stärker als bei vielen mittelmäßigen Söhnen dieser Erde zutage. Nicht zum Künstler, sondern zum Juristen sollte er herangebildet werden und trat infolgedessen in die Vorbereitungsklasse der

Rechtsſchule in St. Petersburg ein. Auf der Schule fand er nirgends muſikaliſche Anregung, und auch in den Briefen, die er von dort ſchrieb, erwähnt er nur zweimal flüchtig, daß für ihn das Reich der Töne überhaupt vorhanden ſei. Die Muſik des „Don Juan" war es, die ihn zuerſt tief ergriff und in ihm ein heiliges Entzücken hervorrief. „Durch ſie bin ich in jene Welt der künſtleriſchen Schönheit gedrungen, wo nur die größten Genien leben," ſagte er ſpäter. „Mozart verdanke ich es, daß ich mein Leben der Muſik geweiht."

Mit neunzehn Jahren hatte Tſchaikowsky die Juriſtenſchule abſolviert und trat in die erſte Abteilung des Juſtizminiſteriums ein. Er ſpielte zunächſt die Rolle eines liebenswürdigen, fröhlichen und vergnügungsſüchtigen jungen Mannes, der ſich für alles Schöne und Große intereſſierte, nur nicht für den Beruf, der ihm aufgedrungen war. Dafür gewann er Freude am Klavierſpiel und Geſang und verſenkte ſich in Klavierauszüge, um die Meiſterwerke der weſteuropäiſchen Muſik kennen zu lernen. Aber er galt dabei immer nur für einen begabten Dilettanten, und ſeine Verwandten ſahen darin eine unnütze Spielerei.

Er war ſchon einundzwanzig Jahre alt, als er ernſtlich daran dachte, der Jurisprudenz, die ihn ſicher, wenn auch beſcheiden, ernährte, aufzugeben und ſich der muſikaliſchen Laufbahn zu widmen, die ſo viel Verlockendes, aber auch ebenſoviel Ungewiſſes hatte. Eine Reiſe, die ihn nach Berlin und Hamburg, London und Paris führte, beſtärkte ihn in dieſem Vorhaben. Als er im Oktober 1861 heimgekehrt war, ſchrieb er ſeiner Schweſter: „Ich habe begonnen, den Generalbaß zu ſtudieren, und mache darin gute Fortſchritte. Wer weiß, vielleicht wirſt du nach drei Jahren meine Opern anhören und meine Arien ſingen."

Der Übergang von der Kanzlei mit den Akten zu dem Petersburger Konservatorium vollzog sich in aller Stille, ohne Nervosität und Hast, als ob sich eins aus dem andern notwendig ergäbe. Als er im Jahre 1863 sein Amt im Ministerium niederlegte, hatte er bereits zwei Jahre bei Zaremba Harmonielehre, Kontrapunkt und Formlehre studiert.

In der Klasse für Instrumentationslehre hatte Tschaikowsky Anton Rubinstein zum Lehrer, von dessen wundervollem Klavierspiel und originellem persönlichem Wesen er wie alle andern Schüler bezaubert war. Der Ruhm des in ganz Europa Gefeierten, der scheinbar unerbittliche, in Wahrheit aber von unbegrenzter Herzensgüte erfüllte Ernst, mit dem er die von ihm begründete Anstalt leitete, und das liebevolle Interesse, das er aufstrebenden Begabungen gern entgegenbrachte, ließen ihn für viele als ein Wesen höherer Art erscheinen.

Im November 1865 siedelte Tschaikowsky nach Moskau über, um als Lehrer für Harmonie in das dortige Konservatorium einzutreten. Das Leben der altehrwürdigen Zarenstadt, die mit Recht das Herz Rußlands genannt wird, übte mit seinen neuen Eindrücken und Menschen einen starken, wenn auch zunächst verwirrenden Einfluß auf den Komponisten aus. Noch wichtiger wurde es jedoch für ihn, daß er in dem Direktor dieser Anstalt Nikolai Rubinstein einen treuen Führer und Freund fand, auf den er sich in allen künstlerischen und menschlichen Angelegenheiten unbedingt verlassen konnte. Der um sechs Jahre jüngere Bruder Anton Rubinsteins blieb als genialer Klavierspieler und Pädagoge hinter diesem kaum zurück und hatte sich als Mittelpunkt des ganzen musikalischen Lebens in Moskau eine allgemein anerkannte Stellung errungen. Voll Tem-

perament und Begeisterung für die Aufgabe, die er übernommen hatte, unermüdlich tätig, um jüngere Kräfte heranzuziehen, eine Herrschernatur, die in jedem Kreise ihren Willen durchzusetzen wußte, dabei hilfsbereit bis zur Aufopferung, mit allen Schichten der russischen Gesellschaft befreundet oder bekannt, außerdem gern bereit, die halben oder auch ganzen Nächte im „Englischen Klub" beim Kartenspiel zuzubringen, bildete er für das zarte, empfindliche und leicht einzuschüchternde Naturell Tschaikowskys einen beständigen Antrieb, sich schöpferisch zu betätigen. Peter Iljitsch wohnte bei ihm und arbeitete in einem kleinen Raum neben dessen Schlafzimmer oft bis zum frühen Morgen. Einen ebenso wichtigen Gönner fand er in der Person des Musikverlegers Jürgenson, der, aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen, durch die Herausgabe der musikalischen Klassiker Deutschlands sowie der Kompositionen der jüngeren russischen Tondichter sein Geschäft zu einer bedeutenden Höhe gebracht hatte. Er erwarb später fast alle Kompositionen Tschaikowskys für seinen Verlag.

Nikolai Rubinstein ließ es sich nicht nehmen, auch für Tschaikowskys äußeren Menschen zu sorgen, der damals in vieler Beziehung arg vernachlässigt war. Er führte ihn zum Wäschefabrikanten und zum Schneider, lockte ihn von seinem Schreibtisch fort, wenn er sich müde gearbeitet hatte, und brachte ihn in fröhliche Gesellschaft. Erst ganz allmählich gelang es ihm, sich an die neue Umgebung zu gewöhnen und das Gefühl der Vereinsamung, das ihn zunächst niederdrückte, zu überwinden. Durch sein angestrengtes nächtliches Arbeiten schädigte er seine Nerven schon frühzeitig in solchem Maße, daß sich bei ihm beständige Schlaflosigkeit einstellte, die wieder seltsame und gefährliche Wahnvorstellungen hervorrief. Der Arzt, der zu Rat gezogen

wurde, erklärte, daß Peter Iljitsch nur noch „einen Schritt vom Wahnsinn entfernt" sei, und verbot ihm ein für allemal, in der Nacht zu komponieren, was der Patient fortan auch mit strenger Gewissenhaftigkeit unterließ.

Wenn er schließlich einmal Moskau die „liebste Stadt der Welt" nannte, so verließ ihn doch niemals die Sehnsucht nach Petersburg, wo er die Anerkennung seines Talents erwartete. In Wahrheit war er für den Lärm der Großstadt, so wenig er sie seines Berufes wegen entbehren konnte, nicht geschaffen. Ein „himmlisch stilles, ruhiges, glückliches Dasein" schwebte ihm vor, die Unabhängigkeit von äußeren Sorgen, die Freiheit, ungestört schaffen zu können, nach der er ein unstillbares Verlangen trug.

Um diese Zeit, im Frühling 1868, war Desirée Artôt, die berühmte Sängerin, mit ihrer Gesellschaft in Moskau erschienen und im Großen Theater in einer Reihe von Opernvorstellungen aufgetreten. Ihre Erfolge waren so groß, daß sie im Herbst wiederkehrte und durch die Kunst ihres Vortrags, das Lebendige ihres dramatischen Spiels und das Bezaubernde ihrer Persönlichkeit alles hinriß. Zu den wärmsten Verehrern der Künstlerin gehörte Tschaikowsky, der bald mit ihr Freundschaft schloß, ihr eins seiner Klavierstücke widmete und oft in ihrer Gesellschaft gesehen wurde. Weihnachten 1868 richtete der Komponist an seinen Vater einen ausführlichen Brief, in dem er ihm schrieb, daß er die junge Dame liebe und zu heiraten beabsichtige. Erfahrene Freunde, wie Nikolai Rubinstein, sprachen sich gegen diesen Plan offen aus, denn Tschaikowsky war zwei Jahre jünger als die Sängerin und hätte sich zunächst mit der Rolle eines „Mannes seiner Frau" begnügen müssen. Da sie der Bühne um keinen Preis entsagen wollte, wäre Peter Iljitsch in die Unruhe und Aufregungen einer solchen Künst-

lerlaufbahn hineingerissen und vollständig um die Möglichkeit gebracht worden, an seiner Entwicklung weiterzuarbeiten. Dem Komponisten lag schon nach kurzer Zeit das Schicksal seiner ersten Oper „Der Woiwode" viel mehr am Herzen als seine Braut, und Desirée Artôt war viel zu klug, um das Unhaltbare dieser Situation nicht sofort einzusehen. Sie verheiratete sich gleich darauf in Warschau mit dem Bariton Padilla und unterließ es, ihrem früheren Bräutigam hiervon Mitteilung zu machen. Tschaikowsky schien diese Enttäuschung mit ziemlicher Gelassenheit hinzunehmen, weil er durch die Proben zu seiner Oper sehr in Anspruch genommen war. Aber als die Künstlerin nach einem Jahre wieder in Moskau erschien und im „Schwarzen Domino" von Auber auftreten sollte, für den er die Rezitative und Chöre bearbeitet hatte, empfand er nur zu sehr, was er an ihr verloren hatte. Ein Freund erzählte damals von ihm, wie er beim Erscheinen der Künstlerin das Opernglas vor die Augen hob und es während der ganzen Vorstellung nicht wieder absetzte, obwohl er schwerlich etwas sehen konnte, da ihm die Tränen unaufhörlich über die Wangen gelaufen seien.

Die Frau, die auf Tschaikowskys künstlerische Entwicklung den stärksten und wohltuendsten Einfluß ausüben sollte, war Nadeshda Filaretowna von Meck. Als sie an Tschaikowsky im Frühjahr 1877 den ersten Brief schrieb, war sie vor kurzem Witwe geworden und Mutter von elf Kindern, von denen sieben in ihrem Hause wohnten. Ihr Mann war ursprünglich Ingenieur des Verkehrswesens und mußte sich mit seinem Gehalt aufs äußerste einschränken. In dieser schweren Zeit zeigte diese Frau eine ungewöhnliche Klugheit und Willenskraft, indem sie alle Sorgen, die ihr durch die Erziehung der Kinder und die Verwaltung ihres

Hausstandes erwuchsen, ohne Murren auf sich nahm und nach ihrem Geständnis Amme, Kinderfrau, Lehrerin, Näherin und Kammerdiener in einer Person war. Trotzdem drang sie in ihren Mann, daß er dem Staatsdienst entsagen möge, bei dem beide geistig zu verkümmern drohten. Von Meck, der kein Vermögen besaß, erfüllte diesen Wunsch nicht ohne ernste Bedenken, warf sich aber auf Eisenbahnunternehmungen, und zwar mit solchem Glück, daß er es dabei allmählich zu einem Vermögen von sieben Millionen Rubel brachte. Bei seinem Tode war die Frau fast sechsundvierzig Jahre alt, durch die Entbehrungen ihrer Jugendjahre in ihrem Charakter gestählt, aber durch den Reichtum, der ihr später zuströmte, nicht übermütig gemacht, eine selbstbewußte, energische Persönlichkeit, die alles Schwächliche und Verschwommene, Kleinliche und Gewohnheitsmäßige mit männlicher Bestimmtheit von sich wies und sich nach einer hohen Aufgabe sehnte, für die sie wirken und schaffen könnte. Von ihrem Vater hatte sie die Liebe zur Musik ererbt und sich durch ihr Klavierspiel eine über das Alltägliche weit hinausragende Kenntnis der musikalischen Literatur angeeignet. Besonderes Interesse zeigte sie für Tschaikowsky, nicht nur für sein künstlerisches Schaffen, sondern auch für seine Persönlichkeit. Durch den Geiger Joseph Kotek, den sie für ihre musikalischen Abende gewonnen hatte, und der ein Schüler Tschaikowskys war, erfuhr sie, daß dieser beständig mit materiellen Sorgen zu kämpfen habe, und bestellte bei ihm durch Kotek gegen ein sehr ansehnliches Honorar Arrangements seiner Kompositionen für Geige und Klavier. Tschaikowsky fühlte sich durch diesen Beweis von Interesse für seine Kunst und Person zu lebhaftem Dank verpflichtet, den er ihr aber immer nur durch seinen Schüler ausrichten lassen konnte. Nadeshda

Filaretowna hatte nämlich jeden gesellschaftlichen Verkehr aufgegeben und lebte nur ihrer Häuslichkeit und der Erziehung ihrer minderjährigen Kinder. Selbst vor ihrer Schwester und ihrem Schwager, deren Tochter mit einem ihrer Söhne verheiratet war, ließ sie sich nicht sehen. Nur Nikolai Rubinstein hatte das Vorrecht, sie zu besuchen.

Das Seltsame und gerade Unfaßbare dieser Beziehung lag aber darin, daß auch Tschaikowsky seine Gönnerin und Wohltäterin niemals gesprochen hat, obwohl sich zwischen ihnen ein reger Briefwechsel entspann und sie längere Zeit in derselben Stadt, in Moskau, wohnten. Trafen sie sich im Theater, bei Konzertaufführungen oder sonst einer Gelegenheit, so kam es zu keinem Wort oder Blick, zu keinem noch so flüchtigen Gruß. „Wenn sie sich zufällig begegneten, so gingen sie aneinander vorüber wie zwei ganz fremde Menschen. Sie verkehrten nie anders als nur schriftlich und starben beide, ohne daß einer jemals des andern Stimme gehört hätte," sagt Modest Tschaikowsky in der Biographie seines Bruders.

Dabei steigerte sich gleich in den ersten Briefen der Dank der Frau für die schnelle Erfüllung des Auftrages zu dem Bekenntnisse, daß die Musik Tschaikowskys für sie den Gegenstand höchsten Entzückens bilde, und daß sie nur von der Furcht erfüllt sei, deswegen vor ihm lächerlich zu erscheinen. Wie ein verliebtes junges Mädchen bittet sie ihn mit einer Bescheidenheit und Innigkeit, als ob es sich um etwas schwer zu Erfüllendes handle, um seine Photographie mit Unterschrift und gesteht, daß sie fast zu jeder Zeit wisse, was er tue, wie er sich befinde, worin seine Wünsche und Abneigungen, seine Vorzüge und Schwächen bestehen. So bezaubert sie jedoch von seiner Musik war, so sehr fürchtete sie sich vor seiner persönlichen

Bekanntſchaft, als ob ſie Angſt vor einer ſchweren Enttäuſchung gehabt hätte. In den Briefen aber findet die ſeeliſche Verwandtſchaft dieſer beiden, deren Empfindungsleben bis zur wahren Scheu vor Menſchen krankhaft geſteigert war, und von denen der eine nur durch künſtleriſche Arbeit, die andere nur durch künſtleriſches Genießen ſich über ein unbefriedigtes Daſein hinwegtäuſchen konnte, den wärmſten und beredteſten Ausdruck.

Tſchaikowskys Beziehung zu dieſer Frau hatte ein halbes Jahr gewährt, als er ſich zu einem Schritt verleiten ließ, der ihn an den Rand der Verzweiflung brachte, zugleich aber auch die Güte und Opferfreudigkeit ſeiner Gönnerin noch mehr als bisher erkennen ließ. In unbegreiflicher Schwäche verheiratete er ſich mit einem Mädchen, das ihm in einem Briefe ihre Liebe geſtanden hatte, für die er aber ſelbſt nur Sympathie und Dankbarkeit empfand. Er ſagte es ihr ganz offen, wie es mit ſeinem Herzen, ſeinem Charakter, der Reizbarkeit ſeines Temperaments und dem Ungewiſſen ſeiner Zukunft ſtehe. Mit Zittern gab er ſeine Freiheit auf und führte das Mädchen, das nicht mehr jung, ohne Mittel und ohne das Naturell einer Künſtlerfrau war, vor den Altar. Die unmittelbare Folge dieſer Ehe war geradezu entſetzlich. Schon nach acht Tagen ſah Tſchaikowsky das Unvernünftige ſeiner Handlungsweiſe ein. Er verlor die Kraft zum Schaffen, glaubte tatſächlich, wahnſinnig zu werden, und reiſte allein aufs Land, um an ſeiner Oper „Eugen Onegin“ weiterzuarbeiten. Als er nach einigen Wochen in Moskau mit ſeiner Frau wieder zuſammentraf, erkrankte er plötzlich und reiſte, wiederum allein, nach Petersburg. Dort erlitt er einen heftigen Nervenanfall und verfiel in eine Bewußtloſigkeit, die faſt vierundzwanzig Stunden anhielt. Die Ärzte verordneten als

einziges Mittel zur Genesung eine sofortige Reise ins Ausland. Die Ehe wurde getrennt, um die beiden Menschen nicht noch unglücklicher werden zu lassen, als sie bereits waren.

In diesem Zustand tiefster Niedergeschlagenheit, als Tschaikowsky in Clarens am Genfer See durch die Wiederaufnahme seiner Arbeit und im Verkehr mit einer herrlichen Natur allmählich die ersehnte Genesung fand, bot ihm Frau von Meck in Worten, die von zartester Fürsorge Zeugnis ablegten und alles Beschämende für den Empfänger zerstreuten, eine jährliche Beihilfe von sechstausend Rubel an. Von diesem Augenblick begann sich der Lebensweg des Komponisten zu ebnen. Noch eben seelisch und materiell schwer bedrückt und von dem Gedanken gequält, daß er seine Lehrtätigkeit am Moskauer Konservatorium nicht wieder aufnehmen könne, sah er sich als freier Mann seiner Kunst im beglückenden Gefühl der Schaffenskraft zurückgegeben und ahnte, daß ihm fortan der Erfolg zur Seite stehen werde.

Ende Oktober 1877 nahm Tschaikowsky vom Genfer See, von den Bergen Savoyens und dem Dent du midi Abschied, um einen kurzen Abstecher nach Paris zu unternehmen. Von dort reiste er über Mailand und Florenz nach Rom, wo er innerlich zur Ruhe zu kommen hoffte, begab sich nach Venedig und Wien, kehrte Anfang Dezember nach Italien zurück und hielt sich Weihnachten in San Remo auf. Von allen diesen Orten schrieb er seiner Freundin ausführliche Briefe über die Eindrücke von Natur und Kunst, die ihn umgaben, über die Tagesereignisse, die ihn beschäftigten, wie über den damals ausbrechenden russisch-türkischen Krieg, vor allem aber über seine Tätigkeit als Komponist. Sein ganzes Streben war darauf gerichtet, jene seelische Ruhe zu gewinnen, die ihm unentbehrlich zum Schaf-

ſen war, in der er ſich aber durch äußere Eingriffe beſtändig bedroht ſah. Ein läſtiger Beſuch, ein ausbleibender Brief, ſogar das Schlagen der Uhr konnten ihn unter Umſtänden zur Verzweiflung bringen. Das Anerbieten, das Amt eines ruſſiſchen Delegierten für Muſik auf der Pariſer Weltausſtellung 1878 anzunehmen, lehnte er ab und machte ſich zugleich darüber Vorwürfe, daß man ihm dieſe Weigerung übelnehmen und ſeinen reizbaren Zuſtand für Verſtellung halten könnte. Italien bezauberte ihn, aber für immer dort zu leben, wäre ihm die größte Strafe geweſen, denn er konnte ſeine nordiſche Heimat nicht vergeſſen und fühlte ſich auch im Anblick der ewigen Kunſtwerke als Ruſſen, dem die heimatliche Steppe unentbehrlich war.

Vor allem ſammelt er ſeine ganze Kraft auf zwei neue große Werke, die vierte Symphonie und die Oper „Eugen Onegin", die er während dieſer Zeit vollendete. Von jener gibt er Frau von Meck eine ausführliche, nur für ſie beſtimmte Analyſe und ſchildert den fieberhaften Zuſtand, in dem er ſich jedesmal befindet, wenn in ihm ein neuer muſikaliſcher Gedanke auftaucht und nach Geſtaltung ringt. Von der Oper, die ſpäter mit ſo beiſpielloſem Erfolg über die ruſſiſchen Bühnen gehen ſollte, glaubt er nicht, daß ſie jemals auf dem Theater Glück machen könne. Viel beſſer würde ihm eine Darſtellung auf der Bühne des Konſervatoriums mit den Schülern der Anſtalt zuſagen. Aber auf den Ruhm als ſolchen „ſpuckt" er und beeilt ſich, dieſe echt ruſſiſche Redensart ein Dutzend mal zu wiederholen. Nur das Schaffen in völliger Abgeſchloſſenheit kann ihm Befriedigung gewähren. Leider griff er ſchon damals, um ſich in die richtige Stimmung zu verſetzen, häufiger zur Kognakflaſche, als es ſeiner Geſundheit zuträglich war. Je mehr er ſeinen Geiſt anſpannte, deſto mehr untergrub er ſeine Geſundheit.

Die unter so seltsamen Umständen geschlossene und gepflegte Freundschaft zwischen dem Komponisten und seiner Gönnerin fand, nachdem sie dreizehn Jahre hindurch ungetrübt bestanden hatte, ein plötzliches und rätselhaftes Ende. Wiederholt hatte Frau von Meck darüber Andeutungen gemacht, daß sie von finanziellen Einbußen betroffen sei, aber auch stets hinzugefügt, daß der für Tschaikowsky bestimmte Ehrensold hierdurch in keiner Weise berührt werden könne. Nachdem sie dies Versprechen noch im Sommer 1900 in der bisherigen Weise erfüllt hatte, erklärte sie ihm jedoch im September desselben Jahres, daß sie völlig ruiniert und infolge davon nicht mehr imstande sei, ihn zu unterstützen. Tschaikowsky ward durch diese Mitteilung äußerst bestürzt und glaubte als schlechter Rechner, der er stets war, sich allerlei Entbehrungen auferlegen oder gar fürs Brot arbeiten zu müssen, obwohl seine Einnahmen gerade in jener Zeit bedeutend waren und durch den Erfolg seiner Oper „Pique-Dame" noch wesentlich vermehrt wurden. Er machte aber von dieser überflüssigen Sorge seiner Wohltäterin keinerlei Andeutung, betonte vielmehr, daß er es niemals vergessen könne, wie sie ihn durch ihre Freundschaft und Unterstützung vor dem Untergang gerettet habe, und nahm es als selbstverständlich an, daß ihr geistiger Verkehr unter dieser Schicksalswendung nicht leiden dürfe. Frau von Meck ließ ihm jedoch darauf keine Antwort zukommen, und wenn sie früher an den geringsten Kleinigkeiten, die ihren Schützling betrafen, den wärmsten Anteil nahm, blieb sie jetzt selbst seinen größten Erfolgen gegenüber völlig stumm. Hatte sie nur für das Ringende und Sorgenvolle in dem Künstler Interesse, nicht auch für seinen fertigen Ruhm? Oder war sie in einen Zustand geistiger und seelischer Verwirrung geraten, der ihr Bewußtsein trübte? Tatsächlich war sie nach

wie vor eine reiche Frau. Tſchaikowsky ſuchte nach allen möglichen Erklärungen für dies Verhalten, das ſein Selbſtgefühl aufs tiefſte kränkte, und verlor völlig die Faſſung, als es auch einer Mittelsperſon nicht gelang, den abgebrochenen brieflichen Verkehr wiederherzuſtellen. Frau von Meck erkrankte aber zu jener Zeit an einem Nervenleiden, das ſie langſam dahinſiechen ließ. Sie war eine Sterbende, als ſie die Nachricht erhielt, daß ihr Freund dahingegangen ſei, und folgte ihm im Januar 1894 in die Ewigkeit. Wie tief ſich aber das Bild der edlen Frau der Phantaſie Tſchaikowskys eingeprägt hatte, beweiſt, wie ſein Bruder mitteilt, daß er auf dem Sterbebette immer ihren Namen wiederholte, und daß dieſer das einzige Wort blieb, das bei den unartikulierten, im Fieber ausgeſtoßenen Lauten deutlich zu verſtehen war.

Ähnliche ſeeliſche Erregungen, wie ſie Tſchaikowsky durchzumachen hatte, als er ſich von der Jurisprudenz losſagte und zum Studium der Muſik überging, ſtellten ſich bei ihm ein, als er mit dem Entſchluß rang, ſeine Stellung am Konſervatorium niederzulegen und als frei ſchaffender Künſtler von einem feſten Arbeitsplan und Aufenthaltsort unabhängig zu ſein. Er wurde immer reizbarer gegen ſeine Umgebung und las aus allem, ſelbſt aus den ſchmeichelhafteſten Äußerungen, Mangel an Anerkennung oder gar feindſelige Abſichten heraus. Wie krankhaft dieſe Empfindlichkeit war, geht daraus hervor, daß er von einzelnen abſprechenden Kritiken, wie ſie unter anderem Hanslick veröffentlicht hatte, ſo ſtark beeinflußt wurde, daß er ſie auswendig wußte und häufig herſagte.

In einem Brief an ſeine Freundin meinte er einmal:

„Ich genieße zwar den Ruf der Beſcheidenheit, ich muß Ihnen aber ganz im geheimen beichten, daß meine Beſcheidenheit nichts andres iſt als ein verkappter und ſehr großer Ehrgeiz. Unter allen

lebenden Muſikern gibt es nicht einen einzigen, vor dem ich gutwillig mein Haupt neigen würde. Die Natur, die mich mit ſo viel Stolz ausgeſtattet, hat mir gleichzeitig das Geſchick verſagt, meine Ware ins rechte Licht zu ſetzen. Je ne sais pas me faire valoir. Ich verſtehe es nicht, meinem Ruhm aus eigner Initiative entgegenzugehen, und ziehe es vor, abzuwarten, bis er ſelbſt zu mir kommt."

Um ſo dankbarer war Tſchaikowsky, wenn Männer von Bedeutung aus freiem Antrieb an ſeinem künſtleriſchen Schaffen Anteil nahmen. Als er, um ſeinem beſtändigen Geldmangel abzuhelfen, im März 1871 in Moskau ein Konzert veranſtaltete, bei dem F. Laub an der Spitze des Quartetts der ruſſiſchen muſikaliſchen Geſellſchaft, Nikolai Rubinſtein und die ausgezeichnete Sängerin Frau E. Lawrowskaja in ſeinen Kompoſitionen mitwirkten, befand ſich unter den Zuhörern auch Turgenjew, der ſich für den Komponiſten ſehr intereſſierte und von ihm bereits im Auslande viel gehört hatte. Das bloße Erſcheinen des gefeierten Mannes, der mit weſteuropäiſcher Bildung geſättigt war, und ſich in ſeinen Erzählungen als einen ſo feinen Kenner der Muſik gezeigt hatte, genügte, um ein günſtiges Vorurteil für den Erfolg dieſes Abends bei den Zuhörern zu erwecken. Neun Jahre ſpäter wohnte Turgenjew in Moskau ebenfalls einem Konzert Tſchaikowskys bei, der mittlerweile ein berühmter Mann geworden war. In einer ſeiner ergreifendſten, kurz vor ſeinem Tode verfaßten Novellen „Nach dem Tode" (in der deutſchen Überſetzung „Klara Militſch") ſchildert der Dichter, was Modeſt Tſchaikowsky in ſeinem biographiſchen Werk zu erwähnen vergeſſen hat, einen ſolchen muſikaliſchen Abend und den Eindruck von Mignons Lied „Nur wer die Sehnſucht kennt" in der Kompoſition von Tſchaikowsky auf das Gemüt eines krankhaft veranlagten Mannes.

Im Herbst 1876 trat Tschaikowsky in nähere Beziehungen zu dem Grafen L. N. Tolstoi, für den er seit dem Erscheinen seiner ersten dichterischen Arbeiten eine besondere Verehrung hegte, und dessen großen Roman „Krieg und Frieden" er als Nationalepos der Russen über alles liebte. Er stellte sich die Erscheinung des Mannes, der so tief im Herzen seines Volkes zu lesen wußte, als etwas Phantastisches und Ungeheuerliches vor, um so mehr als man von der Persönlichkeit des Dichters damals noch wenig wußte und Bilder von ihm nicht annähernd so verbreitet waren wie heute. Der Komponist bekannte zehn Jahre später, daß er vor der Begegnung mit Tolstoi eine namenlose Furcht empfunden habe, weil er glaubte, daß dieser selbst in die geheimsten Winkel seiner Seele dringen und auch nicht das geringste Schlechte darin verborgen bleiben würde, so daß es müßig wäre, ihm nur die guten Seiten zeigen zu wollen.

„In Wirklichkeit kam es aber ganz anders," fährt Tschaikowsky fort. „Der größte aller Menschenkenner erwies sich im Umgang mit seinen Mitmenschen als ein sehr einfaches, herzlich aufrichtiges, liebevolles Wesen, dem gar nichts daran gelegen schien, jene Allwissenheit, die ich so sehr fürchtete, vor jedermann zu betonen; er schonte durchaus nicht die kranken Stellen, tat aber andrerseits wissentlich nie einem Menschenherzen weh."

Die Unterhaltung bewegte sich vorzugsweise um Musik, wobei Graf Tolstoi sich als ausgesprochenen Gegner Beethovens bekannte, dessen Genialität er durchaus bezweifelte. „Das ist allerdings ein Zug, unwürdig eines großen Mannes," meinte Tschaikowsky. Er bat seinen Freund Nikolai Rubinstein, dem berühmten Gast zu Ehren im Konservatorium einen Musikabend zu veranstalten. Bei dieser Gelegenheit gelangte auch des Komponisten Andante aus dem D-dur-Quartett zum Vortrag, wobei Tolstoi vor Rüh-

rung in Tränen ausbrach. Tſchaikowsky ſchrieb damals in ſein Tagebuch: „Nie in meinem Leben war mein Ehrgeiz ſo über und über befriedigt — nie war mein Autorenehrgeiz ſo beglückt wie damals, als L. Tolſtoi, neben mir ſitzend, den Klängen meines Andante lauſchte und Tränen über Tränen ſeinen Augen entfloſſen."

Merkwürdig, daß die Beziehungen zwiſchen dieſen beiden Männern nicht weiter gepflegt wurden. Als „Anna Karenina" im „Ruſſiſchen Boten" erſchien, äußerte ſich Tſchaikowsky ſeinem Bruder Modeſt gegenüber ſogar ſehr abfällig. Außerdem konnte er ſich mit dem Philoſophen in Tolſtoi niemals befreunden. In ſeinem Tagebuch finden wir 1886 nach dem Erſcheinen von „Was iſt mein Glaube?" folgende Stelle:

„Warum, denke ich, muß dieſer Mann, der die köſtliche Gabe beſitzt, die Seele eines Menſchen ſo wundervoll harmoniſch zu ſtimmen, der die Kraft hat, unſre ſchwachen Köpfe zum Begreifen und Verſtehen der geheimſten Winkel der Ethik zu zwingen — warum muß dieſer Mann den Moralprediger ſpielen, warum will er unſer Lehrer und Vormund ſein? Früher konnte er durch die einfache Erzählung eines gewöhnlichen, alltäglichen Vorgangs den ſtärkſten Eindruck hinterlaſſen. Das, was da zwiſchen den Zeilen zu leſen, war eitel Liebe zu ſeinen Mitmenſchen, eitel Mitleid zu ihrer Hilfloſigkeit, Vergänglichkeit, Winzigkeit ... Aber aus allen ſeinen jetzigen Schriften weht ein kalter Luftzug; man empfindet eine gewiſſe Furcht und fühlt, daß auch er ein Menſch ſei, d. h. ein Weſen, welches gegenüber unſrer Beſtimmung, dem Zweck und Ziel des ganzen Daſeins, Gott und Religion gegenüber ebenſo hoffärtig eingebildet, aber auch ebenſo unwiſſend und gering iſt wie ein Inſekt, das an einem warmen Julitag geboren wird, um gegen Abend für ewig zu verſchwinden. Der frühere Tolſtoi war ein Gott, der jetzige — nur ein Prieſter."

Es entſprach der träumeriſchen und empfindlichen Natur Tſchaikowskys, der bei jeder Berührung mit der Wirklich-

keit wie eine Mimose ängstlich zusammenzuckte, von dem Gedanken an die Vergänglichkeit alles Irdischen melancholisch niedergedrückt wurde und sich frühzeitig mit Todesahnungen trug, seine unmittelbar empfangenen Eindrücke und Erlebnisse in Form von Tagebuchnotizen festzuhalten. Er hoffte, mit diesen Selbstbetrachtungen einen Schatz für sein Alter zusammentragen und die entschwundene Jugend beim Durchblättern der Hefte noch einmal durchleben zu können. Wie Modest Tschaikowsky mitteilt, hatte er sich dabei ein System von kurzen Skizzen und abgerissenen Sätzen gebildet, die niemandem außer ihm verständlich waren. Aber die Betrachtungen über seine Kindheit und Jünglingsjahre erweckten in ihm später ein gewisses Gefühl von Scham, und er vernichtete sie, um sich in Zukunft nur an Tatsächliches zu halten. Doch auch diese Beichte fing an, ihn zu beunruhigen, und er nahm seinem Bruder das Wort ab, das meiste von diesen Blättern nach seinem Tode zu verbrennen. Selbst damit nicht zufrieden, übergab er einen großen Teil seiner Notizen selbst den Flammen, so daß sich in seinem Nachlaß nur wenig Material dieser Art vorfand, das aber immerhin für die Beurteilung seines Charakters, seines Sinnens und Ringens, seiner Hoffnungen und Enttäuschungen von Wert ist.

Große Freude machte es ihm, als nach der Aufführung seiner zweiten Sinfonie und der Oper „Opritschnik" in Petersburg sein Schaffen auch außerhalb Rußlands Beachtung fand. Als die russische Nationaloper „Das Leben für den Zaren" von Glinka in Mailand zum erstenmal aufgeführt wurde, machte Hans v. Bülow in einer an die „Allgemeine Zeitung" gerichteten Korrespondenz (1874) auf Tschaikowskys Streichquartett, seine Klavierkompositionen und vor allem auf seine Ouvertüre zu „Romeo und Julia" auf-

merksam: „Vermöge seiner Vielseitigkeit wird dieser Komponist vor der Gefahr geschützt sein, einer Nichtbeachtung im Auslande anheimzufallen, wie sie dem mit vaterländischem Ruhme zufriedengestellten Glinka zuteil geworden ist." Tschaikowsky widmete sein im Jahre 1874 komponiertes Klavierkonzert Bülow an Stelle Nikolai Rubinsteins, dem diese Arbeit ursprünglich zugeeignet war, der sich aber darüber sehr abfällig geäußert hatte, während Bülow sie wegen der edlen, kraftvollen und originellen Ideen das vollkommenste unter den ihm bekannten Werken Tschaikowskys nannte.

Nur der eine, der ihn als Künstler am besten kennen mußte, an dessen Urteil ihm am meisten gelegen war, blieb ihm dauernd fremd — Anton Rubinstein. Vergeblich hat es die zarte, für alles Große empfängliche Seele Tschaikowskys versucht, sich durch die Bewunderung seines Lehrmeisters dessen Wertschätzung und Freundschaft zu erringen. Sein Bild sowie ein Porträt des unglücklichen Ludwigs XVI. von Frankreich bildeten lange Zeit den einzigen Schmuck seiner Behausung. Er hat es immer als den Schmerz seines Lebens empfunden, daß er der Persönlichkeit Rubinsteins, so sehr er sich darum auch bemühte, nie näher treten durfte, von ihm niemals ein Wort der Aufmunterung zu hören bekommen, ja nicht einmal einen Brief empfangen sollte.

Im Frühling 1878 schreibt er seiner Gönnerin aus Clarens:

„Sie sprechen von A. Rubinstein. Wie kann ich mich ihm gleichstellen? Er ist doch gegenwärtig der größte Pianist der Welt. In ihm hat sich ein außerordentlicher Virtuos mit einem begabten Komponisten vereinigt, so daß der letztere vom ersteren sozusagen auf den Schultern getragen wird. Ich werde bei Lebzeiten nicht den zehnten Teil dessen erreichen, was Rubinstein erreicht hat. In betreff Rubinsteins möchte ich Ihnen noch folgendes sagen: In

seiner Eigenschaft als mein Lehrer kennt er meine musikalische Natur besser als irgend ein andrer, so daß er meinen Ruf im Auslande sehr fördern könnte. Zum Unglück hat sich diese Größe mir gegenüber stets sehr hochmütig, ja verachtend verhalten. Kein andrer hat meinem Ehrgeiz schmerzlichere Wunden beigebracht als er. Äußerlich war er stets liebenswürdig und freundlich zu mir. Durch diese Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit ließ er aber hindurchschimmern, daß ich ihm nicht einen Groschen wert sei."

Als ich im Jahre 1892 meine Biographie Anton Rubinsteins schrieb und Tschaikowsky um Auskunft über seine persönlichen Beziehungen zu seinem ehemaligen Lehrer bat, hat er sich über diesen für ihn so empfindlichen Punkt in seinem Antwortschreiben mit einer Ausführlichkeit und Offenheit ausgesprochen, die ihm zu großer Ehre gereichen. Tschaikowsky klagte mir in dem erwähnten Brief, den sein Bruder in dem biographischen Werk wieder abgedruckt hat, daß sich der Abgrund zwischen Anton Rubinstein und ihm im Laufe von fast dreißig Jahren nur noch erweitert habe, und fügte hinzu:

„Ich wurde als Professor in Moskau der wahre Freund Nikolai Rubinsteins und hatte das Glück, Anton von Zeit zu Zeit zu sehen. Ich habe ihn fortdauernd immer verehrt und in ihm den größten Künstler und den edelsten Menschen gesehen — aber ich bin niemals sein Freund geworden und werde niemals sein Freund werden. Dieser große Fixstern zieht immer durch meinen Himmel — aber immer, wenn ich sein Leuchten bemerke, fühle ich ihn weit von mir."

Tschaikowsky drückte am Schluß seines Briefes die Überzeugung aus, daß Anton Rubinstein seine Musik nicht liebe und sich von seiner Persönlichkeit abgestoßen fühle.

Es lag in der Tat eine ganze Welt zwischen der ungebrochenen, männlichen, lebensfrohen Kraft Rubinsteins, der gar keine Nerven zu kennen schien, obwohl er die feinsten besaß, und der reizbaren, fast weiblichen Empfindlichkeit

Tſchaikowskys, der ſich von der Wirklichkeit des Lebens wie von einer Brenneſſel berührt fühlte, zwiſchen dem Weltbürger, der überall zu Hauſe war und an ſeinem Frühſtückstiſch im Hotel eine Unterhaltung in vier Sprachen führte, und dem ausſchließlichen Ruſſen, der auch beim Anblick der Sixtiniſchen Madonna und beim Durchwandern der Peterskirche immer den Wind über ſeine heimatlichen Steppen wehen hörte und von dem Leben in einem kleinen ruſſiſchen Dörfchen träumte, wo die Bauern beim Pflücken der Beeren ihre ſanft verklingenden Volkslieder anſtimmten, zwiſchen dem Liebling der Geſellſchaft, der ohne Frauen nicht leben konnte, und dem verlegenen, ängſtlichen Manne, der plötzlich verſtummte, wenn ihn ſchöne Augen zärtlich anblickten, dem der „große Wurf" ſo wenig gelang, daß er darüber faſt den Verſtand verloren hätte, zwiſchen dem muſikaliſchen Wunderkind, das ſchon mit zehn Jahren den Beifall der Menge begierig aufſog, und dem ernſten Beamten, der erſt in reifen Jahren den Sprung in das Ungewiſſe des künſtleriſchen Schaffens unternahm. Dieſe beiden Perſönlichkeiten konnten wohl dieſelbe Straße wandern, aber nicht unmittelbar nebeneinander hergehen. Sie konnten ſich achten, aber ſie hatten ſich im Grunde nur wenig zu ſagen. Der eine hatte den Blick immer nach Petersburg gerichtet, wo das Ruſſentum die Farbe der weſteuropäiſchen Bildung annimmt, der andere lebte mit ſeinem ganzen Denken und Fühlen in Moskau und wurzelte in dem altſlawiſchen Weſen, der ſich durch die Jahrhunderte dort rein erhalten hat.

Ganz verſtändnislos ſteht Tſchaikowsky einem Manne wie Brahms gegenüber. Beim Erſcheinen von deſſen erſter Sinfonie ſagt er: „Für mich hat er gar keinen Reiz. Ich finde, daß er ſehr dunkel und kalt iſt, dabei voller Prätenſion, aber ohne rechte Tiefe." In der krankhaften Stim-

mung, in der er sich im Frühling 1878 während seines Aufenthalts in Clarens befand, spricht er ihm sogar jede schöpferische Kraft ab und macht kein Hehl daraus, daß er sich viel höher schätze als ihn. Februar 1880 sucht er in einem andern Brief an Frau von Meck nach Worten, um auszudrücken, weshalb ihm die Musik von Brahms antipathisch sei.

„Ich will sagen, daß er niemals etwas ausspricht, und wenn er es ausspricht, so spricht er es nicht voll und ganz aus. Künstlich zusammengeklebte Teilchen eines unbestimmten Etwas bilden seine Musik. Die Zeichnung entbehrt der Prägnanz, des Kolorits und des Lebens. Eigentlich müßte ich, unabhängig von irgendwelchen Beschuldigungen, einfach bekennen, daß Brahms als musikalische Persönlichkeit mir antipathisch ist. Ich kann ihn nicht verdauen, er läßt mich kalt. Das ist eine rein instinktive Empfindung."

Als er später mit Brahms in Wien zusammenkam, konnte er sich der Liebenswürdigkeit seines Wesens nicht entziehen und mußte bekennen, daß die in seiner Gesellschaft verbrachten Stunden in ihm eine überaus angenehme Erinnerung zurückgelassen hatten. Auffallend ist es nur, daß er ihm die charakteristischen Züge eines Germanen abspricht und bei seinem Anblick weit mehr an einen gutmütigen, schönen, nicht mehr jungen russischen Priester, an den Typus eines rasseechten Großrussen erinnert wird. Ratlos steht er der ersten Aufführung des „Rings" in Bayreuth, August 1876, gegenüber. Bei der Vorstellung des „Rheingold" machte nur die bewunderungswürdige Ausstattung Eindruck auf ihn. „In musikalischer Beziehung," fährt er fort, „ist es ein unglaublicher Unsinn, in dem jedoch hin und wieder sehr schöne, ja entzückende Momente aufblitzen." Er konnte das Getümmel der Menschen in Bayreuth während der Festspieltage, die Unbequemlichkeit des Lebens in der kleinen Stadt, den Aufenthalt in dem verfinsterten Zuschauerraum

kaum ertragen und verfiel wieder in jene nervöse Abspannung, bei der ihm die sofortige Rückkehr nach Rußland als einziges Heilmittel erschien. Obwohl er mit der Tetralogie nichts anzufangen wußte, schwingt er sich zum Schluß doch zu dem Geständnis auf, daß sie ein „welterschütterndes Ereignis, ein epochemachendes Kunstwerk" bedeute.

Von ähnlicher Unsicherheit zeugt alles, was er später über Richard Wagner sagt. Bald findet er einzelnes groß und herrlich, bald nennt er den Dichterkomponisten einen Don Quichotte, der seine Kraft bei der Jagd nach dem Unmöglichen aufbiete, während er nach seiner Meinung im Grund Sinfoniker sei und ein ganzes Meer musikalischer Schönheit aus sich hervorzaubern könnte. Den „Lohengrin" bezeichnet er als die Krone aller Wagnerschen Schöpfungen und meint, daß nachher der Niedergang seines Talentes begonnen habe, das durch den „satanischen Stolz dieses Menschen" erstickt worden sei. Nach einer Aufführung von „Tristan und Isolde", die er Silvester 1882 in Wien hörte, kam er sogar zu dem Schluß, daß Wagner trotz seiner außerordentlichen schöpferischen Begabung, trotz seines scharfen Verstandes, trotz seines dichterischen Talentes und seiner umfassenden Bildung um die Kunst überhaupt und die Oper im besonderen nur negative Verdienste habe. Das höchste leistet er aber mit dem Satz: „Was das dramatische Interesse seiner Opern anbelangt, so ist es in meinen Augen sehr gering, manchmal sogar kindisch naiv."

Je weniger er zum Urteil über die Schöpfungen anderer berufen war, desto sicherer ging er um diese Zeit seinen eigenen Weg, um einem der populärsten Werke der russischen Poesie musikalisches Leben einzuhauchen.

Im Frühling 1877 war er bei der Sängerin, Frau Lawrowskaja, die beim Gespräch über Operntexte plötzlich

die Bemerkung fallen ließ: „Wie wäre es mit ‚Eugen Onegin'?" Tschaikowsky fand die Idee, die berühmte poetische Erzählung Puschkins in Musik umzusetzen, zunächst kurios, und er erwiderte auf diesen Vorschlag nichts. Später aber, als er in einem Restaurant allein zu Mittag aß, begann er darüber nachzudenken und nun fand er die Idee gar nicht so absurd. Er las die Werke des Dichters, und zwar mit solchem Entzücken, daß er eine schlaflose Nacht verbrachte und das „Szenarium einer köstlichen Oper mit Puschkins Text" gefunden zu haben meinte.

„Du glaubst nicht," schreibt er seinem Bruder Modest, „wie wild ich auf dieses Sujet bin. Wie froh ich bin, den üblichen Pharaos, äthiopischen Prinzessinnen, Vergiftungen und dergleichen Puppengeschichten aus dem Wege gegangen zu sein. Welche Fülle von Poesie ‚Onegin' birgt! Ich bin durchaus nicht verblendet, ich weiß genau, daß die Oper zu wenig Handlung, zu wenig Bühneneffekte haben wird, aber der große Poesiereichtum, die Lebenswahrheit und Einfachheit der Vorgänge sowie die genialen Verse Puschkins wiegen gewisse Mängel sicherlich auf."

Er sucht ein intimes, aber erschütterndes Drama, das auf dem Konflikt solcher Stimmungen beruht, wie er selbst sie durchgemacht oder gesehen hat. Er fühlt im voraus, daß seine Oper keinen Erfolg haben werde bei der gemeinen Routine, die auf den Hoftheatern eingerissen sei. Deshalb wolle er sie dem Marientheater nicht nur nicht einreichen, sondern jede Aufführung an dieser Bühne zu verhindern suchen und sie viel lieber der Bühne des Konservatoriums anvertrauen. In der Tat erfolgte die erste Aufführung durch die Schüler des Moskauer Konservatoriums im dortigen Kleinen Theater im März 1879, aber merkwürdigerweise ohne besonderen Erfolg. Allerdings muß zugegeben werden, daß die jugendlichen Kräfte, die dem Komponisten zur Verfügung standen, nicht ausreichten, dies

Werk in seinem vollen musikalischen Glanz zu zeigen, und daß die Zusammenstellung des Librettos nach der Puschkinschen Dichtung, die allen Zuhörern als etwas Heiliges und Unantastbares erschien, für eine unerhörte Kühnheit angesehen wurde. Selbst Anton Rubinstein, der zu dieser Vorstellung nach Moskau gekommen war, sagte dem Komponisten bei dem Abendessen in der Eremitage, wo seine Freunde nach der Aufführung versammelt waren, kein Wort. Niemand hatte die Empfindung, an der Geburtsstätte eines Werkes zu stehen, dessen späterer Erfolg in der Geschichte des russischen Theaters ohnegleichen sein, in einer endlosen Reihe von Wiederholungen seine Anziehungskraft auch nicht im mindesten erschöpfen und das dauernde Entzücken von Liebhabern und Kennern in allen Schichten der Bevölkerung werden sollte. Selbst die erste Aufführung im Großen Theater in Moskau ging vorüber, ohne daß das Publikum den eindrucksvollsten Momenten der Oper, wie der Erklärung Onegins und Tatjanas, ein wirkliches Verständnis entgegengebracht hätte. Auch die Kritiker, die dem Werk alles Gute nachsagten, zweifelten an der Nachhaltigkeit seines Erfolges. Das Erstaunlichste lag aber darin, daß die Oper sogar bei der ersten Aufführung in St. Petersburg, die im April 1883 im Saale der Adelsgesellschaft durch die „Musikalische dramatische Liebhabergesellschaft" stattfand, durchaus kühl aufgenommen wurde und die Zeitungen fast gar keine ausführlichen Besprechungen darüber veröffentlichten.

Im Februar 1879 schreibt Tschaikowsky an Frau von Meck:

„Mein ganzes Leben lang bin ich Märtyrer der unerläßlichen Beziehungen zu den Menschen gewesen. Meiner Natur nach bin ich ein Sohn der Wildnis. Jede neue Bekanntschaft, jede neue Be-

gegnung mit einem unbekannten Menſchen waren für mich ſtets eine Quelle der fürchterlichſten moraliſchen Leiden. Es iſt ſchwer zu ſagen, welcher Art dieſe Leiden geweſen ſind. Möglicherweiſe iſt es eine bis zur Manie geſteigerte Beſcheidenheit, oder es iſt die abſolute Abweſenheit jeglichen Bedürfniſſes nach menſchlicher Geſellſchaft, oder auch es iſt das Unvermögen, ohne Zwang über ſich ſelbſt etwas zu reden, was man nicht denkt, denn das iſt bei keiner Bekanntſchaft zu vermeiden — kurz: ich weiß nicht, was es iſt. Solange ich nicht in der Lage war, Begegnungen aus dem Wege zu gehen, verſtellte ich mich ſtets in Geſellſchaft, heuchelte Freude, ſpielte beſtändig irgend eine Rolle — denn es iſt gar keine Möglichkeit vorhanden, das zu vermeiden — und litt die ſchrecklichſten Qualen. Darüber könnte ich viel erzählen. Die Gegenwart eines Menſchen iſt nur dann angenehm, wenn man infolge langjähriger Beziehungen oder der Gemeinſamkeit der Intereſſen, namentlich der Familienintereſſen, ſich keinen Zwang aufzuerlegen braucht. Iſt das nicht der Fall, dann iſt jegliche Geſellſchaft eine Laſt, welche mein moraliſcher Organismus zu tragen nicht Kraft genug hat."

Bei ſolchen Empfindungen bedeutete es für ihn eine wahre Selbſtaufopferung, Konzertreiſen durch Rußland und Deutſchland, nach London und Paris anzutreten, die für jeden andern mit Anſtrengung verbunden ſind, ihm aber zur kaum erträglichen Qual wurden. Nach jedem fröhlich durchlebten Abend erwachte er am nächſten Morgen matt und nervenſchwach. Immer wieder mußte der gefährliche Tröſter aus der Charente zu Hilfe gerufen werden, deſſen prickelnde und duftende Tropfen ein vorübergehendes Gefühl von verſtärkter Lebenskraft hervorriefen. Tſchaikowsky verlor dabei niemals die ihm angeborene Vornehmheit, Feinheit und Liebenswürdigkeit, aber der Wurm fraß doch an ſeinem Innern. Seine Nerven waren durch Kognak geſchwächt, daß er Angſtempfindungen bei einem Gewitter bekam, daß er ſich im Hotel vor Ratten und Mäuſen fürchtete und bei ſeiner Reiſe nach Nordamerika weniger unter der Seekrankheit als unter

der Furcht litt, daß der prachtvolle Dampfer, dem er sich für die Überfahrt anvertraut hatte, untergehen würde.

Er hatte eine Höhe des Ruhmes erklommen, von der er sich anfänglich schwerlich etwas träumen ließ, und sah sich überall von einer Schar von Freunden und Verehrern seiner Werke umgeben. Auch der Großfürst Konstantin Konstantinowitsch erfreute ihn mit wertvollen Zeichen seines Wohlwollens und unterhielt mit ihm eine fesselnde Korrespondenz, in der wichtige musikalische Fragen erörtert wurden. Allerdings waren mehrere ihm teure Personen dahingegangen, aber er selbst dachte kurz vor seinem Ableben, das so erschreckend schnell erfolgen sollte, weniger als je an sein Ende, sondern fühlte nur, wie die Kraft zum Schaffen in ihm wuchs und der Kreis, den er mit seinen Werken zog, sich immer mehr ausdehnte. Die sechste Sinfonie, die er nach dem Vorschlag seines Bruders die „pathetische" nannte, machte bei der ersten Aufführung in Petersburg allerdings nicht den erwarteten Eindruck, während sie später mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Tschaikowsky fühlte nur zu sehr, daß er die selbstbewußte zwingende und hinreißende Persönlichkeit eines Orchesterdirigenten nicht in vollem Maße besaß. Schon früher litt er, wenn er auf das Podium vor dem Orchester stieg, an einer solchen nervösen Angst, daß er das Gefühl hatte, „als müsse ihm der Kopf von den Schultern fallen". Tatsächlich liebte er es, infolgedessen das Kinn mit der linken Hand zu stützen, und nur mit der rechten zu dirigieren. Kam ein Versehen bei der Aufführung vor, so verlor er sofort die Fassung und verfiel in Ermüdung und Gleichgültigkeit, mit der er wirksame Feinheiten verwischte. Dieser Mangel machte sich namentlich bei der sechsten Sinfonie bemerkbar, in der alles Kraft und Schwung atmet. Doch behauptete Tschaikowsky, der

ſonſt leicht von Zweifeln gequält wurde, mit unerſchütterlicher Zuverſicht, daß er nie etwas Beſſeres geſchrieben und auch niemals ſchreiben werde.

Drei Tage vor ſeinem Tode ſah er im Alexandratheater in Petersburg ein Stück von Oſtrowsky, beſuchte einen der Hauptdarſteller in ſeiner Loge und lachte von Herzen, als dieſer in launiger Weiſe ſeine Angſt vor dem Tod ausdrückte. „Es hat noch Zeit," meinte Tſchaikowsky, „mit dieſer abſcheulichen Stumpfnaſe Bekanntſchaft zu machen. Übrigens holt ſie uns beide noch lange nicht. Ich weiß, daß ich lange leben werde." Tags darauf klagte er beim Tee über eine ſchlecht verbrachte Nacht und beging während des Geſpräches die Unvorſichtigkeit, aus einem Glaſe mit ungekochtem Waſſer zu trinken, obwohl gerade zu jener Zeit in Petersburg die Cholera herrſchte. Die Anweſenden erſchraken, aber Tſchaikowsky ſelbſt blieb ruhig. Gegen Abend verſchlimmerte ſich ſein Zuſtand, ſo daß zwei namhafte Ärzte, die Brüder Bertenſon, geholt werden mußten. In der Nacht wurde als Krankheitsurſache Cholera feſtgeſtellt. Am nächſten Tage ſchien eine Beſſerung im Befinden des Patienten einzutreten, aber man fürchtete die Nachwirkungen, die dem Kranken bei ſeiner Schwäche gefährlich werden mußten. Die verordneten Mittel hatten keinen Erfolg. Als der Prieſter aus der Iſaakskathedrale geholt wurde, um ihm das Abendmahl zu reichen, fand er Tſchaikowsky bereits bewußtlos und mußte ſich damit begnügen, laute Gebete zu ſprechen, die von dem Sterbenden nicht mehr vernommen wurden. In den Morgenſtunden des 6. November 1893 unſeres Stil hauchte er ſeine Seele aus.

Während die Lieder und Klavierkompoſitionen Tſchaikowskys ſich bei uns ſchon lange einer großen Beliebtheit erfreuen, haben ſich ſeine Sinfonien, Opern und Quartette

nur ſchwer durchgerungen. Andere Schöpfungen von ihm, wie die reizende Ballette „Dornröschen“ und „Nußknacker“, die von Geiſt und Anmut überſprudeln, werden höchſtens ſtückweiſe in Konzerten unſerem Publikum vorgeführt. An dem ſchweren und ſpäten Ringen um den Erfolg, an der bis zum äußerſten getriebenen Anſpannung ſeiner Kräfte, an dem Widerſpruch zwiſchen ſeinem zarten, weltſcheuen Temperament und ſeinem ſchöpferiſchen Talent, mit dem er die Welt erobern wollte, hat er ſich innerlich verzehrt, aber, wie jeder echte Künſtler, den ganzen Inhalt ſeines Lebens in ſeine Schöpfungen ergoſſen.

„Weiße Nächte“ in St. Petersburg.

Langſam iſt die Sonne als rote Scheibe zum Finniſchen Meerbuſen hinabgeſunken. Ihr warmes Licht hat über Wolken und Waſſer, die ſchmalen Uferſtreifen und vorbeiziehenden Schiffe einen weithin leuchtenden Glanz ausgebreitet. Wie allabendlich haben ſich die Petersburger an der „Pointe“ ein Stelldichein gegeben, um auf der nördlichſten von den vielen Inſeln, welche die Newa beim Verlaſſen der Stadt bildet, dem wundervollen Schauſpiel beizuwohnen, wenn die goldene Säule noch einmal auf den Fluten zittert, dann plötzlich verſchwindet und der Dämmerung weicht. An Gärten und Landhäuſern vorbei wendet ſich der Strom der Equipagen, Reiter und Spaziergänger über Brücken und Kanäle entweder zu den Wirtſchaften im Freien oder kehrt zum Hauptarm des Fluſſes zurück, der von breiten ſteinernen Promenadenwegen und Paläſten eingefaßt iſt. Aber trotz der vorgerückten Stunde will es nicht Nacht werden und die Menſchen können nur ſchwer zur Ruhe kommen. So weit das Auge reicht, iſt alles wie von einem ſilbernen Schein umflimmert, ſo daß man die Perſonen, die auf den Dampfern ankommen und ſich auf den Gondeln ſchaukeln, genau erkennen kann. Das Licht ſticht durch alle Vorhänge und Fenſter. Es wirkt mit ſeltſamer Kraft auf die Phantaſie. Es erzeugt in den Menſchen eine ſeltſame Unruhe und läßt ſie nicht ſchlafen. Wie bleiche Schatten ſchweben ſie über den Newakai oder ſitzen am offenen Fenſter, wo ſie ohne Lampe leſen können.

Das ſind die „weißen Nächte“ Petersburgs, von denen

Puſchkin ſchwärmt, die alle Lyriker des Nordens beſungen haben, und die man nicht vergißt, wenn man ſie einmal in der Träumerei eines einſamen Spazierganges oder in fröhlicher Geſellſchaft genoſſen hat. Es liegt etwas Geheimnisvolles in dieſer unaufhörlichen Helligkeit, ein rätſelhafter Reiz, den es ſchwer hält, in Worte zu kleiden. Wenn in Norwegen die mit Gletſcher bedeckten Gipfel der Berge, die herabſtürzenden Waſſerfälle, die Fjorde und Schären um Mitternacht taghell erglänzen, wird der Reiſende von dieſem Schauſpiel mit Andacht erfüllt, als ob er die Stimme der Ewigkeit vernähme. Die Petersburger Nächte im Juni und Juli berühren den Beſchauer dagegen wie ein geheimnisvolles Brüten und Brodeln. Man glaubt den Atem der Millionenſtadt zu hören, die ſich nach Ruhe ſehnt und ſie nicht finden kann. Durch die endloſen Proſpekte wandeln allerlei abſonderliche Geſtalten. In einer ſolchen Nacht läßt Doſtojewski das krankhaft erregte Gehirn des armen Studenten Raskonikow reif werden für die Untat, die er an der alten Pfandleiherin verübt.

Die „weißen Nächte“ Petersburgs ſind zauberhaft und furchtbar zugleich. Sie laſſen ſich mit venezianiſchen Märchenträumen vergleichen und bringen daneben eine gefährliche Spannung aller Lebensgeiſter hervor, die ſich an Beiſpielloſem und Unerhörtem erhitzen, um es zur Wahrheit und Wirklichkeit werden zu laſſen. Was dem einzelnen an Entſchloſſenheit fehlt, etwas Gewaltiges zu wagen, haucht und flüſtert ihm die Natur ein und bewirkt, daß ſein Herz in fieberhaften Schlägen pocht. Die Sterne blinken auf den Dächern und den Fluten des Stromes. Ihre Strahlen gleiten an den goldenen Spitzen und Kuppeln der Kirchen hernieder. Menſchen und Dinge verändern beſtändig ihre Umriſſe. Sie ſcheinen den Augen zu entſchweben und gleichzeitig glaubt

man sie doch fassen zu können. Seltsame Überraschungen und Umwälzungen haben diese Nächte dem russischen Volk gebracht, aber keine scheint derjenigen gleich zu sein, in der es sich jetzt befindet. In diesem Sommer berührt die helle Mitternachtsstimmung in Petersburg wie ein einziges, unendliches Flammenzeichen, das zum Erwachen einer ganzen Nation entzündet ist und ihm Wege und Ziel für seine weitere Entwicklung andeuten soll. Das Fieber der „weißen Nächte", die Großes gebären wollen, hat den ganzen Organismus des Landes erfaßt.

Im Wesen des russischen Volkes liegt vieles, das zur Geduld und Entsagung sowie zum Ertragen von schwerem Leid bestimmt ist. Zweieinhalb Jahrhunderte hat diese Nation das harte Joch der Tatarenherrschaft ertragen. Mit Beil, Knute und Folter ist den zerstreuten Stämmen eine Art Einheit aufgezwungen worden, die durch die Gebote der Kirche, den Gedanken an die überirdische Macht des Zaren und die Entwicklung der Sprache noch fester verkittet wurde. Sechs Monate wird das Reich mit einer festen weißen Hülle von Schnee und Eis zugedeckt, die das Leben zu einem unaufhörlichen Kampf gegen die Natur macht. Der Frühling bildet in Rußland nicht wie bei den westlichen und südlichen Völkern einen allmählichen Übergang aus der Kälte und Dürre zur Wärme und Fruchtbarkeit, sondern eine Revolution, bei der alles im Innersten aufgewühlt wird. Aus dem Schmutz des schmelzenden Schnees stürmt die junge Vegetation mit einer Gewalt hervor, bei der Feld und Wiese, Baum und Strauch jeden Tag ein verändertes Aussehen annehmen. Man glaubt das Gras wachsen, die Knospen aus den Zweigen herausspringen zu sehen. Ehe man es vermutet, ist der Sommer da mit seiner Glut, die uns ebenso unerträglich erscheint wie der Winter mit seiner

Kälte. Nicht nur das Land verändert im Wechsel der Jahreszeiten sein Aussehen. Auch die Städte sind kaum wiederzuerkennen im Bild der Straßenzüge und Plätze, der Kleidung und Gewohnheiten der Menschen, der Verkehrswege auf den Flüssen. Petersburg und Moskau muß man zweimal, unter der Schneedecke und während des Sommers kennen gelernt haben, um diese beiden Metropolen als Sammelpunkt des russischen Lebens richtig zu beurteilen.

Mit diesen Gegensätzen in der Natur hängen die Widersprüche des russischen Nationalcharakters aufs unmittelbarste zusammen. Es findet sich nirgends auf der Welt zum zweitenmal ein solches Gemisch von Faulheit, Stumpfsinn und Roheit mit Anstelligkeit, Gutmütigkeit und Sentimentalität wie bei dem russischen „Muschik". Mit einem Hymnus auf den Frühling beginnt L. N. Tolstoi seinen Roman „Auferstehung" und vertieft ihn zu einem Mahnruf an die Menschen, nicht an das zu denken, was sie ersonnen haben, um über einander zu herrschen, sondern es sich zum Bewußtsein zu bringen, daß die Schönheit der erwachenden Natur ihnen zum allgemeinen Heil gegeben ist. Der Lenz ist in Rußland ein einziger, mächtig angeschlagener und weit tönender Akkord, nicht wie bei uns eine zart ausgesponnene und sanft anschwellende Melodie. Die Sommernächte gebären dort alles Große und Schreckliche, von dem die Geschichte des Landes erfüllt ist. Mit verschwimmenden Umrissen tauchen Gestalten aus der Vergangenheit auf, zeichnen sich Bilder der Zukunft ab.

Es war an einem Julitage 1718, als eine der furchtbarsten Familientragödien, welche die Welt erlebt hat, im Hause des größten aller Romanows zu Ende ging, der grauenhafte und widerwärtige Kampf zwischen Peter dem Großen und seinem Sohn Alexei. Jener ein

Riese an Gestalt und Willenskraft, an Herrschertalent und Bildungstrieb, der Rußland aus einem asiatischen in einen europäischen Staat umwandeln und das „Fenster nach Europa" aufstoßen wollte, dieser an Leib und Seele ein Schwächling, der das Reformwerk seines Vaters verachtete, den Russen mit den langen Bärten und Kaftans auch alle ihre Vorurteile und den Bojaren alle ihre Rechte lassen wollte! Durch die Ermahnungen und Drohungen Peters eingeschüchtert, kam Alexei, plan- und urteilslos in allen Dingen, auf den Gedanken, die Flucht zu ergreifen. Auf dem Schloß St. Elmo in Neapel fanden ihn Vertraute des Zaren und brachten ihn nach Petersburg zurück, wo der Großfürst der Thronfolge für verlustig erklärt und in Gefangenschaft gesetzt wurde, während über seine Mitschuldigen ein furchtbares Strafgericht anbrach, wobei das Blut in Strömen floß. Der Gerichtshof, der über Alexeis Schicksal zu bestimmen hatte, verurteilte ihn zum Tode. Was nun in den heißen Junitagen Gräßliches ersonnen und ausgeführt wurde, entzieht sich genauerer Kenntnis, da die Quellen, die in Betracht kommen, verschiedenen Inhalts sind. Nach der einen Lesart hat der Zar seinen Sohn durch einen Schlag mit der Knute tödlich getroffen, nach der zweiten ihm einen Gifttrank einflößen lassen, nach der dritten seine Enthauptung veranlaßt, wenn nicht gar selbst das Richtbeil in der Hand gehabt. Das hitzige Temperament Peters, dem die Nachwelt den Beinamen des Großen geben sollte, war von einem unstillbaren Rachebedürfnis erfüllt. Er mußte Blut sehen, wenn er daran dachte, daß er sich in seinem eigenen Sohn den Todfeind seines Lebenswerkes großgezogen hatte. In jeder schlaflosen hellen Nacht suchte er nach neuen Opfern für seine grausame Rachsucht, während ihm die Worte: „O Absalom! Mein Sohn Absalom!" aus

der Grabrede bei der Leiche seines Sohnes noch immer in den Ohren klangen.

Gerade so lind wehte die Luft unter dem funkelnden Sternenhimmel, genau so nahe waren Abend- und Morgendämmerung in Petersburg und seiner Umgebung aneinander gerückt wie jetzt, als die ehemalige Prinzessin von Anhalt-Zerbst ihren kaiserlichen Gemahl Peter III. beseitigen ließ, um als Katharina II. Selbstherrscherin aller Reußen zu werden. Es war in einer der berühmten „weißen Nächte" vom 8. zum 9. Juli 1762, als der Liebhaber, der schöne Alexei Orlow, mit einer Mietskutsche, der sechs Pferde vorgespannt waren, in Peterhof erschien, sie aus dem Schlaf weckte, in den Wagen setzte, sich auf den Kutschbock schwang und, von seinen Mitverschworenen unterstützt, die Fahrt nach Petersburg unternahm. Dort wurde Katharina in der Kasanschen Kirche von der Geistlichkeit mit einem feierlichen Tedeum begrüßt und zur Kaiserin von Rußland ausgerufen, während der unglückliche Peter sich die Zeit in Oranienbaum mit allerlei Albernheiten vertrieb. Am nächsten Tage kehrte Katharina an der Spitze der Garden, die ihr zujubelten, nach Peterhof wieder zurück. In der Uniform ihrer Truppen erschien sie auf dem feurigen Hengst, den sie ritt, mit dem Andreasband auf der Brust und dem Degen an der Seite wie die geborene Herrscherin, während sie in dem bildhübschen Fahnenjunker Potemkin, der ihr für das verlorene Portepee das seinige überreichte, den späteren Beherrscher ihres Herzens kennen lernte.

Die „hellen Nächte" bewirken, daß die Begebenheiten sich blitzschnell aufeinander folgten und alles in sich schlossen, was Mitleid, Angst und Entsetzen hervorrufen konnte. Peter wurde vor dem ganzen Hof lächerlich gemacht und nach dem Lustschloß Ropscha gebracht. Sieben Tage später be-

gab sich Orlow mit seinem Bruder Gregor und einer Anzahl Genossen ebenfalls bei beginnender Dämmerung dorthin, und wenige Stunden darauf bekam der arme Peter von einer vergifteten Flasche Burgunder zu trinken, um dann, als dieser Mordversuch nicht anschlug, mit einer Schlinge erwürgt zu werden. Das alles hatte sich innerhalb einer Woche abgespielt. Als Katharina in Petersburg bei einer fröhlichen Abendgesellschaft die Nachricht vom Tode ihres kaiserlichen Gemahls erhielt, war es vor ihren Fenstern wiederum gleichzeitig Abend und Morgen. Die nordischen Sommernächte hatten ihr Glück geschaffen, den ohnmächtigen Zaren noch verblendeter gemacht, als er schon von Hause aus war, ihr Helfer von allen Seiten zugeführt und die Erfüllung sämtlicher ehrgeiziger Träume gebracht.

In seiner tiefsinnigen Novelle „Erscheinungen", die eine Reihe Traumbilder in einen scheinbar lockern und doch organisch fest verknüpften Zusammenhang bringt, ruft Iwan Turgenjew aus: „Nordische bleiche Nacht! Ist dies wirklich eine Nacht zu nennen? Ist es nicht vielmehr ein bleicher kranker Tag? ... Alles ist sichtbar mitten in der Nacht, alles hell bis zum Unheimlichen, so daß man lesen kann, alles schläft traurig, erhebt und zeichnet sich seltsam in der trüb durchsichtigen Luft ab. Die Röte des Abendglühens — eine schwindsüchtige Röte! — ist noch nicht vergangen und wird bis zum Morgen nicht vergehen am bleichen sternenlosen Himmel; sie wirft glühende Streifen über die seidenschimmernde Fläche der Newa, die nur leise murmelt und sich nur leise bewegt im Vorwärtstreiben ihrer kalten blauen Fluten." Und einer der jüngsten unter den Lyrikern Rußlands, K. M. Fofanow, hat in seinem Gedicht „An der Newa" die Stimmung der „weißen Mitternacht" in folgendes Gefühl ausklingen lassen:

„Die alte Sehnſucht weint auf meines Herzens Grunde
Bald friedlich ſanft, bald wieder leidenſchaftlich wild. . . .
Und mich bedünkt, als ſei die ſteinern tote Runde
Und dieſe ganze Nacht nur meines Wahns Gebild,
Als würde ſich des Horizontes Hülle ſpalten
Und Marmor und Granit bei friſchem Windes Wehen
Zerrinnen und ſich kraus zur Nebelſchicht geſtalten
Und ſpurlos in der Höh' als blaſſer Dunſt vergehn."

Das iſt's! Wenn die „weißen Nächte" die Menſchen nicht betäuben und einlullen, flößen ſie ihnen den Zweifel an der Wirklichkeit und Unabänderlichkeit der Dinge ein, bringen ſie den Glauben ins Wanken, daß das Beſtehende auch weiter ſeine Daſeinsberechtigung behalten werde, laſſen ſie die grübelnden und zerſetzenden Gedanken wie Brechſtangen an einem alten morſchen Bauwerk arbeiten. Die lang auslaufende goldene Turmſpitze der Peter- und Paulskirche, wo die Gräber der Herrſcher aus dem Hauſe Romanow aufgeſtellt ſind, wirkt in dieſen Sommernächten mehr denn je als ein ungeheures Fragezeichen. Stumm ſtarren die beiden Sphinxen am Newaufer den Spaziergänger an, und dicht aneinander reihen ſich zu beiden Seiten des Fluſſes die ſteinernen Häuſerkoloſſe. Unaufhaltſam treiben die Wogen des majeſtätiſchen Stromes der Mündung und dem Meere zu. Immer weiter breitet ſich, ſo weit das Auge reicht, der zitternde Silberglanz in der Luft aus als gewaltige Verheißung des Kommenden, bei welcher nicht mehr der Wille des einzelnen entſcheidet, ſondern ein Volk ſein Schickſal ſelbſt in die Hand nimmt. In dieſer Hoffnung und Gewißheit liegt an dem bedeutungsvollſten Wendepunkt, den die Geſchichte der ruſſiſchen Nation jemals erreicht hat, der unvergleichliche Zauber der „weißen Nächte" in St. Petersburg.

Erinnerungen an W. W. Wereſchtſchagin.

Unter den Opfern, die der ruſſiſch-japaniſche Krieg ſchon in ſeinen Anfängen forderte, hat der plötzliche Tod des berühmten ruſſiſchen Malers Wereſchtſchagin überall ſchmerzliches Bedauern hervorgerufen. Der Künſtler befand ſich an Bord des Linienſchiffes „Petropawlowsk" im Gefolge des kurz vorher ernannten Befehlshabers Makarow, der mit noch zwei andern Kriegsſchiffen und mehreren Torpedobooten die Reede von Port Arthur verlaſſen hatte, um ſich der japaniſchen Flotte zu ſtellen. Der Admiral erkannte jedoch, daß er es mit einem überlegenen Gegner zu tun habe, und kehrte zum Kriegshafen zurück, um eine beſſere Aufſtellung gegen den Feind zu nehmen. Bei dieſer Gelegenheit ereignete ſich eine furchtbare Kataſtrophe. Der Dampfer geriet auf eine Mine und wurde bei der Exploſion derartig auseinandergeriſſen, daß er in wenigen Minuten ſank und faſt die ganze Beſatzung — man ſprach von etwa ſechshundert Marineſoldaten — in die Tiefe zog. Auch Admiral Makarow, zu deſſen Befähigung man auf ruſſiſcher Seite das größte Vertrauen hatte, und deſſen Bedeutung ſelbſt von den Japanern gewürdigt wurde, ging mit ſeinem Schiff unter.

Ein gleiches Los ereilte an dieſem verhängnisvollen Morgen des 13. April 1904 den gefeierten Maler, der den kriegeriſchen Vorbereitungen und Vorgängen mit Spannung

gefolgt war, um ſie mit dem Zeichenſtift, dem Pinſel und der Feder feſtzuhalten. Als man ihn unter den wenigen Geretteten vermißte, trug man ſich zunächſt noch mit der Hoffnung, daß ihn ſein Glück beim Überwinden von Gefahren, wie bei ſeinen zahlreicheren Reiſen und Unternehmungen, auch diesmal nicht im Stiche gelaſſen habe. Aber ſchließlich wurde die Vermutung zur Gewißheit, daß die ruſſiſche Kunſt bei dieſer Gelegenheit um ihren glänzendſten und bekannteſten Vertreter, die Welt um eine der intereſſanteſten und originellſten Perſönlichkeiten ärmer geworden ſei.

„Wo wird einſt des Wandermüden letzte Ruheſtätte ſein?“ mochte er oft mit Heine gefragt haben, wenn ihn die Leidenſchaft, fremde Länder und Sitten kennen zu lernen und bei ihrem Studium Motive zu neuem Schaffen zu finden, immer wieder in die Ferne trieb, wenn er von einem unerſättlichen Verlangen nach neuen Anſchauungen und Erlebniſſen beſeelt war und raſtlos von einem Kontinent zum andern zog. So ſehr er ſich als Ruſſe fühlte, der ſein Heim im Herzen ſeines Vaterlandes, in Moskau, aufgeſchlagen hatte, gehörte er doch der ganzen gebildeten Welt an und fühlte ſich auf faſt unbetretenen Wegen im Innern Aſiens, in Indien und Japan ebenſo zu Hauſe wie an den alten Kulturſtätten Europas und in dem jugendlich aufſprießenden Leben der Vereinigten Staaten von Amerika. Überall, wo er erſchien, gab man ſich dem unwiderſtehlichen Zauber ſeiner Perſönlichkeit hin, ſah man ihn mit lebhaftem Intereſſe kommen und mit Bedauern wieder von dannen ziehen. Für das tiefere Verſtändnis des Zarenreiches, ſeiner hiſtoriſchen Denkmäler und des geſamten Volkscharakters hat er mit ſeinen Schöpfungen wichtige Dienſte geleiſtet.

Sein Tod auf dem auseinanderberſtenden ruſſiſchen

Kriegsſchiff hat etwas ſo eigenartig Tragiſches, daß man ſich geſtehen muß, ein großartigerer Abſchluß dieſer Lebenslaufbahn ſei faſt undenkbar. Man ſtelle ſich den Künſtler auf dem Deck des ſchwimmenden ſtählernen Koloſſes zwiſchen den zum Feuern bereiten Geſchützen und den qualmenden Schornſteinen inmitten einer Mannſchaft vor, die von dem Willen des Admirals auf der Brücke wie ein einziger Körper geleitet wird. Im Rücken hatte er die ſchmale Einfahrt zum Hafen von Port Arthur mit den befeſtigten Höhen zu beiden Seiten, die den Ruſſen für uneinnehmbar galten. Am Horizont erblickte er die feindliche Flotte und mußte annehmen, daß die nächſten Stunden eine wichtige Entſcheidung bringen würden. Vielleicht betrachtete er die Schiffe der Japaner gerade durch ſein Fernrohr oder trug das Bild, das ſich ſeinen Augen darbot, mit ſchnellen Strichen in ſein Skizzenbuch ein, als ſich das Schreckliche ereignete. Ein furchtbarer Stoß erfolgte, der das Schiff auseinanderriß und alles um ihn her mit Feuer und Rauch erfüllte, während der Verzweiflungsſchrei der Mannſchaften ſich mit dem Toben der entfeſſelten Elemente verband, bis die Stelle, wo die „Petropawlowsk“ einſt ſo ſtolz und ſiegesgewiß auf den Fluten ſchaukelte, nur durch ein gewaltiges Schäumen und Gurgeln im Meere gekennzeichnet wurde. Offenbar hat der Künſtler den gewaltigſten Eindruck, der in ſeinem ſo tatenreichen Leben zu verzeichnen war, mit in ſein Wellengrab genommen.

Er ſtand im zweiundſechzigſten Jahre, als er unter ſo erſchütternden Umſtänden vom Tode dahingerafft wurde, und man konnte mit Sicherheit annehmen, daß er der Welt noch viel zu ſagen gehabt hätte. Er ſelbſt klagte allerdings darüber, daß die Spuren des Altwerdens an ihm und ſeiner Arbeit bereits anfingen, ſich bemerkbar zu machen. Mit

Wehmut ſprach er von der Zeit, in der er zehn bis zwölf Stunden faſt unausgeſetzt an ſeinen Bildern malen konnte. Aber er wußte das Maß ſeiner Kräfte genau einzuteilen und ſich vor Erſchöpfung zu hüten. Durch weite Reiſen, die ihn in eine ganz andere Umgebung verſetzten, friſchte er ſich immer wieder auf, und noch kurz vor Ausbruch des Krieges kam er nach dem japaniſchen Inſelreich, durch deſſen Studium er ſich innerlich bereichert fühlte. Er erkannte mit ſicherem Blick, daß ſich an den Ufern des Stillen Ozeans ein Schauſpiel entwickle, deſſen Bedeutung von der ganzen Welt tief empfunden wurde, und fand in ſeiner bevorzugten Stellung auf dem Admiralſchiff die Möglichkeit, ſeiner Phantaſie einen neuen, großartigen Spielraum zu eröffnen. Über ſein Leben und ſeine künſtleriſche Entwicklung habe ich in einer der bei Velhagen und Klaſing erſchienenen Künſtlermonographien ausführlich geſprochen. Hier ſoll es ſich mehr um perſönliche Erinnerungen handeln.

Wereſchtſchagin machte kein Hehl daraus, daß die Heimat ihm oft zu eng wurde und die Freiheit ſeiner Bewegung hinderte, daß er, um ſein Talent zur vollen Entfaltung zu bringen, geiſtige Anregungen, wie er ſie außerhalb Rußlands fand, nicht gut entbehren könne. „Meine Landsleute machen mir oft den Vorwurf, daß ich mehr im Auslande als in Rußland lebe. Der Vorwurf iſt berechtigt, doch es machte ſich ſtets ſo, daß, ſobald ich mein Nomadenzelt auf den heimatlichen Fluren an der Wolga aufſchlagen wollte, mich irgend ein unbedeutender Zwiſchenfall nachdenklich machte und die Abſicht verzögerte. Nach Turkeſtan reiſte ich, wie ich mich erinnere, ungern, weil mir der einzig richtige Platz für mich in Rußland zu ſein ſchien, wo Natur, Menſchen und Künſtler ſo viel Intereſſantes bieten. Meine Reiſe an die aſiatiſche Grenze war hauptſächlich durch den

damaligen äußerst interessanten Krieg veranlaßt. Sobald ich mich dort umgesehen hatte, war ich entschlossen, meine Eindrücke auf die Leinwand zu übertragen und dann in der Heimat zu arbeiten."

Zu diesem Zwecke reiste er 1869 von Paris nach Petersburg. Dabei begegnete ihm das Unglück, seinen Paß zu vergessen. Er wurde an der Grenze in Wirballen zurückgehalten, und es genügte nicht, daß er sich auf die Bürgschaften berief, die er in Petersburg stellen könne. Er wurde unter Eskorte auf die Polizei befördert und sollte sich in einem übelriechenden Loch die Gesellschaft dreier Diebe und eines Straßenräubers gefallen lassen. Endlich wurde es ihm gestattet, im Gasthaus ein Zimmer zu mieten. Doch wurde er von einem dicken, schmutzigen Bauern, der in Lumpen gehüllt und mit einem Knotenstock bewaffnet war, hinter einem Verschlag der Hoteltür bewacht, wofür er 20 Kopeken zu entrichten hatte. Wereschtschagin mußte dann für eigene Rechnung nach dem benachbarten Städtchen Wilkowischki zum Kreischef fahren, der ihn einige Stunden bei sich behielt und dann beschloß, ihn nach Petersburg transportieren zu lassen. In Begleitung eines Polizisten fuhr er hierauf nach der Residenzstadt, wo er, unmittelbar in die Geheimabteilung gebracht, in Abwesenheit des Stadthauptmanns Trepow von dessen Vertreter General Koslow verhört und entlassen wurde, als ein in der Nähe wohnender Bekannter für ihn Bürgschaft leistete. Bei einer andern Gelegenheit befand sich Wereschtschagin mit seiner Frau auf der Wolga, als der Dampfer bei irgend einem Kloster seine Fahrt unterbrach, Mönche aufs Schiff kamen und einen Gottesdienst abhielten. Infolge davon trafen die Reisenden zu spät in Rybinsk ein, verfehlten den Anschluß und mußten mehrere Tage in dieser Stadt bleiben, wo indessen in den

überfüllten Gasthäusern kein Unterkommen zu finden war. Wereschtschagin bat, an Bord des Schiffes bleiben zu dürfen, und als ihm diese Gunst verweigert wurde, machte er dem Kapitän Vorwürfe, daß er den Fahrplan nicht innegehalten und wegen des Gottesdienstes an Bord zu spät eingetroffen sei. Da geriet der Kapitän in Zorn und schrie den Maler vor allem Volke an: „Was? Was sagten Sie? Sie glauben wohl an keinen Gott? Sie beleidigen unsere rechtgläubige Kirche!“ Er rief sogar nach dem Gendarm und bedauerte, daß keiner zur Stelle war, um dem Reisenden zu beweisen, daß man Gott nicht ungestraft beleidige.

Man mag sich den Maler denken, wie er nach solchen Abenteuern ungeduldig wurde und den Sprung ins Freie versuchte, wo er sich, wenn auch unter Gefahren, sein Schicksal selbst schaffen konnte.

Zum erstenmal erschien Wereschtschagin im Jahre 1881 in Berlin, wo er im Königssaal des Krollschen Etablissements, des jetzigen Neuen Königlichen Opernhauses, eine Ausstellung seiner Bilder veranstaltete. Nur durch kurze Zeitungsnachrichten aus Petersburg hatte man etwas über den merkwürdigen Mann erfahren, der die Doppelrolle des Soldaten und Malers mit so überraschendem Geschick durchführte und schon wegen der Wahl seiner Stoffe so viel von sich reden machte. Man hatte eigentlich kein rechtes Vertrauen zu der Echtheit dieses Ruhmes, der sich so unvermutet den Westen Europas erobern wollte. Eine Anzahl Rollwagen mußte aufgeboten werden, um Kisten von riesigem Format nach dem bekannten Bühnenhause am Königsplatz zu schaffen. Wereschtschagin, der den meisten noch völlig unbekannt war, packte gleich eine Galerie von einigen achtzig Bildern aus und zwang das Publikum, sich beim Aussprechen seines Namens die Zunge zu zerbrechen.

Man betrachtete diese Arbeiten, die alle Gebiete malerischer Ausdrucksweise umfaßten und Einblicke in eine ganz neue Welt eröffneten, mit seltsamem Erstaunen.

Der Meister stand damals im neununddreißigsten Jahr, auf der Höhe frischer Schaffenslust und männlicher Kraft. Groß und schlank, von fester, aufrechter Haltung, wirkte er auf jeden sofort als Persönlichkeit, die sich viel in der Welt umgesehen hatte und jeder Lebenslage gewachsen war. Er verbreitete die Stimmung des Tatkräftigen und Unternehmenden, des Lebens in der freien Natur und der Reisefreudigkeit, die ihn erfüllte. Prächtig wirkte die edle, kugelförmig gestaltete Stirn, die durch das allmählich zurücktretende kurze Haar noch freier und bedeutender zum Ausdruck kam. Die Augen waren in ihrem bläulichgrauen Glanz von unaufhörlich wechselnder Lebendigkeit. Sie konnten mit völliger Unbefangenheit in die Natur, die ihn umgab, hineinschauen und sich doch klug und berechnend, vorsichtig und mißtrauisch in sich selbst zurückziehen. Die stark hervortretende Nase und der kräftig entwickelte Mund fielen ebenfalls vorteilhaft auf, und um Kinn und Backen war ihm ein langer, breiter, dunkelblonder Bart gewachsen, den er nachdenklich zu streichen liebte.

Während er bei dem Aufhängen seiner Bilder jede Kleinigkeit selbst anordnete, fand er doch noch Zeit, sich in den verschiedenen Schichten der Berliner Gesellschaft persönlich so geschickt einzuführen, daß er sie schon am Eröffnungstage ganz auf seiner Seite hatte. Er schien für jeden, der sich ihm näherte, dasselbe freundliche und ungezwungene Entgegenkommen zu zeigen und wußte dabei doch nach der Individualität des einzelnen bestimmte Unterschiede zu machen. Er unterhielt sich in vier Sprachen, war gleichzeitig selbstbewußt und bescheiden, träumerisch und

ſpaßhaft, erſchien wie ein Fremder, der einen neuen Boden erobern wollte, und war doch ſicher, daß ihm der Ruhm auch bei uns zufallen müſſe. Der deutſchen Kronprinzeſſin, der ſpäteren Kaiſerin Friedrich, die an ſeinen Bildern ein lebhaftes Gefallen fand, erzählte er ſtundenlang, wie dies oder jenes Motiv entſtanden und aufgefaßt ſei, und er führte Moltke mit harmlos lächelnder Miene zu den Gemälden, auf denen er die Schrecken des Krieges in ſo unvergleichlicher Weiſe dargeſtellt hatte. Über die Künſtler, die ſeine Ausſtellung beſuchten, wußte er genau Beſcheid und plauderte mit ihnen wie mit alten Bekannten. Die Schriftſteller nahm er unter den Arm, nicht aber um in derber Weiſe für ſich Stimmung zu machen, ſondern um ihnen zu erzählen, wie ſauer ihm die Arbeit geworden und wie oft ſeine Kraft bei der Bewältigung techniſcher Schwierigkeiten erlahmt ſei.

Dann erſchien er 1886 wieder an derſelben Stelle und klagte, daß er ſich nicht mehr ſo friſch wie früher fühle und zu altern anfange. Zwei Jahre zuvor hatte er eine Reiſe nach Syrien und Paläſtina angetreten und ſeine Eindrücke in einer Sammlung von fünfundvierzig Bildern wiedergegeben, mit denen er ebenfalls eine Rundreiſe durch die europäiſchen Hauptſtädte antrat. Er wollte die Stätten, auf denen der Erlöſer gewandelt war, und das Land, auf dem ſich die in der Bibel geſchilderten Begebenheiten abgeſpielt haben, frei von aller poetiſchen und romantiſchen Ausſchmückung, ſo, wie er ſie ſelbſt geſehen hatte, zur Anſchauung bringen. Sein ungetrübter Beobachtungsſinn veranlaßte ihn, auch auf dieſem Gebiet ſich an das Wirkliche zu halten, und er dachte nicht im entfernteſten daran, daß ſich echtes religiöſes Empfinden dadurch gekränkt fühlen könnte. Hebron, wo Abraham die Geburt eines Sohnes

und der Untergang von Sodom und Gomorrha verkündet wurde, das Tote Meer, wo Christus betend und fastend vierzig Tage weilte, die Grabstätte Josephs und Samuels, die Höhle von Endor, wo die Zauberin gewohnt haben soll, der Berg Tabor, Grabstätten und Ansiedlungen verschiedener Art gaben uns teilweise ganz neue Anschauungen von der Natur und Beschaffenheit dieser Gegenden. Die Salomonsmauer mit den betenden und wehklagenden Juden erschien wie eine Elegie von solcher rührenden Gewalt, daß man glaubte, dies oft wiederholte Thema zum erstenmal behandelt zu sehen. Im Anblick der Mauer, die sich mit den verfallenen, zum Teil mit Moos und Gesträuch bewachsenen Steinen in der Breite und Höhe bis zur Unendlichkeit fortzusetzen schien, waren diese andächtig wandelnden oder wie an der Wand klebenden, auf dem Gestein hockenden oder sich zu Boden werfenden Gestalten wie aufgelöst in selbstvergessener Demut, Gottesfurcht und Zerknirschung.

Wereschtschagin hatte für das aufblühende, jugendfrische Leben in Berlin das vollste Verständnis und war jedesmal überrascht, wenn er nach mehrjähriger Abwesenheit wieder in unserer Mitte erschien und das schnelle Tempo verfolgte, das die Entwicklung unsrer Stadt angeschlagen hatte. Von unsern Künstlern liebte er vor allem Adolf Menzel, den er für eine der größten Begabungen aller Zeiten hielt. Aber auch mit Reinhold Begas, Ludwig Knaus und Paul Meyerheim stand er in freundschaftlichen Beziehungen und unterließ nie, sie in ihren Ateliers aufzusuchen. So wenig er zu schmeicheln liebte, entwickelte er doch im Verkehr und Gespräch einen feinen Herzenstakt, der unwiderstehlich wirkte. Bedenken und Ausstellungen, die er vorzubringen hatte, zeugten dabei immer von warmem Interesse für die Sache, und viele von den Ideen, die er bei

solchen Gelegenheiten entwickelte, sind mit Dank verwertet worden.

Wereschtschagin war von der Überzeugung fest durchdrungen, daß seinen Kriegsbildern mit der furchtbaren Wahrheit, die auf ihnen zum Ausdruck kam, nicht nur ein bedeutender künstlerischer, sondern auch ein hoher sittlicher Wert innewohne. Er glaubte den Dämon, der die Völker in wilder Leidenschaft gegeneinander treibt, in seiner wahren Natur erkannt, in seinem innersten Wesen überzeugend dargestellt zu haben. „Seht, so ist der Krieg!" schienen seine Gemälde mit den Opfern, die, von der feindlichen Kugel tödlich getroffen, unter qualvollen Schmerzen sterben, den Beschauern zuzurufen. Um einen Schrecken, der die Welt beherrscht, zu bekämpfen, genügte es nach seiner Meinung nicht, sich auf die allgemeinen Ideen der Humanität und Bruderliebe zu berufen und in die schwärmerische Tonart der Friedensapostel einzustimmen. Dem Tatsächlichen, das von ihm beobachtet und erlebt war, das sich den Freunden seiner Kunst tief in die Phantasie eingeprägt hatte, traute er dagegen eine ganz andere Kraft zu, die Menschen mit Abscheu vor dem Kriege zu erfüllen.

Niemals werde ich vergessen, wie stolz der Künstler auf eine Bemerkung war, die Kaiser Wilhelm nach der Besichtigung seiner Napoleonbilder im alten Reichstagsgebäude im Winter 1897 zu ihm gemacht hatte. Es handelte sich um jene Gemälde aus dem brennenden Moskau und von der Rückzugsstraße, in denen Wereschtschagin im Gegensatz zu der französischen Legende die Situation so aufgefaßt hat, wie sie sich in der alten Hauptstadt der Russen, in den ehrwürdigen, zu Pferdeställen und Küchen verwandelten Kirchen des Kreml, auf den unendlichen, todbringenden Schnee- und Eisfeldern wirklich abgespielt hat. Der deutsche Kaiser be-

trachtete die Ausstellung mit dem lebhaften Interesse und setzte den Künstler durch das Frische und Unmittelbare seiner Auffassungsgabe sowie durch die Sachkenntnis, mit welcher er den Dingen immer noch tiefer auf den Grund gehen wollte, geradezu in Erstaunen. Nachdenklich blieb der Monarch vor dem Gemälde „Rückkehr von Petrowski Park", auf dem Napoleon, von seiner Garde begleitet, an rauchenden Trümmern und Schutthaufen vorbeireitet, und vor dem andern „Auf der großen Straße, Rückzug, Flucht" stehen, auf dem der Kaiser der Franzosen, in seinen Pelz gehüllt, an der Spitze seiner Generale über das von Leichen bedeckte, in Schnee gehüllte Schlachtfeld schreitet. Dabei wendete sich der deutsche Kaiser an den Maler, dem dabei der tiefe Ernst in seinen Gesichtszügen auffiel, und richtete an ihn die Worte: „Vos tableaux sont la meilleure assurance contre la guerre!"

Eine glänzendere Bestätigung dessen, was er mit seinen Schöpfungen erreichen wollte, konnte sich Wereschtschagin nicht wünschen. Er berief sich immer wieder auf dies Kaiserwort, als nach dem Tode Alfred Nobels dessen testamentarische Bestimmung von fünf Preisen bekannt wurde, für die der schwedische Erfinder des Dynamits fast den ganzen Ertrag seines riesigen Vermögens ausgesetzt hatte. Der fünfte von diesen Preisen sollte dem „verdienstlichsten und wirksamsten Bestreben zur Förderung allgemeiner Brüderlichkeit, Aufhebung und Verminderung der stehenden Heere und schiedsrichterlicher Tribunale zwischen den verschiedenen Staaten" zuerteilt werden. Wereschtschagin war der Meinung, daß er vollberechtigten Anspruch auf diesen Preis habe, weil er seinen Gemälden eine solche Wirkung zutraute, wie sie Nobel in seiner letztwilligen Verfügung ins Auge gefaßt hatte. Im Dezember 1897 schrieb der Künstler an mich:

Ich höre, daß sich in der Schweiz ein Syndikat gebildet hat, um für Dunan als Kandidaten für den Nobelpreis Stimmung zu machen — für den Schweizer Dunan, von dem die Gründung des Roten Kreuzes ausgegangen ist. Ohne Zweifel ein gutes Werk, mildtätig und alles, was man sonst will, aber außerstande, das zu verhindern, was den Krieg ausmacht — vielleicht im Gegenteil. Die sentimentalen Seelen können jetzt ruhiger sein, wenn sie sich in kriegerische Unternehmungen einlassen, seitdem sie wissen, daß die Verwundeten gepflegt werden. Als ein wesentlich mildtätiges Werk verdient es erhalten zu werden, aber als eine Einrichtung, die den Krieg verhindern soll, kommt es nicht in Frage. Ich habe dagegen wie jener weise Vater gehandelt, der, anstatt seinem Sohn Moral zu predigen, ihn in das Krankenhaus geführt und ihm die Folgen des Lasters gezeigt hat.

Ob der Künstler die Bedeutung seiner Bilder als Mittel, der Menschheit die Schrecken des Krieges vorzuführen und sie dadurch zur Friedensliebe zu erziehen, schließlich nicht doch überschätzte, mag an dieser Stelle unerörtert bleiben. Bekanntlich kam der Preis, von dem er annahm, daß er ihm zufallen müßte, in andere Hände.

In Moskau, wohin er Ende der achtziger Jahre übergesiedelt war, wohnte Wereschtschagin in einem einsam gelegenen südlichen Ausläufer der Stadt, der Serpuchowskaja Sastawa, wo er vor neugierigen Besuchern im allgemeinen sicher war. Selbst mit einer rasch fahrenden Droschke braucht man mehr als eine Stunde, um vom Kreml zu seiner Wohnung zu gelangen. Während die Häusermassen sich immer mehr aufteilen, die Straßen und Plätze freier werden, baut sich das Bild der Stadt im Hintergrunde, namentlich bei Abendbeleuchtung, mit den Palästen, Kirchen und Kapellen in seiner Lichtwirkung eindrucksvoll auf. Die Moskwa, die man bald nach dem Verlassen des Kreml auf zwei Brücken überschreitet, umschlingt das südliche Gebiet der Stadt mit einem langen Bogen. Zur Linken liegt

unmittelbar am Fluß das Danilow-Mönchskloſter, auf deſſen Kirchhof der berühmte ruſſiſche Dichter Gogol, der Verfaſſer des Luſtſpiels „Der Reviſor“ und des Romans „Tote Seelen“, begraben liegt. Zur Rechten erhebt ſich, von einer gewaltigen viereckigen Mauer umgeben, das Donskoikloſter mit ſeinen ſieben Kirchen, das den Ruſſen beſonders teuer iſt, weil es das Bild der heiligen Mutter vom Don enthält, das im Jahre 1591 bei den Kämpfen gegen die Tataren den Truppen vorangetragen wurde und ſie nach der Meinung der Gläubigen zum Siege führte.

Wereſchtſchagins Haus liegt auf einer leichten Bodenerhebung, die aber genügt, um einen Ausſichtspunkt zu bilden, von dem man die ganze Stadt in ihrer architektoniſchen Gliederung als einen langgezogenen Streifen von ſchimmernden Linien und Punkten zu überblicken vermag. Hier konnte das Auge des Malers ſich unaufhörlich ſättigen und ſein Geiſt in der Erinnerung an die wechſelvollen Schickſale Moskaus ſchwelgen von den Verheerungen durch Krieg, Feuer und Peſt bis zu den Begebenheiten des napoleoniſchen Feldzuges, die alles Vorausgegangene weit überbieten ſollten. Da die Wohnung des Künſtlers ganz freiliegt, iſt der Rundblick über dies Gebiet, in dem faſt die ganze Geſchichte Rußlands zuſammengefaßt iſt, in keiner Weiſe unterbrochen. Das Gebäude ſelbſt iſt von einem großen Garten umgeben, der es von der Landſtraße abſchließt, ſo daß man erſt ein längeres Stück Weges gehen muß, bis man zur Wohnung gelangt.

Der Diener, der die Tür des Staketenzaunes öffnet, ſpricht nur Ruſſiſch und iſt angewieſen, Unbekannte, die ſich nach dem Hausherrn erkundigen, mit den Worten: „Nicht zu Hauſe!“ abzufertigen. Wer ſich aber angemeldet hat und willkommen iſt, wird durch den großen Eingang in

einen kleinen Flur geführt, auf den nach beiden Seiten Zimmer ſtoßen. Nachdem man abgelegt hat, gelangt man geradezu in das Atelier des Künſtlers. Er kommt dem befreundeten Gaſt mit ſeiner unwiderſtehlichen Liebenswürdigkeit bis zur Tür entgegen, ſchüttelt ihm herzlich die Hand oder drückt ihm gar einen leichten Kuß auf die Wange. Er verſteht es, ſich ebenſogut deutſch, engliſch und franzöſiſch wie ruſſiſch zu unterhalten. Dazwiſchen ruft er „Akulina", und ſeine Magd tritt herein. Nur der Name erweckt Erinnerungen an Tolſtois ſchauerliches Drama „Die Macht der Finſternis", denn die Luft in dieſem Hauſe ſtrömt reines Familienglück aus. Wereſchtſchagin hat ſich auch in Moskau ein ſehr hohes und weites Atelier eingerichtet. Er braucht große Räume als Flugbahn für ſeine weitausholenden Gedanken und Phantaſien. Die Einrichtung des Ateliers iſt frei von allem Gemachten und Selbſtgefälligen, aber zweckmäßig und behaglich und reich an Erinnerungen aller Art. Der Künſtler macht uns auf einen originellen Ruheſitz aufmerkſam, der mit ungewöhnlich reicher Holzſchnitzerei ausgeführt iſt, und den er aus Indien mitgebracht hat. Er nimmt ein wertvolles Andenken von der Wand und erzählt von dem Feldzug in Turkeſtan, an dem er teilgenommen hat, von dem ruſſiſch-türkiſchen Krieg und intereſſanten Perſönlichkeiten, mit denen er in Berührung gekommen war.

Eine Fahne aus roter Seide und mit einem gelben Kreuz an einer Koſakenlanze hängt an der Wand. Kugeln ſind durch die Fahne hindurchgeſauſt, und die Farbe iſt im Unwetter verblichen. Die Fahne iſt ein Geſchenk Skobelews und hat dieſen nach einem von ihm ſelbſt aufgeſetzten Bericht in zweiundzwanzig Schlachten begleitet. Bei ſeinem letzten Feldzug gegen die Turkmenen wollte Skobelew die Fahne wieder zurückhaben, aber der Maler ſchickte ihm

ſtatt deſſen eine neue, die aus einem indiſchen Schal und einem roten chineſiſchen Atlasſtoff mit dem blauen Andreaskreuz in der Mitte zuſammengeſetzt war. Charakteriſtiſch erſcheint es für Skobelew, daß er nach den erſten Ausfällen aus Geok-Tepe, die unglücklich verliefen, ſeinen Mißerfolg darauf zurückführte, daß ihm die alte Fahne vorenthalten ſei, und die neue erſt zu Gnaden aufnahm, als es ihm gelang, die Feſtung im Sturm zu nehmen und dort als Sieger einzuziehen.

Auf der Staffelei befindet ſich das faſt vollendete Bild einer Moſchee, deren ſchimmerndes Weiß ſich von dem blauen Himmel prächtig abhebt. Sonſt liebte der Künſtler es nicht, die Wände ſeine Ateliers mit Bildern und Studien zu behängen. Man befand ſich wie bei Adolf Menzel nicht in einem Empfangs-, ſondern in einem Arbeitsatelier. Trat man auf die Brüſtung vor dem Fenſter, ſo hatte man das ſchönſte Panorama von Moskau, das man ſich überhaupt denken konnte. Wereſchtſchagin verſenkte ſich immer wieder in den Anblick der Stadt und hatte alle zarten Unterſchiede in der Stimmung und Beleuchtung mit unfehlbarer Sicherheit erfaßt. Am meiſten liebte er den Anblick Moskaus unmittelbar nach dem Untergang der Sonne, wenn die letzten roten Strahlen ſich in der Luft allmählich ins Bläuliche auflöſten, auch dieſer Farbenton ſanft verklang und endlich das Häuſermeer von einer dünnen, milchweißen Luft umſpült war, die etwas Geiſterhaftes hatte und wie ein tiefes, ſich immer mehr verhüllendes Geheimnis auf den Beſchauer wirkte. Wereſchtſchagin kannte jedes Gäßchen in Moskau und wußte aufs genaueſte anzugeben, an welchen Punkten und unter welchen Umſtänden das Neue aus dem Alten herausgewachſen war. Mit beſonderer Wärme ſprach er von einem Winkel in Moskau, den er den maleriſchſten

der ganzen Stadt nannte, weil die Häusergruppe, die ihn bildet, bei dem großen Brande von 1812 durch einen Zufall verschont geblieben sei. Überhaupt war ihm Moskau ein ganz bestimmter, volltönender Akkord, den er beständig vernahm, ein kunstreich ausgeführtes Gedicht, das im Dunkel des Mittelalters rätselhaft anhub und sich bis zur Gegenwart immer eindrucksvoller, farbiger und mächtiger fortsetzte. Für ihn war Moskau ein Auszug der stärksten Triebfedern, welche die Geschicke Rußlands bestimmen, und deshalb auch vom malerischen Standpunkt der Gegenstand eines unaufhörlichen Studiums.

„Mütterchen Moskau" war ihm recht eigentlich das russische Rom, die ewige Stadt des Slawentums. Er malte den Kreml, den hochragenden, von einer Mauer umschlossenen Kern der Stadt, von dem gegenüberliegenden Ufer der Moskwa. Über den Fluß hinweg sieht man den mit Bäumen bepflanzten Kai, die mit Zinnen und Türmen umgebene Umfassung und darüber die lange Reihe der monumentalen Gebäude von dem Kaiserpalast zur Linken bis zu dem Punkt zur Rechten, wo dem Zarbefreier Alexander II. auf einem breiten Platz ein Denkmal errichtet ist. In der Mitte dieses Bildes drängen sich die Kirchen, Klöster und Stadtgebäude scheinbar willkürlich und doch nach einem festen Gesetz geordnet durcheinander. In der Mitte strebt der ehrwürdige Glockenturm des Iwan Weliki in die Lüfte, um den sich die charakteristischen Formen der Gotteshäuser gruppieren. Dies Gesamtbild ist in die Stimmung eines klaren, von der Sonne durchfluteten Sommertages getaucht, mit tief einfallendem Schatten, wobei alles von Licht und Wärme leise zu erzittern scheint. Das Ganze kommt einer in der Luft schwebenden Phantasmagorie nahe und ist doch aufs genaueste der Wirklichkeit abgewonnen.

Aber selbst Moskau, das er so sehr liebte, vermochte den Künstler nicht beständig festzuhalten. Es steckte in ihm eine seltsame Blutmischung, die ihn immer wieder in die Welt hinaustrieb. Weil er viel von ihr gesehen hatte, wußte er, wie unendlich viel mehr sie ihm noch zu bieten hatte. So sehr er sich auch als Russe fühlte, hatte er doch alles Lässige, das sonst so tief im Charakter seines Volkes steckt, vollständig überwunden. In dieser Beziehung war er eine bis zur Genialität durchgebildete Persönlichkeit, die der ganzen Welt angehörte. Seine unruhige, immer höher strebende und nie mit sich zufriedene Arbeitskraft und Schaffensfreudigkeit konnten nur mit dem Temperament des modernen Amerikaners verglichen werden.

Wereschtschagin kehrte jedesmal, wenn er Berlin berührte, bei mir ein. Aber er vermied es regelmäßig, sich vorher anzumelden und führte auch keine Visitenkarten bei sich. Das rief allerlei Überraschungen und Mißverständnisse hervor. Einmal erschien er in meinem Schlafzimmer, als ich noch im Bett lag und weckte mich, während meine Wirtschafterin beim Eindringen des fremden Mannes um Hilfe rief, indem er mir aus der Karaffe Wasser ins Gesicht spritzte. Ein anderes Mal kam er so zerzaust und verstaubt von der Bahn an, daß der Portier ihn vom herrschaftlichen Aufgang fortjagte und auf die Hintertreppe verwies. Er wurde an der Küchentür für einen Bettler gehalten und ich kam gerade hinzu, als er die Paar Nickel, die man ihm anbot, lachend zurückwies. Unter den Linden machte er einmal, als die Wache aufzog, den Parademarsch, den er übertrieben fand, so grotesk nach, daß die Leute stehen blieben und ihn für närrisch hielten. Am Schauspielhause rief er einem Kutscher, der sein Pferd unsanft am Zügel riß, mit erhobenen Fingern ein harmloses „du, du!" zu,

wofür er von dem biederen Roſſelenker die Antwort erhielt: „Ochſe! Biſt woll vom Tierſchutzverein!“

Zum letztenmal ſah ich Wereſchtſchagin im November 1901 bei mir. Ich fand ihn merklich gealtert und müde. Sein Geſichtsausdruck war matt, ſein Bart faſt ergraut. Er war allerdings eben aus dem Eiſenbahncoupé geſtiegen und wollte abends weiterreiſen. Wohin, ſagte er nicht. Im Laufe des Geſprächs erfuhr ich, daß er ſich wieder einmal am Ende der Welt, diesmal auf den Philippinen, aufgehalten habe. Dieſe Inſelgruppe im Stillen Ozean, nahe der Südoſtküſte Aſiens, hatte ihn ſeit ihrer Eroberung durch die Amerikaner mit ihrem merkwürdigen Völkergemiſch, ihrer tropiſchen Vegetation und vulkaniſchen Bodenformation als Neuland angezogen, das er für ſeine Kunſt nutzbar machen wollte. Er ſprach viel von ſeinen literariſchen Arbeiten, denn er arbeitete immer gleichzeitig mit dem Zeichenſtift, dem Pinſel und der Feder. Im allgemeinen gewann ich den Eindruck, daß er doch wohl zuviel Eiſen im Feuer habe und dabei ſeine Kraft zu zerſplittern drohe.

„In Oſtaſien iſt alles deutſch, wohin man auch kommt. Schiffe, Banken, Warenhäuſer — alles deutſch!“ ſagte er faſt melancholiſch, als ob er etwas zugeben müßte, das ihn überraſchte und wohl auch ein wenig mit Neid erfüllte. Aber er fühlte ſich bei uns in jeder Beziehung verſtanden, während ſeine Napoleonbilder den Nationalſtolz der Franzoſen verletzten und auf Einſchreiten der franzöſiſchen Botſchaft in Petersburg von der Pariſer Weltausſtellung im Jahre 1900 ausgeſchloſſen wurden.

Dann erfuhr ich, daß er ſich in Cuba aufgehalten habe, um Studien für ein Bild zu machen, deſſen Mittelpunkt Rooſevelt, der Präſident der Vereinigten Staaten, bilden ſollte. Die temperamentvolle Perſönlichkeit dieſes Mannes,

seine unerschöpfliche Kraft und der frische, moderne Zug, der durch sein ganzes Wesen ging, erweckten seine volle Sympathie. Er sah in ihm einen der berufensten Vorkämpfer der fortschreitenden Kultur seines Landes, eine überraschende Mischung von Verwaltungsbeamten, Politiker und Gelehrten, der daneben als Naturfreund prächtige Weidmannsbücher in die Welt schickte. Als der Unterstaatssekretär dann von seinem Schreibtisch aufsprang und ein freiwilliges Reiterregiment bildete, um in den spanischen Krieg zu eilen, als er die Söhne der angesehensten amerikanischen Familien neben den wildesten Burschen aus der Prärie um sich versammelte und bei der Einnahme der Hügel von San Juan sich den Rang eines Obersten erwarb, lockte es Wereschtschagin, ihn in dieser Situation darzustellen. Das Bild, das auf diese Weise entstand, zeigt Roosevelt, wie er, seiner Schar voraus, einen Berg hinaufstürmt, und hat bei der Ausstellung in New-York viel von sich reden gemacht.

Übrigens war Wereschtschagin, wenn es sich um rein künstlerische Fragen handelte, auf Amerika nicht immer gut zu sprechen. Er klagte über geschäftlichen „Humbug", der dort häufig getrieben werde, und unter dem er selbst zu leiden gehabt habe. Als das berühmte Gemälde von Millet: „Angelus", angeblich für 550 000 Francs nach den Vereinigten Staaten verkauft und für 700 000 Francs nach Paris wieder zurückgekauft wurde, konnte er den Nachweis führen, daß ein solches Geschäft in Wirklichkeit niemals abgeschlossen, sondern als Spekulation „à la hausse", um das Publikum über den Wert gewisser Kunstwerke zu täuschen, künstlich in die Welt gesetzt war. Das erwähnte Bild war tatsächlich nach Amerika nicht verkauft, sondern nur verliehen worden. Derselbe Herr, der dies Manöver ausführte, wollte ein ähnliches auch bei Wereschtschagin

versuchen, Käufer, die niemals existierten, und Preise, die niemals gezahlt wurden, erfinden. Als ein solches Anerbieten zurückgewiesen wurde, erklärte der Amerikaner, daß er „zum erstenmal in seinem Leben genötigt sei, Verzicht auf einen sicheren Erfolg zu leisten, den er dem Maler auswirken könne". Die in meinem Besitz befindlichen Briefe von Wereschtschagin enthalten genaue Angaben über die Persönlichkeiten, die in diesen Handel verwickelt sind.

Endlich erfüllte sich auch der Lieblingswunsch Wereschtschagins, Land und Leute in Japan zu studieren. Mitte Januar 1904 teilte er mir mit, daß er ein Werk über „Japan und seine Kunst" unter der Feder habe, das mit zahlreichen Illustrationen versehen werden sollte. „Einige Zeilen als Einleitung mit einer Erklärung der politischen Lage kann ich hinzufügen. Ich habe bereits dem Kaiser und mehreren Ministern über die Lage geschrieben, denn ich habe sie an Ort und Stelle genau studiert," hieß es in diesem Schreiben.

Unmittelbar vor seiner Abreise zum Kriegsschauplatz in Ostasien richtete Wereschtschagin an Georges Claretie nach Paris ein Abschiedsschreiben, in dem er die bedeutungsvollen Worte: „Vielleicht auf Wiedersehen?" einfließen ließ, und dem Grabe seines ehemaligen Lehrmeisters Gérôme einen Gruß sendete. Als Nachschrift findet sich die Bemerkung: „Als ich aus Japan zurückkehrte, habe ich dem Kaiser geschrieben, daß bald ein schrecklicher Krieg ausbrechen würde. Aber der liebenswürdige Mensch, voll von Friedensideen, hat es mir nicht glauben wollen." Dann folgt ein andrer Brief vom 11. März, in dem er sein Bedauern darüber ausspricht, daß in Port Arthur und am Jalu noch so wenig Truppen aufgeboten seien, weil man den Worten des japanischen Gesandten getraut habe, der

immer wiederholte, „daß in einigen Tagen die diplomatischen Beziehungen wieder aufgenommen würden". Der Künstler schließt mit den Worten: „Und das menschliche Elend beginnt wiederum: die Bestie erhebt ihr Haupt, und welche Bestie diesmal! Erinnern Sie sich an das trockene, aber prophetische Wort des Kaisers Wilhelm? Hat man bei Ihnen eine Vorstellung von dem Ernst der Lage?"

Noch ergreifender und unmittelbarer sind die Zeilen, die Wereschtschagin auf seiner Reise durch Sibirien und nach seiner Ankunft in der Mandschurei an seine Frau nach Moskau richtete. Der erste Brief ist in Omsk ohne Datum geschrieben. Der Künstler spricht davon, daß bereits hunderttausend Mann auf der sibirischen Bahn unterwegs seien, und daß ihre Zahl sich bald verdoppeln werde. Der zweite Brief ist am 29. März unsres Stils in Mukden aufgesetzt worden. Wereschtschagin berichtet darin, wie er in einem Militärzuge noch gerade ein Plätzchen und auch sonst überall eine sehr freundliche Aufnahme bei den Offizieren gefunden habe. Man erwarte, daß die Japaner in die Mandschurei eindringen werden, und sei sogar entschlossen, einen Teil der Bahn zu opfern. Er schreibt: „Wundre Dich nicht, wenn Du von unserm Rückzug hörst. Das wird zu unserm Heil geschehen." Drei Tage später befindet er sich in Chao-jan und meldet, daß man ihm einen ganzen Waggon zur Verfügung gestellt habe, mit dem er jeden beliebigen Zug zur Weiterfahrt benutzen, die Reise auch nach Belieben unterbrechen könne. Der letzte Brief, den seine Witwe erhalten hat, ist aus Port Arthur vom 10. April. Wereschtschagin schreibt aus seinem Eisenbahnwaggon und erinnert daran, wie es jetzt bei ihm neun Uhr des Morgens sei, während er seinen Tee trinke und seinen Osterkuchen esse, bei den Seinigen in Moskau aber erst zwei Uhr in der

Nacht. Eben habe er in Port Arthur seinen Freund, den Admiral Makarow, getroffen, der ihn einlud, mit ihm auf die Reede hinauszufahren, wo man ein großes Schiff versenken wolle, um den Japanern die Einfahrt in die Bucht zu versperren. Der Künstler erblickt den Koloß von fünf Stockwerken, der, auf eine Seite geneigt, dem Untergang geweiht ist. Er erscheint ihm wie ein Bild des menschlichen Lebens, und er muß an seine Tochter denken, die einige Jahre vorher starb und bis zum letzten Augenblick von ihrem nahen Schicksal nichts ahnte. Er beschreibt das Schiff, wie es von den Matrosen verlassen und von zwei Minen auseinandergesprengt wird, wie zwei Säulen von Wasser und Schmutz daraus emporwirbeln, wie es immer mehr sinkt, während der Admiral in seiner Barke wie ein Tiger in seinem Käfig aufgeregt drei Schritte vorwärts und drei zurück macht, bis von dem Schiff nur noch ein schmaler Streifen, der einem langen Fisch gleicht, über dem Wasser zu erblicken ist. Die Nacht bringt er an Bord zu. Er denkt an die Seinigen, an den Dichter Tolstoi, und während er sich das Bild der Zerstörung ausmalt, das ihm immer näherrückt, fängt er zu weinen an. Dann betrachtet er den „Petropawlowsk" und kehrt zu seinem Waggon zurück.

Drei Tage später ereilte ihn mit dem Admiral und seiner Mannschaft auf dem Kriegsschiff das schreckliche Ende. Einer von den wenigen Matrosen, die bei dem Untergang des „Petropawlowsk" gerettet wurden, erzählte unter anderm: „Da hatten wir auch an Bord einen schönen alten Herrn mit einem langen weißen Bart, der aufrecht auf der Brücke stand und immer alles in ein Taschenbuch einschrieb. Wahrscheinlich ist er auch ertrunken. Er war sehr gut."

Wenn es wahr ist, daß sich in der Phantasie des Sterbenden noch einmal auf unerklärliche Weise alles zu-

ſammendrängt, was den Inhalt ſeines Lebens ausgemacht hat, muß in dem Gehirn dieſes Mannes, als ſich die Wolken von erſtickendem Dampf und Rauch, von lodernden Flammen um ihn ballten, ein Aufruhr von Gedanken und Bildern ohne Ende geherrſcht haben, für den es keinen Ausdruck gibt. Er hatte von der Welt mehr geſehen als vielleicht irgend ein anderer, der ſie geiſtig zu erfaſſen ſucht, und alles, was er beobachtete und geſtaltete, wurde ihm zu ganz perſönlichem Eigentum. Er war Ruſſe von Geburt und Geſinnung, Weltmann von Erziehung und Geſchmack, überall heimiſch und eigentlich nirgends ſeßhaft, eine Soldatennatur, die ſich das Studium des Krieges zur Aufgabe gemacht hatte, um zu beweiſen, daß er die furchtbarſte Geißel der Menſchheit bilde, ein Künſtler von immer neuen hochfliegenden Plänen und dabei auf allen Gebieten zu Hauſe, ein gewandter Schilderer mit der Feder, wie aus ſeinen Kriegs- und Reiſeberichten, und ſogar ein wenig Dichter, wie aus ſeiner Novelle „Der Kriegskorreſpondent“ hervorgeht, von unerbittlichem Ernſt des Schaffens, von unbeſtochenem Sinn für Wahrheit und Wirklichkeit, kühl berechnend und phantaſievoll, im Sehen und Träumen gleich eigenartig und feſſelnd, eine der originellſten Kulturerſcheinungen, die uns der ſlawiſche Oſten bisher geboten hat, und zugleich ein Führer und Menſch im vollſten Sinne des Wortes.

Ruſſiſche Schauſpielkunſt und das Moskauer künſtleriſche Theater in Berlin.

Während der Krönung Kaiſer Nikolaus' II. hatte die Petersburger deutſche Botſchaft im Frühling 1896 neben der roten Pforte in der alten Zarenreſidenz ein vornehmes Privathaus gemietet und dort eine Reihe glänzender Feſtlichkeiten, darunter eine muſikaliſch-dramatiſche Soiree, veranſtaltet, an der erſte deutſche Kräfte teilnahmen. Nur wenige wußten damals, daß in dieſem Hauſe Alexejew, das einem der angeſehenſten Moskauer Großinduſtriellen gehörte, ein reges Kunſtleben, vor allem auf theatraliſchem Gebiete, herrſchte und einer der Inhaber des Geſchäfts ſich als Darſteller und Regiſſeur glänzend bewährt hatte. In der ruſſiſchen Geſellſchaft ſprach man überall von dem künſtleriſchen Ernſt, dem fein abgewogenen Zuſammenſpiel und der glänzenden Ausſtattung, mit denen dieſe Vorſtellungen den Charakter des Liebhabertheaters ſchnell abgeſtreift und ſich zu hervorragenden Bühnenleiſtungen entwickelt hatten. K. S. Alexejew, der ſich als Schauſpieler den Namen Stanislawski gab, verfolgte als unabhängiger kunſtbegeiſterter Mann die Idee, der ruſſiſchen Bühne neben der nationalen Dichtung auch neue literariſche Schöpfungen des Auslandes zuzuführen und ſie im Gegenſatz zu der ſchnell fertigen Routine, die ihren Charakter oft grob entſtellte, nach ſorgfältiger Vorbereitung auf ihre eigene Tonart genau abzuſtimmen. In dem Dramatiker und Romanſchriftſteller Wladimir Nemirowitſch-

Dantschenko, dessen Bruder sich später während des japanischen Feldzuges als Kriegskorrespondent einen klangvollen Namen gemacht hat, fand er einen kenntnisreichen und treuen Bundesgenossen für die Ausführung seiner Pläne. Beide entschlossen sich vor neun Jahren in Moskau zur Begründung des „Künstlerischen Theaters", das sich in kurzer Zeit zur ersten Bühne Rußlands entwickelte und so starke, segensreiche Anregungen wie kein zweites Theater im Zarenreiche ausstreute. Der Erfolg dieses Unternehmens wurde dadurch nicht aufgehalten, sondern nur beschleunigt, daß die Bühnenleiter und Schauspieler der alten schablonenhaften Richtung über die jungen „Dilettanten" spotteten, die alles besser wissen wollten und mit Umgehung abgebrauchter Kräfte ihr frisches Material hernahmen, wo sie es fanden. Eine ehrliche und nachhaltige Begeisterung hatte die Jugend erfaßt, die sich als Darsteller, Dekorationsmaler und Kostümzeichner der Führung der beiden vornehm denkenden Männer unterordneten und aus der Anerkennung des Publikums bald herausfühlten, daß sie auf richtigem Wege neuen Zielen zustrebten. Das „Moskauer künstlerische Theater" übernahm für Rußland alsbald die Aufgabe, die in Deutschland die Meininger bei der Aufführung klassischer Dramen so glänzend erfüllt hatten. Gleichzeitig stellte es sich aber auch in dieselbe Reihe wie das von Antoine in Paris begründete „Théâtre libre", mit der erfolgreichen Nachahmung, die es in der Berliner „Freien Bühne" gefunden hatte. Das „Künstlerische Theater" hielt die Überlieferung des nationalen russischen Dramas aufrecht, indem es die Handlung in einer bisher unbekannten Weise für das Auge der Zuschauer lebendig machte. Es schützte sich dadurch vor jeder Einseitigkeit, daß es bis auf die „Antigone" des Sophokles und den „Julius Cäsar"" Shake-

ſpeares zurückgriff, um des großen dramatiſchen Stils nicht verluſtig zu gehen. Gleichzeitig fand das Unternehmen aber auch in der realiſtiſchen Kleinmalerei Gorkis und Tſchechows, in den Dramen Ibſens und Hauptmanns lockende Aufgaben, die mit ebenſoviel liebevollem Fleiß wie techniſcher Geſchicklichkeit gelöſt wurden. Bei wiederholten Gaſtſpielen in Petersburg holten ſich die Künſtler die Beſtätigung dafür, daß ſie nicht nationaler Überſchätzung oder Moskowiter Voreingenommenheit, ſondern ehrlichem Wollen und Können ihre Erfolge zu verdanken hatten.

Ruſſiſche Schauſpielkunſt vermochte bisher auf den Geſchmack des weſtlichen Europas keinen tieferen Einfluß auszuüben, obwohl ſie an intereſſanten Begabungen nicht arm war.

Unter den ruſſiſchen Darſtellern in der erſten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts hat ſich kaum einer größerer Beliebtheit erfreut als P. C. Motſchalow, von deſſen tragiſcher Kraft uns eine Anzahl namhafter Zeitgenoſſen in Erinnerungen und Kritiken ausführlich erzählen und deſſen Andenken im Frühling 1898, an ſeinem fünfzigſten Todestage, von ſeinen Landsleuten wieder aufgefriſcht wurde. Mit dem Jahrhundert geboren, erreichte er nur ein Alter von achtundvierzig Jahren, entwickelte ſich aber ſo frühzeitig und glänzend, daß er ein volles Menſchenalter hindurch auf dem Gebiete der Menſchendarſtellung als Kraft erſten Ranges gefeiert wurde. Er war nichts weniger als ein ſogenannter denkender Künſtler, der die Wirkungen ſeiner Rolle moſaikartig zuſammenſetzt und durch die Feinheiten der Technik ſein Publikum darüber zu täuſchen ſucht, daß er den Inhalt einer Rolle nicht völlig erſchöpft. Motſchalow erſchien auf der Bühne als gewaltige Naturkraft, die mit ihren Ausbrüchen oft noch nie dageweſene Wirkungen her-

vorbrachte, zuweilen die Zuschauer aber auch durch das Unausgeglichene oder geradezu Verfehlte der Spielweise verdroß. Auf die charakteristische Genauigkeit des Kostüms oder eine dem Wesen der Rolle entsprechende Maske legte er wenig Gewicht. Sein Darstellungsmittel war fast ausschließlich die Fülle und Wandlungsfähigkeit, die er seinem Vortrag zu geben wußte. Aus einem athletenhaft geformten Brustkasten holte er Töne hervor, die in der Ruhe durch ihre Einfachheit und Weichheit erfreuten, während sie in der Leidenschaft durch ihre elementare Gewalt das Publikum erschütterten. Sein Hauptverdienst bestand darin, daß er das Moskauer Theaterpublikum zum erstenmal mit den Werken Shakespeares bekannt machte, also für Rußland dasselbe unternahm, was Schröder für Deutschland und Garrick für England geleistet haben, obwohl er sowohl an literarischer Bildung wie an gesellschaftlicher Stellung hinter beiden weit zurückblieb.

Die mächtige Leidenschaft, von der er auf der Bühne erfüllt war, ließ ihn auch im Leben nicht zur Ruhe kommen und in vollen Flaschen für die Bewältigung seiner Rollen eine gefährliche Anregung suchen. Von den tollen Auftritten, zu denen es bei solchen Gelegenheiten zwischen ihm, seinem Direktor und den Kollegen des Künstlers kam, wenn ihn nicht der Geist des Dichters, sondern der der Weinstube hinriß, wissen seine Freunde aus den dreißiger und vierziger Jahren manche fast unglaublich klingende Stückchen zu erzählen. Unter anderm soll er einmal seinen eigenen Direktor Gedeonow, der den widerspenstigen Schauspieler als Hamlet sehen wollte und ihn zu diesem Zweck selbst aufsuchte, im berauschten Zustande hinausgeworfen haben. Neben den melancholischen Dänenprinzen waren Othello, Lear, Romeo und Richard III. seine Hauptrollen.

Den dämoniſchen Charakter Gloſters ſoll er mit ſolcher Genialität erfaßt und verſinnlicht haben, daß der Regiſſeur, der ihm im letzten Aufzug während der Schlacht von Bosworth das Stichwort zum Auftreten geben wollte, bei ſeinem Anblick entſetzt zurückprallte, weil er nicht Motſchalow, ſondern in Wirklichkeit die unheimliche Geſtalt des in den Tod ſtürzenden Königs vor ſich zu ſehen glaubte. Durch ſeine Shakeſpearedarſtellungen wurde dieſer Künſtler ein Vorkämpfer der Literatur, indem er dem ruſſiſchen Publikum einen ungeahnten Begriff vom Weſen der tragiſchen Kunſt beibrachte und die Trockenheit des franzöſiſchen Klaſſizismus in den Hintergrund drängte. Ebenſo bedeutend muß Motſchalow in Schillerſchen Dramen geweſen ſein, von denen er namentlich die „Räuber" und „Kabale und Liebe" bevorzugte. Er ſpielte zuerſt den Karl, dann den Franz Moor, ebenſo die Rolle des Ferdinand und die des alten Miller. Aus den Schilderungen, die der berühmte Belinski in ſeinen kritiſchen Aufſätzen von dieſem Schauſpieler namentlich als Hamlet gibt, geht hervor, daß er bei allen ſeinen Fehlern und Ungleichheiten eine ungewöhnlich geniale und fortreißende Natur geweſen ſein muß.

Eine ebenſo intereſſante Perſönlichkeit des ruſſiſchen Theaters war Schtſchepkin, dem es gelang, ſich von dem traurigen Loſe eines Leibeigenen zu dem Gipfel ſeiner Kunſt emporzuarbeiten und ſich die Achtung jenes Schriftſteller- und Gelehrtenkreiſes zu verſchaffen, deren literariſcher Geſchmack auch für ſein Rollenfach maßgebend wurde. Während er das klaſſiſche franzöſiſche Repertoire beherrſchte, gelang es ihm auch, der aufblühenden dramatiſchen Literatur Rußlands und dem nationalen Charakter, den ſie anzunehmen begann, einen vollwertigen künſtleriſchen Ausdruck zu geben. In den Jahren 1822—1823 ſchrieb Gribojedow,

der vier Jahre ſpäter als bevollmächtigter Geſandter am Hofe zu Teheran durch die Säbel meuteriſcher Perſer einen ſchrecklichen Tod finden ſollte, ſein Luſtſpiel „Wehe dem Geſcheiten", das man nicht mit Unrecht mit der ſcharfen Satire und dem charaktervollen Ernſt des Molièreſchen „Miſanthrope" verglichen hat. Auch in dem Stück des Ruſſen ſpielt die Hauptrolle ein von Wahrheitsdurſt erfüllter und gegen die Lüge und Verſtellung eifernder Mann, der dafür von der Geſellſchaft zuerſt ausgelacht und dann allen Ernſtes für verrückt erklärt wird. Tſchatzki liebt die Tochter Famuſows, eines abgenutzten, nur nach Rang und Titeln ſtrebenden Beamten, muß es aber erleben, daß das törichte Mädchen ihn auslacht und einen unbedeutenden Menſchen ohne perſönliche Würde, an dem ihr Vater Gefallen findet, bevorzugt. Da erfaßt ihn das Gefühl der Empörung und er ſchüttet über dieſen Kreis von Männern und Frauen, in dem immer ein Betrüger mit einem Dummkopf abwechſelt, die ganze Fülle ſeiner Satire aus. Niemand verſteht den reinen und idealen Urſprung, auf den dieſe rückſichtsloſe Befehdung des hohlen und Abgeſtorbenen zurückzuführen iſt. Die Schuldigen, die von der Peitſche des Spotts getroffen werden, rächen ſich für dieſe Verurteilung dadurch, daß ſie der ehrlichen Entrüſtung Tſchatzkis allerlei unlautere Beweggründe unterſchieben. Daß es in ſeinem Kopfe nicht richtig ſei, iſt für ſie ohne weiteres klar. Man hält ihn ſogar für den Anhänger eines revolutionären Geheimbundes, bis die Löſung der Handlung zeigt, wie recht der ritterliche Tſchatzki mit der erbarmungsloſen Kritik ſeiner Umgebung hatte. „Wehe dem Geſcheiten" iſt in eleganten, rhythmiſch mannigfach bewegten Verſen geſchrieben, die ſich als kleine Münze der Konverſation bald die Salons von Petersburg und Moskau er-

oberten und noch jetzt im landläufigen Sprachschatz wiederholt angewendet werden. Wir besitzen aus dem Anfang der fünfziger Jahre eine Übersetzung des Stücks von Dr. Bertram, die sich verhältnismäßig gut liest, aber doch nicht imstande war, dem Werk Eingang auf unseren Bühnen zu verschaffen. Viel besser ist es dem Gogolschen „Revisor" ergangen, das den Russen als das beste Lustspiel ihrer Nationalliteratur erscheint und sich nach verschiedenen, weniger glücklich ausgefallenen Anläufen in Deutschland sogar das Berliner Schauspielhaus erobert und dort dauernd behauptet hat. Die Satire auf das bestechliche Beamtentum ist noch vernichtender als bei Gribojedow und das Lustspiel, weit davon entfernt, leere Späße vorzubringen, bei liebevoller Analyse der Charaktere und origineller Detailmalerei zugleich eine Strafpredigt und Sühne für jahrhundertelang fortgesetzte Betrügereien. Die Kunst des Dichters zeigt sich vor allem darin, daß es ihm durchweg gelungen ist, das Schurkische des Tschinowniktums, das auf der Bärenhaut liegt und sich die Taschen mit dem Geld armer Leute vollstopft, im Humoristischen aufzulösen, so daß der Zuschauer aus dem Lachen kaum herauskommt. In beiden Stücken triumphierte seinerzeit die große Begabung Schtschepkins.

Sadowsky, ein Schüler des eben genannten Schauspielers, zeigte die Bühnenkunst der Russen wieder unter einem anderen literarischen Stern. Seine Laufbahn hat ihre Richtung durch die Dramen des im Jahre 1886 verstorbenen Ostrowski erhalten, der auf den Namen eines wahrhaft volkstümlichen Bühnenschriftstellers Anspruch machen kann. Gribojedow schilderte die Verlogenheit des Salons, Gogol die Verkommenheit des Beamtentums. Ostrowski dagegen ging in die Wohnungen der Kaufleute und Kleinbürger, belauschte ihre Eigentümlichkeiten, Sitten und

Gebräuche und fand bei ihnen eine Fülle tragiſcher und heiterer Situationen, an die ſich keiner ſeiner Vorgänger bisher herangewagt hatte. Der ruſſiſche Kaufmann in ſeiner eigentümlichen Mittelſtellung zwiſchen den niederen und den gebildeten Klaſſen, mit ſeinem ſelbſterworbenen Reichtum, der doch ſeinen oft recht zweifelhaften Urſprung nicht verleugnen kann, mit dem Patriarchentum, das die Familie lenkt und gegen das ſich die nach Selbſtändigkeit ringende Jugend bereits auflehnt, mit dem Hängen an alten Sitten und Gebräuchen, die unhaltbar, lächerlich und gefährlich geworden ſind, mit Frauen und Mädchen, die den Mut einer ſelbſtändigen Meinung längſt verloren haben und deren Wille durch fortwährendes Nachgeben gänzlich gebrochen iſt, dies alles bildet das Stoffgebiet für die Handlung in den Oſtrowskiſchen Stücken, die bald humoriſtiſch, bald tragiſch ausklingen. Mit dem Drama das „Gewitter", in dem eine des Treubruchs ſchuldige Frau in den Fluten der Wolga Erlöſung von ihren Gewiſſensqualen ſucht, wurde in Berlin ohne rechten Erfolg ein Verſuch gemacht. Oſtrowski hat auch eine Anzahl dramatiſierte Chroniken, wie er ſie ſelbſt nannte, geſchrieben und die Erhebung der Ruſſen gegen die Polen im ſiebzehnten Jahrhundert in ſeinem „Kusma Minin", die Zeit des Mittelalters in dem Drama „Der Wojewode oder der Traum an der Wolga" und in einem dritten Stück den „falſchen Demetrius" geſchildert. Die bedeutendſte „Chronik" aus ähnlichem Stoff führt den Titel „Waſſilja Melentjewa" und ſtammt aus dem Jahre 1868. Über dies Werk macht Alexander von Reinhold in ſeiner „ruſſiſchen Literaturgeſchichte" einige treffende Bemerkungen: „Ganz dem finſteren Charakter Iwans des Schrecklichen entſprechend iſt auch die Wirkung dieſes Dramas ſchauererregend. Die ehrgeizige Witwe Waſſilja wird die Ge-

liebte des Schrecklichen; sie will aber auch Zarin werden und überredet ihren heimlichen Liebling Kolitschew, die Gemahlin Iwans zu vergiften. Das geschieht, aber sie selbst verrät im Traum ihre Leidenschaft zu Kolitschew und stürzt sich dadurch ins Verderben. Bezüglich aller Dramen Ostrowskis muß bemerkt werden, daß sie sich durch fließenden Dialog, volkstümliche Sprache, typische Ausdrucksweise und die Verse sich durch Glätte und edlen Schwung auszeichnen."

Als es in den beiden russischen Hauptstädten noch regelmäßig deutsche Vorstellungen gab, die sich auf den größten Teil der Saison ausdehnten, waren die Berührungspunkte unserer und der russischen Schauspielkunst zahlreicher und inniger, als sie gegenwärtig sind. Der Ruhm eines Wassiliew und Martinow, die beide in der Fülle ihrer Kraft in Petersburg starben, hat sich lange erhalten und die Erinnerung an die charakteristische Ursprünglichkeit eines Samoilow auf die nächste Generation in voller Frische übertragen. Künstler und Kenner der Schauspielkunst wie Friedrich Haase und Frau Niemann, die lange in Petersburg engagiert waren, wie Barnay und Possart, die bei ihren Gastspielen bis in das Herz Rußlands vorgedrungen sind, haben sich sehr schmeichelhaft über die weiblichen tragischen Talente aus der Neuzeit geäußert, namentlich über die leidenschaftliche Kraft einer Fedotowa, deren tonangebende Stellung sich wie die von Charlotte Wolter bis in das vorgerückte Alter erhalten hat, und einer Jermolowa, die auch in Schillerschen Rollen geistvoll erfaßte und gelöste Aufgaben fand.

Schon in den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts machte Frau Gorewa in Berlin den Versuch, unserem Publikum einen Begriff von russischer Schauspielkunst zu geben. Sie hatte damit aber wenig Glück, weil

sie die Stärke ihres Talents und das Interesse, das man ihrer Persönlichkeit entgegenbrachte, wesentlich überschätzte. Als Übelstand wurde es auch empfunden, daß sie allein russisch, ihre Umgebung dagegen deutsch sprach, und daß sie sich ausschließlich auf die Darstellung französischer Dramen beschränkte. Einen bedeutenderen Eindruck machte im Frühling 1899 Frau Ssawina, eine namhafte Schauspielerin vom Alexandra-Theater in St. Petersburg, die mit einem ganzen Stabe russischer Künstler zu uns herüberkam. Sie zeigte sich als Magda in Sudermanns „Heimat" als eine geistvolle und scharfe Darstellerin, ohne allerdings in Erscheinung und Organ durch äußere Mittel zu bestechen oder gar den Eindruck einer Duse oder Sarah Bernhardt zu hinterlassen. Bei der Aufführung der erwähnten „Wassilja Melentjewa" wurden durch die Kostüme und Dekorationen, die aus St. Petersburg mitgebracht waren, bereits eigenartige Bilder russischer Inszenierungskunst entrollt.

Die Moskauer Gäste, die im Winter 1906 im Berliner Theater erschienen, verfolgen aber ganz andere und künstlerisch höhere Ziele als ihre Vorgänger. Sie haben nicht nur ein großes, trefflich eingeübtes Personal, sondern auch für die zur Aufführung bestimmten fünf Stücke alle Dekorationen, Kostüme und Requisiten des Theaters mitgebracht, das ihnen wohlhabende Freunde, darunter der bekannte hilfsbereite Morossow in Moskau, genau nach ihren Wünschen erbaut haben. Sie verfügen dort in einem für 1200 Personen eingerichteten Hause in Kamergerskij Pereulok über alle modernen technischen Hilfsmittel, wie die Drehbühne, und die Anpassung ihres szenischen Apparats an eine fremde Umgebung war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Trotzdem haben sie mit einem Schlag das Berliner Publikum für sich zu interessieren gewußt und bei dem

Verlauf ihres Gastspiels bei Kennern und Liebhabern außerordentlichen Beifall hervorgerufen. Der Umstand, daß sich infolge der inneren Unruhen im Osten zahlreiche Russen bei uns aufhielten, gab dem Erfolg allerdings einen besonders lebhaften Ausdruck. Aber auch davon abgesehen, mußten wir den Künstlern für vieles Schöne und Eigenartige zu aufrichtigem Dank verpflichtet sein.

Es war ein glücklicher Gedanke, daß sie mit dem Werk eines Autors wie Alexei Tolstoi begannen, der in der vordersten Reihe der modernen russischen Dramatiker steht. Nur verwechsle man die beiden russischen Dichter und Grafen Tolstoi nicht miteinander, denn sie sind im Leben wie in der Kunst ganz verschiedene Wege gegangen. Auch läßt sich zwischen ihnen kaum eine Verwandtschaft nachweisen, obwohl ihr Name so viel wie „dick" bedeutet und ein Deutscher, der so hieß, vor vielen Generationen nach dem Osten ausgewandert sein und sich dort in dieser Weise umgetauft haben soll. Sind all die Tolstoi, die wir unter den Schriftstellern, Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern Rußlands antreffen, wirklich seine Nachkommen, so hat sich ihr Kreis derartig erweitert, daß die Ähnlichkeit zwischen ihnen schon längst erloschen ist. In jedem Fall kann man sich keine verschiedeneren Charaktere denken, als den alten Leo Nikolajewitsch, den weltbekannten Einsiedler von Jasnaja Poljana, der im Bauernkittel von der Erlösung der Menschheit durch die Rückkehr zur Natur träumt, und dem vornehmen Hofmann Alexei Konstantinowitsch, der sich ganz als Künstler und Kunstliebhaber fühlte, und sein Herrenbewußtsein auch dann nicht verleugnete, wenn er als Jäger einsam durch den Wald streifte. Bei dem einen tritt uns das Russentum in seiner urwüchsigen Kraft, Abgeschlossenheit und Einseitigkeit entgegen, die aus

dem Slawentum eine neue chineſiſche Mauer gegen europäiſche Einflüſſe ſchaffen möchte. Bei dem anderen finden wir einen begeiſterten Schüler der weſtlichen Kultur, der mit Bildung und Geſchmack geſättigt, in Deutſchland und Italien ſeine zweite Heimat ſah, und über die ruſſiſche Steppe eine Saat geiſtiger Anregungen auszuſtreuen ſuchte. Jener hat ſich ſtets mit Leidenſchaft an gegenwärtige Zuſtände und perſönliche Eindrücke geklammert, um das Leben in der Tiefe mit all ſeinen Wonnen und Schrecken zu erfaſſen. Dieſer ſah die Aufgabe ſeines Schaffens darin, große geſchichtliche Perioden ſeines Volkes heraufbeſchwören und anſchaulich zu zeigen, welch ungeheurer Verbrauch von Kräften nötig war, um aus den zerſtreuten Stämmen der ſlawiſchen Ebene einen feſtgefügten Staat zu bilden. Leo Tolſtois höchſter Ehrgeiz drückt ſich darin aus, den Dichter zu verleugnen und für einen einfachen Bauern gehalten zu werden. Alexei Tolſtois ſchönſte Erinnerung beſtand darin, daß er als zehnjähriger Knabe von ſeinem Onkel zu Goethe nach Weimar gebracht und von dem Dichter auf den Schoß genommen wurde.

Alexei Tolſtoi kam wenige Wochen nach ſeiner Geburt im Jahre 1817 nach Kleinrußland und blieb dort bis zu ſeinem achten oder neunten Jahre unter der Obhut ſeiner Mutter und ſeines Onkels, der ſich ebenfalls literariſch betätigte und ſpäter Kurator der Univerſität in Charkow wurde. Als einziges Kind erhielt der geiſtig geweckte Knabe eine ſorgfältige Erziehung im Hauſe und zeigte frühzeitig eine lebhafte Phantaſie, die durch fleißige Lektüre immer mehr angeſpannt wurde. Das bunt bewegte Volksleben der Ukraine mit den Sagen und Märchen, die ſich aus alter Zeit dort erhalten haben, der Anblick der unendlichen Wälder, der ſchönen Sommerabende und träumeriſchen Mond-

nächte gaben seinem Wesen frühzeitig einen Zug zum Romantischen, das sich von der Alltäglichkeit gern zu großen Anschauungen erhebt und dem Geist geschichtlicher Entwicklung nachzuspüren sucht. Als er mit seinen Eltern nach Petersburg zurückkehrte, wurde er als Gespiele dem Thronfolger, dem späteren Kaiser Alexander II., der ein Jahr jünger als er war, zugeteilt und erschien bei ihm regelmäßig bei den Gesellschaften, die sich um ihn an den Sonntagabenden bildeten. Mit neunzehn Jahren trat er in den diplomatischen Dienst und wurde der russischen Gesandtschaft bei dem Deutschen Bundestag in Frankfurt a. M. beigegeben, um wieder nach Petersburg zurückzukehren und in die Sektion der kaiserlichen Kanzlei einzutreten, die sich mit der Ausarbeitung der Gesetze beschäftigte. Beim Ausbruch des Krimkrieges trat er 1855 in die Armee ein, kam aber nicht ins Feuer, sondern blieb mit seinem Regiment in Odessa, das von der Typhusepidemie furchtbar heimgesucht wurde. Nach der Krönung Alexanders II. wurde er dessen Adjutant und Oberjägermeister. Diesen Titel behielt er auch, als er bald darauf dem Militär- und Hofdienst entsagte, um sich ausschließlich mit literarischen und künstlerischen Plänen zu beschäftigen. Er sah es als ein besonderes Glück seines Lebens an, daß er im Alter wieder bei seinen Jugendeindrücken anknüpfen und die Luft der kleinrussischen Wälder atmen konnte, die er über alles liebte. Er starb im Jahre 1875 auf seinem Gut im Tschernigowschen Gouvernement.

Bei seinem Tode richtete Iwan Turgenjew an die Redaktion des „Europäischen Boten“ einige warm empfundene Zeilen, in denen er der Vorzüge seines Freundes mit charakteristischen Worten gedachte. Er nannte ihn eine ritterliche, tief humane Natur, „ehrenhaft, wahrhaft, allen

guten Gefühlen zugänglich, opferbereit, hingebend bis zur Zärtlichkeit, unwandelbar treu und bieder". Er rühmte es ihm ferner nach, daß seine gesellschaftliche Stellung und Verbindungen ihm einen breiten Weg zu allem eröffneten, was von den Menschen geschätzt wird, daß er aber seinem Berufe, der Poesie, der Literatur treu blieb und nichts anderes als eben nur das sein wollte, wozu ihn die Natur gemacht hatte, ein Dichter im vornehmen Sinne des Wortes. In der Tat liegt dem poetischen Schaffen von Alexei Tolstoi alles Niedere, Flüchtige und Geschäftsmäßige fern. Alles, was aus seiner Feder floß, legte Zeugnis ab für die hohe Auffassung, die er von seiner Kunst hatte, von dem unbeugsamen Ernst, mit dem er an der Entwicklung seines Talents arbeitete. Er zitierte Schatten aus der Vergangenheit und erfüllte sie mit seinem Blut, so daß sie als lebendige Wesen erschienen und mitten unter dem Volk wandelten, angestaunt, verehrt und geliebt wurden. Er war eines mächtigen Pathos fähig, das wie Schwertergeklirr tönte, und konnte ebensogut feinere Gefühle, die in der Menschenbrust leben, zum Ausdruck bringen.

In seiner ganzen künstlerischen Anschauung lebt viel von deutschem Geist und Gemüt in der Übertragung auf russische Verhältnisse, die er in dreifacher Form als Balladendichter, als Romanschriftsteller und als Dramatiker künstlerisch gestaltete. Aber sein Pathos hatte nichts Geschwollenes und Steifes, sondern war der natürliche Ausdruck seines menschlichen Empfindens, seiner reinen Vaterlandsliebe, seiner hohen geistigen Kultur. Wenn er Schillerschen Gefühlsschwung in der Seele seines Volkes entzündete, wußte er gleichzeitig auch mit den Waffen des Humors und der Satire für das zu kämpfen, was er für wahr und echt hielt im Gegensatz zu den vergänglichen Gebilden der Tages-

mode. Seine Ballade „Potok der Recke" ist mit feinen Spitzen des Witzes gegen allerlei Übertreibungen und Rohheiten des Geschmacks versehen, und ebenso war er einer der Schöpfer des „Kuzma Prutkow", der als öder, ideenloser Philister zum Ergötzen der Leser durch die Spalten des Witzblattes „Der Funke" wanderte.

Von der Gewalt seiner Sprache legen vielleicht seine historischen Balladen, mit denen er in die russische Poesie eine ganz neue Dichtungsform einführte, das beredteste Zeugnis ab. Da rollt der Fluß der Begebenheiten wie ein Bergstrom in ungehemmter Pracht herab und die Beschreibungen der Menschen und Zustände zeigen eine Plastik und Farbenfülle, daß sie sich nicht nur dem innern Gefühl beim Lesen, sondern auch dem Ohr beim Vortrag unvergeßlich einprägen. Leider ist es bis jetzt noch keinem Fremden gelungen, diese Verbindung von Glanz und Kraft in einer Übertragung vollständig wiederzugeben, so viele Versuche dieser Art auch gemacht worden sind. Die Schwierigkeit, die das Verständnis der russischen Sprache den meisten bietet, macht es ihnen unmöglich, die Schönheiten dieser Gedichte voll zu würdigen.

Tolstois dichterisches Wesen wurzelte durchaus in der Verehrung der alten Kunst und unserer modernen Klassiker. In dem kleinen autobiographischen Aufsatz, den wir von ihm besitzen, erzählt er, welchen gewaltigen Eindruck die Kunstschätze Italiens auf ihn machten, als er das „gelobte Land" mit dreizehn Jahren zum ersten Male kennen lernte, wie er in der Nacht aufstand, um die Büsten und Bilder immer wieder zu betrachten, die sein Onkel in Venedig erstanden hatte, und wie er in Rußland oft von einer geradezu krankhaften und unstillbaren Sehnsucht erfaßt wurde, Florenz, Rom und Neapel wiederzusehen. Ein Stück Italien glaubte er allerdings auch in dieser Heimat wieder-

zufinden, wenn er die sonnigen Ufer der Krim in schön geformten und empfundenen Sonetten besang, ohne indessen die Spuren jenes Kunstlebens zu finden, die ihn dort entzückte. Dem Andenken Mozarts und Hoffmanns widmete er sein Drama „Don Juan", in dem er den Charakter des unwiderstehlichen Verführers und Genußmenschen mit den Zügen des Faust in seinem Ringen um höhere Erkenntnis geistreich zu verbinden suchte. Aber für die Ausführung solcher idealen Gestalten, wie sie Tolstoi vor der Seele schwebten, war die Zeit in Rußland schlecht gewählt, denn während der sechziger Jahre waren dort alle führenden Geister auf die Fahne des äußersten Realismus eingeschworen. Sie bemühten sich, zu schildern, was sie selbst gesehen hatten, und was ihnen als Spiegel der Zeitbewegung erschien, wie sie sich nach Aufhebung der Leibeigenschaft in heftigen Kämpfen gestaltete. Man war geneigt, Alexei Tolstoi in seinem Schaffen glatt und kalt zu schelten, und er rächte sich an seinen Tadlern mit dem Gedicht „Der Strömung entgegen", indem er für das Recht der tendenzlosen Kunst eintrat.

Unbeirrt ging er daran, eine der merkwürdigsten und originellsten Epochen der russischen Geschichte, die Zeit Iwans des Grausamen auszugraben, der während seiner fünfzigjährigen Regierung eine der rätselhaftesten Persönlichkeiten der Weltgeschichte bildete und von dem Gebaren eines gottergebenen Mönches bis zu den Wahnsinnsanfällen eines blutdürstigen Tyrannen die widersprechendsten Empfindungen in sich vereinigte. Tolstoi gelang es, in seinem Roman „Fürst Serebrjanij" 1863 das russische Leben im sechzehnten Jahrhundert mit derselben Breite und Behaglichkeit zu schildern, wie es Walter Scott mit seiner schottischen Heimat getan hat. Moskau lebt mit dem seltsamen Gemisch seiner

Bewohner vor uns auf. Wir lernen das öffentliche und häusliche Gebaren der Edelleute kennen. Wir sehen den grausen Zaren, wie er, von seiner gefürchteten Leibwache umgeben, die Stadt mit Angst und Schrecken erfüllt und sich auf dem roten Platz an den entsetzlichsten Massenhinrichtungen ergötzt. Daneben fehlt es aber auch nicht an einer fein angelegten Liebesgeschichte als Gegenspiel zu dem blutigen Realismus der Haupthandlung, während der politische Hintergrund beständig daran erinnert, daß mit Blut und Eisen ein Staat zusammengeschweißt und den europäischen Völkergruppen an die Seite gestellt wird.

In den Jahren 1865—1870 veröffentlichte Graf Tolstoi das Hauptwerk seines Lebens, seine dramatische Trilogie, die mit der Schilderung Iwans des Grausamen in seinem Todesjahre 1584 anhebt, in ihrer Fortsetzung die Regierung seines schwachen Sohnes Fedor mit den inneren Parteikämpfen auf die Bühne bringt und mit der Charakteristik des Thronräubers Boris Godunow ihren Abschluß findet. Das erste von diesen Stücken „Der Tod Iwans des Schrecklichen" wurde häufig in Petersburg gegeben und mit Recht als eine der wertvollsten dramatischen Dichtungen Rußlands hochgeschätzt. Der Zar, mit dessen Leben es bedenklich abwärts geht, will dem Thron entsagen, wird aber auf das Anraten Godunows von der Duma gebeten, die Regierung weiterzuführen. Er erfüllt diese Bitte und sucht sich an Beweisen der Gnade für seinen Günstling zu übertreffen. Bald verfällt Iwan aber wieder in die früheren Anfälle von Raserei und Mordlust, so daß Godunow den Entschluß faßt, die Stimmung des Volkes gegen ihn aufzuhetzen. Das Drama, das in den ersten Akten mehr den Charakter einer Haupt- und Staatsaktion trägt, entwickelt gegen den Schluß einen lebhafteren theatralischen Schwung.

Dem grausen Zaren ist von den Wahrsagern für einen bestimmten Tag der Tod verkündet worden. Nun sitzt er beim Schachspiel und spottet der Verheißung, da er sich wohl fühle und die Frist, mit der man ihm gedroht habe, zu Ende gehe. Da versteht es Boris Godunow mit unheimlicher Meisterschaft den Zaren absichtlich in Wut zu versetzen, so daß er bei diesem Zornausbruch ohnmächtig zusammenfällt und stirbt. In deutscher Sprache wurde dies Drama vor einer Reihe von Jahren in einer Übersetzung von Katarina Pawlow mit Otto Lehfeld in der Titelrolle in Weimar und später auch von Ernesto Rossi in italienischer Sprache bei einem Gastspiel des Künstlers im Berliner Belle-alliancetheater 1891 zur Darstellung gebracht.

Um die Aufführung des zweiten Teils der Trilogie „Zar Fedor Joanowitsch" hat sich das Moskauer künstlerische Theater große Verdienste erworben und damit sowohl in der alten Krönungsstadt an der Moskwa wie während der Fastenzeit auch in Petersburg große Erfolge errungen. Wie weit diese berechtigt waren, sollten wir nun bei dem Gastspiel dieser Bühne im Berliner Theater kennen lernen. Das dritte Drama zeigt die Umwandlung des klugen, überlegenen Boris Godunow in einen selbstquälerischen Tryannen, der wegen der Ermordung des jungen Demetrius furchtbare Gewissensbisse leidet und bei seinem Verscheiden den Staat in wildem Aufruhr hinterläßt. Hier begegnet sich die Dichtung Tolstois mit dem Drama Puschkins, dessen einzelne Teile von wunderbarer historischer Wahrheit, aber leider so zerrissen sind, daß sie sich jeder Bühnenaufführung widersetzen.

Die Moskauer Künstler begannen ihr willkommenes Gastspiel mit dem zweiten Stück, das anscheinend nicht so dankbar und jedenfalls viel schwieriger zu spielen ist. Sie

verſtanden es aber in allen Teilen der Aufführung, das alte Moskau zu jener Zeit, als auf den grauſen Zar ein gutgearteter, willensſchwacher Sohn gefolgt war und die Vertreter der alten und neuen Zeit einander heftig bekämpften, trefflich zur Anſchauung zu bringen, ohne daß der Prunk der Gewänder bei dem Zaren, ſeiner Gattin Irina und den Bojaren, die dekorativen Effekte in dem berechtigten Streben nach realiſtiſcher Wahrheit irgendwie ſtörend hervorgetreten wären. Im Spiegel einer weit zurückliegenden Vergangenheit entdeckte man unvermutet Züge aus der unmittelbaren Gegenwart, Ähnlichkeiten mit Strömungen, die den ruſſiſchen Kaiſerhof Nikolaus' II. beherrſchen und die ſchreckliche Kataſtrophe der letzten Jahre weſentlich verſchuldet haben. Der ſchwächliche Fedor Joannowitſch, der keines ſelbſtändigen Entſchluſſes fähig iſt, ſich bald von dem einen, bald von dem andern ſeiner Ratgeber beſtimmen läßt und im Gefühl ſeiner Unzulänglichkeit Troſt in der Liebe ſeiner Frau ſucht, wirkte wie ein wohlgetroffenes Porträt des jetzt regierenden Zaren. Der Schauſpieler, der dieſe Rolle zuerſt in Rußland gab, wies auf dieſe Ähnlichkeit ſogar bei der Wahl der Maske hin, eine Kühnheit, die er ſich allerdings bei den Wiederholungen des Stückes auf beſtimmten Befehl wieder abgewöhnen mußte. Weſentlich höher als dieſe Äußerlichkeit, die nicht unterſchätzt werden ſoll, ſtanden die fein abgewogene Kunſt, mit der das Weſen der Dichtung für das Auge der Zuſchauer anſchaulich gemacht war, und das harmoniſche Zuſammenſpiel der Geſellſchaft, bei dem der einzelne ſeinem Partner ebenſoviel Wirkſames in die Hand zu legen ſchien, wie er von ihm empfing. Der große Schröder in Hamburg pflegte von einem „Konzertieren" der Bühnenaufführung zu ſprechen, die ihm als Ideal vorſchwebte. Bei den Ruſſen war dies Ziel tatſäch-

lich erreicht, einmal durch die viel zahlreicheren Proben, denen sich diese Schauspieler im Gegensatz zu der übereilten Arbeit der meisten Bühnen unterwerfen, dann aber auch durch den lobenswerten Grundsatz, daß der Beste unter ihnen, der heute eine tragende Rolle durchführt, sich keinen Augenblick bedenkt, morgen in einer Episode nur zwanzig Worte zu sprechen. Die Schauspieler wirkten wie Mitglieder eines Orchesters, das von einem Dirigenten mit der reformatorischen Kraft und Begabung eines Hans von Bülow geleitet wurde. Dadurch wurde es möglich, jede Gefahr des Virtuosentums zu unterdrücken und auch in dem Geringsten den künstlerischen Ehrgeiz zu pflegen, daß er als wertvoller Mitarbeiter seinen Platz auszufüllen habe. Natürlich konnten bei dieser sorgfältigen Vorbereitung im Laufe des Winters nur wenige Stücke, meistens vier bis fünf, einstudiert werden.

Die prächtigen Bilder in dem Drama „Zar Fedor Joannowitsch" in dem alten Palast des Kreml, wenn die vorübergehende Aussöhnung zwischen dem kriegerisch tapferen Schiuskij und dem diplomatisch schlauen Boris Godunow erfolgt, der Aufzug der Bojaren, die sich vor dem Herrscher dreimal zur Erde werfen und mit der Stirn den Boden berühren, das schüchterne Eindringen der Kaufleute, die sich zuerst erstaunt und verwundert über die Pracht und Herrlichkeit umsehen, dann auf den Knien zu dem Zaren rutschen und, um Schutz flehend, wie furchtsame Hunde seine Hände und Gewänder mit Küssen bedecken, die Szenen vor der Archangelskirche bei der Panichide für den verstorbenen Zar Iwan mit dem feierlichen Aufzug und den vor der Tür liegenden oder stehenden Büßern und Bettlern konnten in ihrer malerischen Wirkung unmöglich übertroffen werden. Sie schienen aus den Rahmen jener großen historischen

Bilder getreten zu ſein, wie ſie Conſtantin Makowski malt, während man glauben mochte, daß ſein Bruder Wladimir Makowski, der ausgezeichnete Genremaler, der in bezug auf Feinheit der Charakteriſtik unſerm Adolf Menzel die Hand reicht, die Vorbilder für die Typen aus dem Land- und Volksleben im „Onkel Wanja“ und dem „Nachtaſyl“ geſchaffen habe. Jenes Schauſpiel von dem früh verſtorbenen Tſchechow hatte bei der deutſchen Aufführung im Berliner Theater gar keinen Eindruck hinterlaſſen. Erſt die Moskauer Darſteller füllten dieſe Umriſſe für Auge und Ohr mit Blut und Leben aus, individualiſierten das Allgemeine und ſchlugen die Untertöne an, auf denen die Stimmung des Ganzen, die Schilderung des Öden, Unbefriedigten und Zweckloſen beruht, von dem dieſe Menſchen bei Tſchechow angekränkelt ſind. Daß die ruſſiſchen Gäſte bei der Aufführung des „Nachtaſyls“ von Gorki erſt recht in ihrem Element ſein würden, war zu erwarten. Sie verſtärkten die Wirkung des Stückes nach der ſchauerlichen Seite, indem ſie jeden Grad von Verkommenheit in dieſem menſchlichen Abgrund bis auf die Wurzeln heraushoben und die Totſchlagsſzene am Ende des dritten Aktes auf dem öden, von hohen Mauern eingeſchloſſenen Hof mit dem furchtbaren Geſchrei beim Volksauflauf bis zur Höhe der echten Tragödie ſteigerten. Auf der andern Seite kamen aber auch die humoriſtiſchen Momente ſtärker heraus, und das Stück, das bei der Lektüre mittendrin abzubrechen ſcheint, wirkte dabei viel abgerundeter und einheitlicher. Dieſer feine, tiefe und überzeugende Eindruck des Wahren und Wirklichen, der auf der Bühne nichts Leeres und Totes duldet, ſondern in jedem Augenblick ein Bild des Lebens gibt und auch in den ſtummen Szenen die atmende Seele des Stückes ſpüren läßt, ſetzte ſich aus unzähligen, poetiſch

empfundenen und liebevoll gestalteten Stimmungsmomenten zusammen. Daß die Regie dabei nicht in Übertreibungen und Künsteleien verfiel, nicht mit den Farben kleckste, sondern sie mit sicherem malerischem Gefühl richtig verteilte, daß sie zwischen dem zu viel und dem zu wenig die richtigen Mittel innehielt, bewies, mit wie reichen geistigen Mitteln und künstlerischen Empfindungen sie ans Werk gegangen war. Selbst Tschechows „Drei Schwestern" strömten bei dieser Darstellung ein Leben aus, das man bei der Lektüre des Stückes auch nicht entfernt vermuten konnte. Sogar bei Ibsens „Volksfeind" zeigten die Russen namentlich bei der Gestaltung der Volksversammlung eine erfinderische Phantasie und Durcharbeitung des einzelnen, daß die Bühne bis tief in den Zuschauerraum vorzurücken und das Publikum sich inmitten dieser durcheinander redenden, schreienden und lärmenden Volksmenge zu befinden schien. Einzelne Namen aus der trefflichen Künstlerschar besonders hervorzuheben, verbietet sich eigentlich, da man Gefahr läuft, andre durch Nichterwähnung zu verletzen. Doch traten Moskwin als Zar Fedor und Pilger Luka, Stanislawski als Dr. Astrow, Satin und Dr. Stockmann, Wischnewski als Boris Godunow, Luschski als Schuiski, und die Witwe des Dichters Tschechow, die unter ihrem Mädchennamen Olga Knipper spielte und ein ungewöhnlich verfeinertes weibliches Empfinden verriet, als Helena in dem Stück ihres Gatten und als Nastja im „Nachtasyl" stärker hervor. Immer wieder muß aber betont werden, daß vor allem der Geist, aus dem dies Unternehmen entstanden ist, und der alle seine Teile gleichmäßig erfüllt, den künstlerischen Sieg errungen hat, den niemand dem Moskauer „Künstlerischen Theater" bestreiten konnte und der sich bei den weiteren Gastspielreisen dieser Bühne überall wiederholt hat.

Eine Begegnung mit Maxim Gorki.

Maxim Gorki hatte nach kurzem Aufenthalt im März 1906 Berlin wieder verlassen, um irgendwo dem Frühling im Süden entgegenzueilen. In einem stillen Winkel der Schweiz oder Italiens hoffte er Erholung von all den heftigen Kämpfen zu finden, die in ihm und um ihn tobten, als er seine Heimat zum erstenmal verließ. Es war ein schmerzlicher Abschied, als er Land und Leute, mit deren Wohl und Wehe sein ganzes Sinnen und Sorgen so eng verknüpft war, am Horizont schwinden sah. Was lockte ihn in die Fremde mit der Pracht ihrer Städte und der fröhlichen Lebenslust ihrer Menschen, ihren verfeinerten Sitten und Geschmacksempfindungen, den heiteren Bildern, die sich vor seinen Augen auszubreiten begannen? Was er in Wirklichkeit sah, war doch immer nur Rußland mit seinem leidenden und kämpfenden Volk, den Hoffnungen, die dort von fern aufleuchten, und den Befürchtungen, die sich immer wieder zu düsteren Wolken zusammenballen. Aber er mußte der Tragödie seines Lebens ihren weiteren Lauf lassen und mit blutendem Herzen sich von allem losreißen, was er am innigsten liebte. Für ihn gab es keine Versöhnung mit den Zuständen, bei welchen die Behauptung Alexander Herzens, daß die Geschichte der russischen Literatur ein Verzeichnis von Märtyrern und Sträflingen sei, aufs neue zur Wahrheit wurde. Selbst der „Zarbefreier" Ale-

xander II. durfte von dem edlen Dichter und Menschen Iwan Turgenjew, den er früher vor harter und ungerechter Strafe geschützt hatte, als dieser wenige Tage vor seinem Tode nach Petersburg zurückkehrte, die Worte aussprechen: „C'est ma bête noire." Um wieviel mehr als der feine, vornehme, durch die Kultur des Westens abgeschliffene Turgenjew mußte der urkräftige Natursohn Gorki, in dem die fiebernde Kraft des ganzen Volkes nach unmittelbarem Ausdruck ringt, den Machthabern „in den Tod zuwider" sein! Selbst die sonnigen Ufer der Krim, wo er früher Einsamkeit und Ruhe gefunden, hatten für ihn kein Lächeln und keinen Trost mehr. Er brauchte eine höhere Warte, von der er die Entwicklung seines Vaterlandes überschauen konnte. Auf der Reise zu uns hörte er noch immer die melancholischen Lieder der Flößer an der Wolga, das Aufschlagen der Axt im Walde, den Angstschrei der Unterdrückten, sah er bleiche, gramdurchfurchte Gesichter armer Menschen, die ihm mit traurigen Blicken ihre Not zu klagen schienen. Die Heimat — wann wird er sie wiedersehen?

Von den russischen Erzählern der Gegenwart erfreut sich nächst dem Grafen Leo Tolstoi gegenwärtig keiner so großer Beliebtheit wie Maxim Gorki. In wenigen Jahren haben seine Schrifte eine so starke Wirkung ausgeübt, daß auch die Leser im westlichen Europa davon erfaßt wurden und für die Übersetzung seiner Novellen ein lebhaftes Interesse zeigten. Während Turgenjew und Tolstoi, Dostojewski und Gontscharow Jahrzehnte brauchten, bis sie als Dichter beachtet und verstanden wurden, hat es Gorki bei uns in wenigen Monaten zu Ansehen und Bedeutung gebracht. Obwohl erst siebenunddreißig Jahre alt, gilt er vielen Kennern als das hervorragendste Talent, das Rußland in der erzählenden Literatur gegenwärtig aufzuweisen hat.

In jedem Fall ſtellt er eine Perſönlichkeit dar, die ſich mit keiner anderen vergleichen läßt, und überraſcht durch das Urſprüngliche ſeiner Phantaſie, das Untrügliche ſeiner Beobachtung und die Wahl ſeiner Stoffe. Ein Kind des Volkes und ohne eigentliche Bildung herangewachſen, hängt er mit ſeinem leidenſchaftlich pochenden Herzen an den Kreiſen, aus denen er hervorgegangen iſt und die er allein kennt. Er wußte bis vor kurzem nichts vom Auslande und war ausſchließlich Ruſſe, aber auf einem Gebiete, das uns in ſo ſcharfer literariſcher Beleuchtung noch niemals entgegengetreten iſt.

Zu dem Eindruck, den wir von ſeinen Büchern empfangen, kommt das Gefühl des Mitleids, das wir für Gorki als Menſchen hegen. Kaum hatte er ſich aus den trüben und dumpfen Niederungen der handwerksmäßigen Arbeit und des troſtloſen Wanderlebens von Stadt zu Stadt emporgerungen und an literariſchen Erfolgen ſo viel erreicht, daß er ſich als Dichter und Künſtler empfinden konnte, als das Schickſal zu einem heftigen Schlage gegen ihn ausholte und ihn beinahe tödlich traf. Er wurde in die Studentenunruhen im Frühling 1900 verwickelt und in Niſhnij-Nowgorod, ſeiner Heimatgegend, in Unterſuchungshaft genommen. Im Gefängnis erkrankte er, und über das, was er weiter durchzumachen hatte, ſchwirren nur unbeſtimmte Gerüchte umher. Als Teilnehmer an dem Januaraufſtand 1905 in Petersburg mußte er wieder die dumpfe Luft eines ruſſiſchen Gefängniſſes atmen. In Europa und Amerika wurden damals unzählige Unterſchriften von Männern und Frauen geſammelt, die ſeine Freilaſſung verlangten. Die ruſſiſche Regierung ließ ihn auch bald darauf gehen, wohin er wollte. Das Märtyrertum, das ſo viele große Schriftſteller Rußlands erduldet haben, iſt über

ihn frühzeitig verhängt worden. Die Bilder, die wir von ihm kennen, wirken faſt abſtoßend. Sein Geſicht erſcheint trotzig und brutal ohne alle feineren Züge. Man glaubt einen Laſtträger vor ſich zu haben, dem man zutraut, daß er im nächſten Augenblick die Arbeit unwillig beiſeite wirft. Dann meint man wieder Linien wie bei Balzac in dieſer plumpen Phyſiognomie zu entdecken, bis man einſieht, daß bei einem Dichter das wahre Geſicht in ſeinen Schriften enthalten iſt, und daß deren Züge in dieſem Fall auf den erſten Blick ergreifen und feſſeln.

Auch innerhalb ſeines rein ruſſiſchen Horizontes bildet Gorki — ſein eigentlicher Name iſt Pjeſchkow — eine vereinzelte Erſcheinung. Von dem, was im Norden und Weſten ſeines Vaterlandes vor ſich geht, weiß er nichts. Die großen Städte Petersburg und Moskau haben für ihn keine Bedeutung. Seine Anſchauung erſtreckt ſich auf das Wolgagebiet, die ſüdliche Steppe und die Ufer des Schwarzen Meeres von Odeſſa bis zum Kaukaſus. Auf dieſes Gebiet wurde ſeine Beobachtung von Jugend auf hingelenkt. Sein Großvater mütterlicherſeits war urſprünglich Flößer auf der Wolga und begründete dann in Niſhnij-Nowgorod eine große Färberei. Er ſtarb als zweiundneunzigjähriger Greis, hatte ſeinen Enkel in religiöſen Schriften unterwieſen und auch zum Schulbeſuch angehalten, der aber nur kurze Zeit dauerte. Der Vater von Maxim Gorki war ſeinem elterlichen Hauſe fünfmal entlaufen, zuletzt ſogar nach Sibirien, wurde dann Tapezierer, fand ſpäter eine Anſtellung in einer Dampfergeſellſchaft in Aſtrachan und ſtarb an der Cholera, als ſein Sohn vier Jahre alt war. Seine Mutter verlor Maxim ebenfalls bald darauf, ſo daß für ſeine Erziehung nichts getan werden konnte. Von ſeinem zehnten Jahr an wurde er von einem Beruf zum andern beſtändig hin und

her geworfen, wie es der Zufall gerade mit sich brachte. Nacheinander finden wir ihn als Lehrling in einem Schuhwarengeschäft, dann bei einem Zeichner und bald darauf als Küchenjunge auf einem Dampfschiff in Stellung. Auf dem Dampfer bekam er zum erstenmal Bücher zu lesen, die seine Phantasie anregten, denn der Koch, ein ehemaliger Unteroffizier, führte in einer Kiste eine bunt zusammengestellte Bibliothek mit sich. Als Gorki sie durchstudiert hatte, wollte er sich in Kasan weiter ausbilden lassen, fand aber niemanden, der sich seiner annahm. Es folgte die traurigste Zeit seines Lebens, in der er jedes Ziel vor Augen verlor, in Trübsinn verfiel und im Jahre 1888 sogar einen Selbstmordversuch machte, der aber nur eine vorübergehende Krankheit zur Folge hatte. Er wurde nun Bäcker und erhielt als solcher monatlich drei Rubel. Er versuchte es ferner in Zarynzin als Bahnwärter und später als Schreiber bei einem Rechtsanwalt in Nishnij-Nowgorod. Obwohl man auf ihn allmählich aufmerksam geworden war und ihn zu fördern suchte, konnte es Gorki nirgends lange aushalten. Im Jahre 1890 wanderte er durch Kleinrußland, Bessarabien, die Krim nach dem Kaukasus, wo er in Tiflis in einer Eisenbahnwerkstätte angestellt wurde und seine ersten Arbeiten in der dortigen Zeitschrift „Kawkas" veröffentlichte. Dann kehrte er wieder an die Wolga zurück und lernte den russischen Erzähler Wladimir Korolenko kennen, der als Student nach Ostsibirien verbannt war und von dort eine Reihe trefflicher Erzählungen und Schilderungen voll tiefen Naturgefühls mitgebracht hatte. Seit diesem Zeitpunkt trat Gorki in die Reihe der anerkannten Schriftsteller, die er in einem Zeitraum von sechs Jahren in der Gunst des Publikums fast sämtlich überflügelt hat.

Wir kennen eine Reihe von Schriftstellern, die von

dem unabweisbaren Bedürfnis erfüllt sind, „ins Volk“ zu gehen, weil ihnen die gesellschaftlichen Kreise, in denen sie aufgewachsen sind, nicht genügen und weil sie geistig und sittlich auf breitere Schichten der Bevölkerung einen Einfluß ausüben wollen. Der klassische Ausdruck dieser Richtung ist L. N. Tolstoi mit seinem Humanitätsdrang, der ihn zur Werkstatt des einfachen Arbeiters und zur Hütte des Bauern führte. Betrachtet man aber das Leben und die Schriften Gorkis, so merkt man den auffallenden Unterschied zwischen dem gräflichen Dichter, der sich zu den Mühseligen und Beladenen, wie ein Wohltäter aus der ursprünglichen Sphäre seiner Geburt, Erziehung und Vermögenslage herabläßt, und jenem, der aus Armut und Not niemals herausgekommen ist und trotzdem das Leben aufs genaueste kennt und überzeugend zu schildern weiß. Gorki ist außerhalb der zivilisierten Gesellschaft aufgewachsen und versteht infolgedessen nicht, wie man ihre Einrichtungen auf die Dauer ertragen kann. Mit allen Sinnen zieht es ihn hinaus in die Unabhängigkeit des Naturlebens, zu Menschen mit starken Leidenschaften. Er ist von literarischen Anschauungen ursprünglich kaum berührt, und das wenige, was er gelesen hat, erfüllte nur den Zweck, ihm über seine Begabung Klarheit zu verschaffen. Alles, was wir von ihm besitzen, ist im Grunde genommen weiter nichts, als die Schilderung seines eigenen Lebens. Der Mensch und der Dichter sind so unauflöslich miteinander verwachsen, daß die Tätigkeit des Schreibens mit allem, was an Erfindung und Komposition dazu gehört, nebensächlich erscheint.

Als er in Berlin zum erstenmal vor uns erschien, hatte seine Erscheinung etwas geradezu Schreckhaftes. Der hochgewachsene Mann wirkt aufs Auge, als ob er nur aus kräftigen Knochen derb zusammengesetzt sei. Aus seinen

Adern, an Geſicht und Händen ſchimmert auch nicht ein Tröpfchen Blut. Sechs bis ſieben Reihen ſchwerer Falten ziehen ſich über die Stirn, die von eigenſinnig aufgebäumten Haaren beſchattet wird. In dem ſtruppigen Schnurrbart haben die Finger oft verzweiflungsvoll gewühlt. Wer den Dichter vor wenigen Jahren in Petersburg geſehen hatte, mußte über die Spuren körperlichen Leidens, die ſeinem Antlitz jetzt aufgeprägt waren, traurig geſtimmt werden. Die ſcharf auslugenden Augen, deren Blicke etwas fern Liegendes wie im Fluge zu greifen ſcheinen, haben ſich noch mehr in die Höhlen zurückgezogen. Die Stimme hat jeden metalliſchen Klang verloren, tönt ſo ſeltſam weich und ſanft, man möchte ſagen ſchattenhaft, als ob ſie durch einen ſchweren Sammet zu dringen verſuche. Alles, was wir von ſeinem Leben, Irren und Schaffen wiſſen, drückt ſich darin mit zwingender Wahrheit aus. Hierzu kommt die Bekleidung mit der ſchwarzen, bis unter das Kinn zugeknöpften Jacke, dem Gürtel, der ſie zuſammenhält, den kurzen, nur gerade über das Knie reichenden Beinkleidern und den hohen Schaftſtiefeln. Er konnte nicht anders erſcheinen, wenn er ſich ſelbſt treu bleiben wollte. Wenn der ruſſiſche Porträtmaler Rjepin uns den alten L. N. Tolſtoi in der Bauernjoppe und in bloßen Füßen zeigt, ſo gewinnt man leicht den Eindruck einer gutgeſpielten Komödie. Bei Gorki paßt das Äußere zum Innern, und er würde ſich im Frack in einen ſchlechten Schauſpieler verwandeln. Aber freilich, um ihn ganz zu faſſen, ſo wie er wirklich iſt, müßte ein Rembrandt oder Velasquez wieder geboren werden. Sie allein könnten das Dämoniſche an ihm, das immer am Rande eines tiefen Abgrundes einherſchreitet, zur Erſcheinung bringen. Jeder geniale Menſch hat, wenn er ſich völlig ſo gibt, wie er iſt, für die Alltagswelt etwas Schreck-

haftes. Um dieſen entſcheidenden Charakterzug wiederzugeben, fehlt es unſern Künſtlern meiſt an Talent oder Mut.

Gorki iſt während ſeines Aufenthalts in Berlin, der ſich auf faſt drei Wochen ausdehnte, immer nur auf wenige Stunden dem Publikum ſichtbar geworden. Er trat wie aus einem dunkeln Vorhang hervor, um bald wieder hinter ihm zu verſchwinden. Bei den Aufführungen ſeines „Nachtaſyls" mit den Künſtlern des Moskauer Theaters war er nicht zu finden, und die Zuſchauer, die ihn dringend zu ſehen verlangten, mußten betrübt wieder abziehen. Auf der Bühne des „Deutſchen Theaters" trat er dann mit einem bemerkenswerten Auszug des Berliner Publikums in unmittelbare Berührung und fühlte, als er Stellen aus ſeinen Werken, darunter die Rolle des Pilgers Luka vortrug, wie ihm dankerfüllte Herzen begeiſtert entgegenſchlugen. Aber es war ihm vielleicht zu viel, was er erlebte, und er zog ſich wieder auf den Kreis ſeiner nächſten Freunde zurück. Er wohnte bei ihnen, nicht im Hotel, und begab ſich ſpäter nach Zehlendorf, um in dem ſtillen, freundlichen Vorort vor dem Lärm und der Zudringlichkeit der Millionenſtadt ſicher zu ſein. Die Sezeſſion holte ihn dann nochmals aus ſeinem Verſteck hervor und führte ihn auf die kleine Bühne ihres Hauſes am Kurfürſtendamm. Dort ſprach er ſeinen wundervollen Hymnus auf den „Menſchen", allerdings nicht ſo, wie es viele erwartet hatten. Er las jede Zeile, die er doch mit ſeinem Blut getränkt hatte, ohne Modulation und Charakteriſtik der Stimme ab, und zwar in einem Tempo, wie es die Gerichtsſchreiber anzuſchlagen lieben, wenn ſie ein Protokoll herſagen. Erſt zum Schluß wurde er etwas wärmer und machte eine vielſagende Bewegung mit den Armen, als ob er die ganze Menſchheit umſchlingen wollte, bei dem Wort: „Tſchelawek!"

Am beſten konnte man ihn beobachten bei einer geſelligen Veranſtaltung, von der nur die wenigſten vorher etwas wußten und zu der ihn die Sezeſſion als beſondere Überraſchung in ihren Klubräumen eingeladen hatte. Kurz vor ſeiner Abreiſe nach dem Süden wollte er noch einmal wenige Stunden im Kreiſe jener Berliner Künſtler zubringen, mit deren Beſtrebungen er ſich innerlich verwandt fühlte und von denen er bereits früher eine Anzahl kennen und ſchätzen gelernt hatte. Es waren nur einige dreißig, meiſt jüngere Maler und Bildhauer verſammelt, die unter der Führung von Max Liebermann weit über die angeſetzte Stunde warten mußten, ob er überhaupt kommen würde. Man fragte durch das Telephon, ob er von Zehlendorf abgefahren ſei, man ſah nach der Uhr, man glaubte ſeinen Schatten in der Vorhalle des Sezeſſionsgebäudes zu erblicken. Aber er erſchien noch immer nicht und die Unterhaltung begann verlegen zu verſtummen. Endlich ſtieg er die Stufen zu dem Zimmer empor, wo ſich die Künſtler verſammelt hatten. Hinter ihm ſchritt ſeine Freundin, Frau Andrejewa, deren ſympathiſche Erſcheinung und Weltgewandtheit beim erſten Blick aufs angenehmſte auffielen. Sie hat ihrer künſtleriſchen Tätigkeit bei dem hier weilenden Moskauer Geſamtgaſtſpiel entſagt. So erfolgreich ihre ſchauſpieleriſche Laufbahn war, wurde ihr der Abſchied von den Brettern nicht ſchwer, weil ſie die Erfüllung einer neuen und höheren Lebensaufgabe vor ſich ſah. An dieſem Abend hatte ſie noch eine beſondere Miſſion zu erfüllen für diejenigen, die des Ruſſiſchen nicht mächtig waren. Sie ſpricht nämlich fließend und mit wenig bemerkbarem Akzent Deutſch, während Gorki erſt die Anfänge unſerer Mutterſprache beherrſcht, ſich aber feſt vorgenommen hat, ſie weiter zu erlernen.

Wir ſitzen an einer langen Tafel bei Tiſch und man plaudert. Da erhebt ſich Max Liebermann und ſpricht einige kluge und geiſtreiche Begrüßungsworte, die aller Feierlichkeit aus dem Wege gingen und gerade wegen ihres guten Humors die beſte Aufnahme finden und die Stimmung in Fluß bringen. Er behauptet, nicht zu wiſſen, ob die von Gorki geſchilderten Perſonen Ruſſen ſeien, aber er fühle, daß es ſich um Menſchen handle, die uns feſſeln und rühren. Er nennt die Kunſt nicht nur unbegrenzt, ſondern auch ohne Grenzen, ſpricht zunächſt, als ob er damit eine neue Wahrheit gefunden habe und ironiſiert ſich dann in liebenswürdiger Weiſe ſelbſt. Gorki verſucht, dem Redner die Worte von den Lippen abzuleſen und neigt ſich zu ſeiner ſchönen Nachbarin, die ihm die Überſetzung jedes Satzes ſchnell ins Ohr raunt. Zum erſtenmal ſcheint der Dichter dabei zu lächeln. Dann ſteht er ſelbſt von ſeinem Platz auf, bittet in ruſſiſcher Sprache um Entſchuldigung, daß er ſeinen Dank nicht deutſch ausdrücken könne, und entfaltet ein Manuſkript, deſſen charakteriſtiſche, große, vielfach durchſtrichene und verbeſſerte Züge man von weitem erkennen kann. Er lieſt es mit ſichtlicher Bewegung vor. Der ſchwere, tiefe Ernſt und die überlegene Einfachheit ſeines Weſens wirken bei dieſer Gelegenheit vielleicht noch ſtärker als bei ſeinem Erſcheinen im Theater und im Saal als Vorleſer.

Was er ſagte, war nichts weniger als eine Tiſchrede. Jeder Satz wirkte wie ein Hammerſchlag, der weithin dröhnte und im Herzen derer, die Ruſſiſch verſtanden, ein mächtig hallendes Echo fand. Es war vielmehr ein richtiges Manifeſt, das er erließ als Herrſcher in einem Reich von Gedanken und Empfindungen, das nur er überſah, ein Programm ſeiner Sorgen, Hoffnungen und Befürchtungen

für die Zukunft ſeines Vaterlandes. Er verglich die Kunſt, deren Vertreter ihn umgaben, mit den belebenden Wirkungen der Sonne und flocht dabei eine glitzernde Kette feiner Gedanken. Er erinnerte daran, wie Rußland der Schauplatz unerhörter Bedrückung geweſen ſei und wie infolgedeſſen auch die Literatur und Kunſt ſeines Vaterlandes den Widerſchein der daraus entſtandenen Kämpfe bilden mußten. Er gedachte der lebhaften Sympathien, die ihm Deutſchland, als ſein perſönliches Schickſal im Ungewiſſen hing, entgegengebracht habe, und erbat deſſen Hilfe für das ſchwere Ringen ſeines Vaterlandes, damit auch für Rußland ſonnigere Tage kommen. Seine matte Stimme gewann dabei an Kraft, man fühlte, wie jeder Satz die Frucht ſchwer geprüfter Lebenserfahrung iſt, wie ſehr die Gedanken an die Schickſale, die ſein Volk durchgemacht hat und die ihm noch bevorſtehen, ihn innerlich bewegten.

Der volle Eindruck dieſer kurzen bedeutungsvollen Rede entſtand aber erſt, als Frau Andrejewa ſie in fließender Rede deutſch wiedergab. Als der Dichter ſein ſchweres Zigarettenetui aus Elfenbein aus der Taſche holte und die bläulichen Rauchwolken in der Luft tanzten, entwickelte ſich noch eine längere, ungezwungene Unterhaltung, die in ihren vielſeitigen Wendungen nicht nur ruſſiſche Poeſie, Malerei und Muſik, ſondern auch die neueſten politiſchen Vorgänge berührte.

Anton Tſchechow.

Neben dem düſteren, aufbrauſenden Maxim Gorki, der ausſchließlich Ruſſe ſein und uns mit ſeinen Schilderungen der Not und Verkommenheit ergreifen oder rühren will, bildete der geſchmeidige und bewegliche Anton Tſchechow, der im Juli 1904 unerwartet ſchnell in Badenweiler an Herzſchwäche ſtarb, eine ebenſo intereſſante Erſcheinung in der zeitgenöſſiſchen ſlawiſchen Literatur. Jener zeigt uns den Weg zu einer Volksſchicht, aus der er ſelbſt hervorgegangen iſt und die ſich noch mehrere Stufen tiefer hinabzieht, als die arbeitenden Klaſſen ſie im Kampf um die Exiſtenz einnehmen. Bei ihm tönen die Leidenſchaften als dumpfes, unheimliches Rollen. Wir fühlen, wie der Boden unter uns erzittert. Er zwingt uns zu einer unaufhörlichen Wanderung durch eine „Stadt des Leidens" und verlangt, daß wir auch in den Ärmſten und Unglücklichſten unſere Brüder erkennen, an denen wir nicht kalt und lieblos vorbeigehen dürfen. Er iſt ernſt bis zum Furchtbaren, wahr bis zum Erbarmungsloſen, wild und zerriſſen wie das Element, das ihn zum Dichter geſtempelt hat.

Tſchechow iſt als Perſönlichkeit und Temperament nicht ſo ſtark und eigenartig wie Gorki, der eigentlich Pjeſchkow heißt und ſich ſein Pſeudonym nach dem ruſſiſchen Wort für „bitter" gebildet hat. Das Scharfe und Brennende ſeiner Schilderungen löſt ſich bei Tſchechow in einem viel weiteren Stoffgebiet auf. Es wird durch weſtliche Einflüſſe gemildert und entweder zur lächelnden Ironie oder zur anmutig ausgeführten Satire umgewandelt. Er kennt

die großen Städte wie die Provinz, die Melancholie der Steppe wie die Einsamkeit des Strandes, die Salons der reichen Leute wie die Hütten der Bauern. Von der Skizze und Novelle ist er zum Drama übergegangen und in seiner Heimat ein beliebter Theaterschriftsteller geworden. Rußland hat er nach allen Richtungen durchstreift. Er war sogar auf der Insel Sachalin an den Ufern des Stillen Meeres und hat dort das Leben der Verschickten und zur Zwangsarbeit Verurteilten in den Sträflingskolonien studiert. Größere Kompositionen und verschlungene Fabeln sind nicht seine Sache. Sein eigentliches Talent kommt in kleinen Erzählungen zum Ausdruck, die er mit feinen, charakteristischen Zügen durchführt. Er kann träumerisch und sentimental wie ein deutscher Romantiker werden und seine kurzen Sachen mit der geistreichen Anmut eines Franzosen gestalten. Gemahnt Gorki in dem dumpfen Ernst seines Wesens, der slawischen Ursprünglichkeit und Einseitigkeit zuweilen an Leo Tolstoi, so finden wir in Tschechow Züge, die an das Künstlertum Turgenjews erinnern, ohne daß man deshalb den beiden jungen russischen Schriftstellern das Recht der Persönlichkeit bestreiten darf.

Über Anton Pawlowitsch Tschechows Leben sind erst in der jüngsten Zeit genauere Angaben in die Öffentlichkeit gedrungen. Er ist ein Kind des Südens und am 17. Januar 1860 russischen Stils als Sohn eines leibeigenen Bauern — das Befreiungsmanifest Alexanders II. wurde erst ein Jahr später erlassen — in der kleinen Hafenstadt Taganrog am Asowschen Meer geboren. Seine Erziehung erhielt er zuerst in dem Gymnasium seiner Vaterstadt und dann auf der Universität in Moskau, wo er in die medizinische Fakultät eintrat. Die Kenntnisse, die er sich bei den Vorlesungen der Professoren und dem Besuch der Kli-

niken aneignete, hat er praktiſch nur gelegentlich verwertet. Schon als Student veröffentlichte er mehrere von ſeinen kleineren Erzählungen und ſchuf ſich damit eine Gattung, die er ſpäter zur Meiſterſchaft ausbilden ſollte. Aber er ſtieg als Schriftſteller ruhig und langſam empor. Sein Ruhm hatte nicht das Plötzliche und Glänzende wie bei Gorki, ſondern baute ſich aus vielen kleineren Erfolgen allmählich auf. Bis zum Jahre 1889 beſchränkte er ſich auf Erzählungen und Romane, um ſich dann bald der Bühne zuzuwenden, auf der er ſich alsbald ebenfalls den Rang eines erfolgreichen Autors zu erringen wußte. Sein ſchwankender Geſundheitszuſtand war die Urſache, daß er das rauhe Klima des Nordens vermied und ſich mit Vorliebe in der Krim aufhielt, um die weitere Entwicklung eines Lungenleidens zu verhindern, das ihn bedrohte. Mußte er das aufreibende Leben der Großſtadt fürchten, ſo wußte er trotzdem ſeinen Geſichtskreis nach allen Seiten zu erweitern und ſich nicht ins Kleine und Einſeitige zu verlieren. Gerade jetzt geht von ſeinen Schriften eine beſonders ſtarke Wirkung auf das ruſſiſche Publikum aus, da ſie als Beilage zu der populären illuſtrierten Wochenſchrift „Niwa“ („Die Flur“) erſcheinen.

Unter den deutſchen Überſetzungen der Erzählungen Tſchechows verdient vor allem die Ausgabe ſeiner „Geſammelten Werke“ genannt und empfohlen zu werden, die gegenwärtig bei Eugen Diederichs in Leipzig erſcheint. Dieſer Verlag erwirbt ſich um die Einbürgerung der modernen ausländiſchen Literatur bei uns ein hoch anzuſchlagendes Verdienſt, weil ſeinen Unternehmungen ein beſtimmter Plan zugrunde liegt und ihre Ausführung von Bildung und Geſchmack zeugt. Gegenüber der Schleuderware, die auf dieſem Gebiet leider immer noch den Büchermarkt über-

ſchwemmt, bevorzugt dieſe Firma Autoren, deren Schöpfungen einen wirklichen Gewinn für unſere literariſchen Anſchauungen bedeuten und uns das Empfindungsleben fremder Völker in neuem Licht zeigen.

Es dürfte ſchwer halten, die Weltanſchauung Tſchechows auf gewiſſe Formeln zurückzuführen, wie es namentlich von jüngeren ruſſiſchen Kritikern verſucht wird, denn er war in dem, was er erfaßte und dichteriſch wiedergab, von großer Beweglichkeit und wurde nicht ſo alt, daß er mit ſich und dem Leben in allen Stücken im reinen ſein konnte. Er war überhaupt keine Perſönlichkeit, die mit vorgefaßten Meinungen in die Wirklichkeit hineinſchaute und in ihr nur eine Beſtätigung beſtimmter Ideen ſuchte, ſondern ein Autor, der ſelbſt immer noch lernte und über ſich hinauszuwachſen ſchien. Nur in den Stimmungen, aus denen er ſeine Erzählungen geſchaffen hat, laſſen ſich verſchiedene Unterſchiede feſtſtellen und Anhaltspunkte für ſein perſönliches Empfinden erkennen. Als echter Dichter ſucht er vor allem nicht nur äußere Vorgänge darzuſtellen, ſondern die Seele der Menſchheit bloßzulegen, von deren Tun und Laſſen er uns berichtet, das Doppelleben auseinanderzuhalten, das ſie vor ſich ſelbſt und vor der Welt führen. Daraus entſteht der Zwang der Verſtellung, dem die meiſten im großen und kleinen unterworfen ſind, das Geheimhalten und Verſteckſpielen bei Empfindungen, die uns teuer ſind und doch aus irgend einem Grunde nicht verraten werden dürfen.

Die Novelle „Die Dame mit dem Hündchen" behandelt eine Liebesgeſchichte zwiſchen zwei verheirateten Leuten, die ſich in dem eleganten, an Unterhaltungen und Verlockungen ſo reichen Badeort Jalta am ſüdlichen Geſtade der Krim kennen lernen. Gurow iſt ein echter Moskowiter, in ſeinen Empfindungen leicht beſtimmbar und von weib-

lichem Einfluß abhängig, sympathisch und gutmütig. Seine Frau langweilt ihn und seinen Kindern glaubt er nichts zu entziehen, wenn er am Ufer des Schwarzen Meeres einmal auf verbotenen Wegen umherschweift. Der Erfolg wird ihm in diesem Fall leicht und doch macht er sich Vorwürfe, weil seine lebenslustige Freundin mit seltenem Geschick die Rolle einer kindlich ahnungslosen Seele spielt, die er verführt habe. Sie trennen sich gerührt, aber die Erinnerung an das Abenteuer, das er erlebt hat, verläßt Gurow nicht, und zu Weihnachten schützt er bei den Seinigen eine Reise nach Petersburg vor, um die Geliebte aufzusuchen. Er findet sie im Theater anscheinend außer sich vor Verlegenheit über das unerwartete Wiedersehen, aber sie ist so gefällig, ihn fortan in Moskau regelmäßig zu besuchen, wobei sie ihrem Mann einredet, daß sie dort wegen ihres Leidens einen Arzt konsultieren müsse. Weiter wird die kleine Geschichte von dem Dichter nicht ausgesponnen, der es seinen Lesern überläßt, sich die Verwicklungen auszudenken, die daraus entstehen können. Gurow wird als ein Charakter geschildert, der alles, worin er aufrichtig war und sich nicht selbst betrog, alles, was den Kern seiner Existenz ausmachte, im geheimen tat, während sein öffentliches Auftreten mit seiner Frau, seine Stellung an der Bank, seine Klubabende nur eine lügnerische Hülle waren, um die Wahrheit zu verstecken. Dabei schloß er von sich auf andere und meinte, daß jede persönliche Existenz auf dem Geheimnis beruhe, daß der Kulturmensch nervös besorgt sei, dies individuelle Innenleben, das er nicht aufdecken darf, zu wahren.

In Jalta spielt auch eine andere kleine Erzählung von Tschechow, die so elegant und geistreich ausgeführt ist, daß man fast an Maupassant erinnert wird, obwohl der Franzose im allgemeinen feiner und psychologisch tiefer er-

ſcheint als der Ruſſe. Aber in der „Plappertaſche" behandelt er ſein Thema mit reizender Ironie und ſo liebenswürdigem Humor, daß man ihm ebenfalls die Meiſterſchaft im kleinen zuerkennen muß. Worin das Pikante des Stoffes liegt, fühlt auch der Nichtruſſe bald heraus, während der Kenner der Krim ohne weiteres weiß, daß die hübſchen Tataren, die in Jalta vor den Hotels ſitzen, nicht nur gewöhnliche Führer in die Berge, ſondern oft auch die Kavaliere der Damen ſind, die ſich in ihren Schutz begeben. Die Geſchichte iſt faſt nur eine Skizze und beſteht aus einem Geſpräch zwiſchen einer Frau, die aus Jalta zurückgekehrt iſt, und ihrem Mann, einem Staatsrat, der ſie über ihre dortigen Erlebniſſe ausfragt. Sie plaudert mit kindlicher Unbefangenheit von den Herrlichkeiten des Badeortes und den Ausflügen in die Berge, behauptet aber, von den Skandalgeſchichten nichts zu wiſſen, die man ſich hinſichtlich der Tataren erzählt. Dabei gerät ſie in helle Entrüſtung über die Art, wie ſich ſelbſt ariſtokratiſche Damen dort benehmen, und rühmt ſich ihrer eigenen Zurückhaltung. Während ſie andere ſchlecht macht, redet ſie ſich aber ſelbſt um den Hals, indem ſie immer wieder auf ihren Suleimann zurückkommt. Der Ehemann kann unmöglich zweifeln, was dabei gemeint ſei. Aber kaum läßt er ein Wort über die ſchlechten Sitten in Jalta fallen, ſo wirft ihm die Frau ſeine unſaubere Phantaſie vor und weigert ſich ſchmollend, ihm fortan noch mehr von ihren Erlebniſſen in dem ſchönen Süden zu erzählen.

Überhaupt behandelt Tſchechow die Geſprächsform in allen Tonarten in vollendeter Weiſe und wendet ſie daher mit Vorliebe in ſeinen Erzählungen an. Spannend und drollig zugleich als Satire auf die Allwiſſenheit und den Dienſteifer junger Juriſten iſt „Das ſchwediſche Streichholz",

eine Novelle, die mit der Meldung in der Kanzlei des Amtshauptmanns beginnt, daß ein leichtſinniger Gardekornett ermordet ſei. Der Unterſuchungsrichter macht ſich mit ſeinem Gehilfen auf den Weg und ſtellt im Zimmer des Opfers die näheren Umſtände feſt. Aus den Spuren, die man findet, werden allerlei ſcharfſinnige Schlüſſe gezogen und dabei mehrere harmloſe Perſonen verhaftet, aus deren Geſtändniſſen ſich eine Anzahl drolliger Tatſachen ergeben. Schließlich ſoll ſogar die junge Frau des alten Amtshauptmanns die Tat verübt haben. Aber als man immer entſchiedener auf ſie einredet, um ihr ein Geſtändnis zu entlocken, führt ſie den Unterſuchungsrichter in das Dampfbad, wo ſie den Vermißten ſeit mehreren Tagen verſteckt gehalten hat. Sie erzählt dann ihrem Mann, daß man den angeblich Ermordeten bei einer fremden Frau gefunden habe, und der Amtshauptmann erinnert ſie daran, wie er immer geſagt habe, daß die Liederlichkeit zu nichts Gutem führe. In dieſem ſatiriſchen Ton iſt auch die Erzählung „Im Schlamm" gehalten, in welcher eine raffinierte Abenteuerin alle Künſte weiblicher Koketterie und Verſchlagenheit bei einem Offizier und deſſen Vetter anwendet, um ſich der Einlöſung einer Wechſelſchuld zu entziehen. Der Leutnant bekennt ſtotternd und errötend, daß er von der Gauerin hinters Licht geführt worden ſei, und ſein Vetter, ein verheirateter Gutsbeſitzer, will die unreife Jugend rächen und ſich in den Beſitz der Wechſel ſetzen. In Wirklichkeit gerät er aber in dieſelbe Lage, und ſeine Moral zeigt ſich als ſo brüchig, daß er ſpäter ſogar zu der ſchönen Sünderin zurückkehrt, wo er denn auch ſeinen Vetter wiederfindet. In dieſen Skizzen und Novellen wird das Erotiſche des Stoffes aus den Pariſer Salons und Klubs in die ruſſiſche Steppe, das Leben auf dem Lande und in

kleinen Städten übertragen. Es sind Mischlingserzeugnisse, die aus keinem ausgesprochenen Naturell und Geschmack hervorgegangen sind und den Übergang zu seinen nationalen Sittenschilderungen bilden.

In der Erzählung „Ein Duell" versetzt uns Tschechow nach dem Kaukasus, in einen Kreis von Menschen, die sich durch Beruf, Abstammung und Charakter aufs schärfste voneinander unterscheiden und sich doch bei den eigentümlichen Lebensbedingungen des Landes auf die Dauer nicht aus dem Wege gehen können. Dabei entstehen Annäherungen, die freundschaftlicher Natur zu sein scheinen und doch jeden Augenblick in gehässige Reibungen umschlagen, Leidenschaften, bei denen die Gegner sich leicht erhitzen, zur tödlichen Waffe greifen und sich ebenso schnell wieder versöhnen. Die „breite Natur" der Russen gerät auf diesem Boden, wo so viele Völkergruppen durcheinandergemischt sind, Existenzen zugrunde gehen und wieder in die Höhe zu kommen suchen, leicht ins Haltlose und Zerrissene. Man hat auf diesem Grenzgebiet zwischen Europa und Asien nicht so viel zu verlieren, wie in großen Städten und nimmt es daher mit der Moral und dem Leben überhaupt nicht so schwer. Mit leichten Strichen entwirft Tschechow eine Schilderung des Badelebens im Kaukasus, der schwülen Abende am Meere, der Spazierfahrten und Picknicks im Sommer am Fuß der Berge. Die Figuren, mit denen wir dabei Bekanntschaft machen, sind den verschiedensten Ständen entnommen und drehen sich in einem kleinen Kreis von Interessen, im Gegensatz zu der großen Natur, die sie umgibt, unruhig hin und her.

Die originellste Gestalt ist der Zoolog von Koren, für den die Menschen seiner Umgebung nicht mehr bedeuten, als seine Tiere und Präparate, und der sie nach wissen-

schaftlichen Grundsätzen beurteilt und abschätzt. Nach seiner Meinung sollte man Individuen, die infolge physischer oder moralischer Schwäche nicht leben können und daher den Übrigen lästig werden, einfach ausrotten. Die Menschheit ist ihm ein Laboratorium mit nützlichen und schädlichen Substanzen. Diese Theorie hat er sich namentlich im Hinblick auf einen Finanzbeamten, Lajewski, gebildet, der für ihn die Vereinigung aller schlechten menschlichen Instinkte bedeutet und von dem er meint, daß man ihn isolieren und ins Zuchthaus stecken müsse. In der Tat erscheint Lajewski auch dem Leser als ein bis auf Blut und Knochen verkommener Mensch. In seiner unbedeutenden Stellung als Beamter hat er es fertig bekommen, einem seiner Freunde die Frau nach dem Kaukasus zu entführen, wo er nun ein trauriges Dasein führt. Der Liebesroman hat in der Dürftigkeit seiner Existenz schon längst ein prosaisches Ende gefunden. Er sucht nach einer Gelegenheit, die unbequemen Fesseln wieder abzustreifen und nach dem europäischen Rußland zurückzukehren. Da er sich beständig in Geldverlegenheiten befindet, fällt er seinen Freunden zur Last. Nicht besser als er ist aber auch seine Geliebte, die ihn mit einem Offizier betrügt und dem Kaufmann, dem sie für ihre Garderobe Geld schuldet, zärtliche Blicke zuwirft.

Zwischen dem pedantisch ernsten Zoologen, den angeblich die Deutschen verdorben haben, und dem leichtfertigen Beamten steht in einer vermittelnden Rolle der Militärarzt Samoilenko, ein echt russischer Typus, der in seiner Wohnung einen Mittagstisch eingerichtet hat, da es in der Stadt kein einziges Gasthaus gibt. Bei einer solchen Gelegenheit bricht der Konflikt aus. Lajewski, der sich die Moralpredigten seiner Freunde und vor allem den Spott des Zoologen nicht gefallen lassen will, dient ihm mit schar-

sen Worten und wird dafür zum Zweikampf gefordert. Nun tritt in der Handlung eine überraschende Wendung ein. Der Gedanke an den Ernst der Situation macht Lajewski plötzlich zu einem bessern Menschen. Er verbringt die Nacht vor dem Duell damit, daß er an seine Mutter schreibt und sich über das Inhaltslose und Verwerfliche seines Lebens Klarheit verschafft. Das Duell, dessen Vorbereitungen ausführlich geschildert werden, verläuft unblutig. Lajewski wird davon so gerührt, daß er seine Geliebte, deren Mann inzwischen gestorben ist, heiratet und vom Morgen bis in die Nacht fleißig arbeitet und spart, um seine Schulden zu bezahlen. Als von Koren aus dem Kaukasus abreist, unterläßt er nicht, sich von seinem früheren Gegner und dessen Frau herzlich zu verabschieden.

Tschechow kann aber auch harmlosen Humor ohne alle Schärfe entwickeln und Gemütssaiten anschlagen, die in unserem Empfinden rein nachklingen. Ohne gerade bedeutend zu sein, ist die Novelle „Kaschtanka" doch hübsch erzählt. Es handelt sich um einen Hund, der wegen seiner braunroten Farbe diesen Namen erhalten hat, nach dem russischen „Kaschtan" — „Kastanie". Das Tier hat sich verlaufen, als sein Herr, ein Tischler, beim Besuch von Kunden mit einem tüchtigen Rausch nach Hause wankte. Der halbverhungerte Hund wird von einem Dresseur zu sich genommen und aufgefüttert. Zu seiner Verwunderung erblickt der Vierfüßler in dem Zimmer einen Kater, einen Gänserich und eine Sau, die allerlei Kunststücke machen müssen, wie sie nicht einmal sein Herr, der oft grausamen Spaß mit ihm trieb, jemals von ihm verlangt hatte. Tschechow erzählt nun, was in der Phantasie des Hundes alles vorgeht, wie er seine Umgebung beobachtet und sie mit seinem früheren Aufenthalt bei dem Tischler vergleicht.

Endlich wird auch er von dem Dreſſeur auf ſeine Begabung geprüft und das Reſultat iſt ein ſo gutes, daß er alsbald mit ſeinen Stubenkameraden im Zirkus zum Auftreten kommt. Der Herr verkleidet ſich als Clown und führt mit dem Hund allerlei Kunſtſtücke vor. Aber plötzlich wird von der Galerie „Kaſchtanka!“ gerufen. Das Tier erkennt die Stimme ſeines Herrn, ſpringt über die Barriere hinweg, klettert die Treppen des Zuſchauerraumes empor, ſucht ſogar im Sprung eine Wand zu nehmen und kehrt zu dem Tiſchler zurück, der, obwohl wiederum angeſäuſelt, nun vorſichtiger mit ihm nach Hauſe geht.

Eine andere Hundegeſchichte, der aber ein ernſter, ſymboliſcher Gedanke zugrunde liegt, iſt „Bleßkopf“. Das treue Tier wird von einer hungrigen Wölfin ſtatt eines Lammes aus dem Stall geraubt und ſpielt eine Weile mit den Wolfsjungen, bis es rechtzeitig zurückkehrt, um einen zweiten Einbruch der Wölfin zu verhindern. Zum Lohn dafür bekommt der Hund aber von dem Waldhüter Schläge, weil dieſer annimmt, daß er nur aus Eigenſinn, anſtatt durch die Tür zu gehen, durchs Dach in den Stall geklettert ſei. Die großen Diebe läßt man laufen und die Unſchuldigen werden beſtraft. Immer deutlicher erkennt man, wenn man ſich mit den Schriften Tſchechows näher beſchäftigt, wie auch dieſer Dichter trotz aller Einflüſſe, die er vom Weſten in ſich aufgenommen hat, aus dem echt ruſſiſchen Leben hervorgegangen und beſtrebt iſt, es in der Mannigfaltigkeit ſeiner Erſcheinungen und Kämpfe zu ſchildern und das letzte wenigſtens ahnen zu laſſen, wenn er ſich ſcheut, es beim rechten Namen zu nennen.

Zu den ſtimmungsvollſten Erzählungen Tſchechows, von denen mehrere noch nicht in deutſcher Sprache vorliegen, gehört die „Steppe“, die eine Reihe reizender Natur-

bilder aufrollt und auch bei der Schilderung der Menſchen eine ungewöhnliche Beobachtungsgabe verrät. Das Charakteriſtiſche der ruſſiſchen Heide wird darin lebendig während einer längeren Fahrt in einer jener altmodiſchen Halbkaleſchen ohne Federn, die fürchterlich knarren und die Reiſenden durchrütteln, aber in dem Rufe ſtehen, daß man mit ihnen ſicher vorwärts kommt. Ein Kaufmann und ein Pope ſind in Geſchäften unterwegs, um Wolle zu veräußern, und benutzen die Gelegenheit, um den kleinen Jegor, den Neffen des erſteren, aufs Gymnaſium zu bringen. Der neunjährige Knabe ſitzt neben dem Kutſcher mit verweintem Geſicht, als die Stadt mit ihren Häuſern immer weiter zurückweicht und ſchließlich kaum noch die Spitze der Kirche zu ſehen iſt. Es handelt ſich um eine mehrtägige Fahrt durch die Steppe, die ſich endlos ausdehnt wie das Meer. Der Onkel, der mit ſeinem raſierten Geſicht und ſeiner Brille wie ein Beamter ausſieht, und der Geiſtliche, der den Jungen auf den Nutzen der Bildung hinweiſt, ſind ein paar prächtig gezeichnete Figuren. Die Ausfahrt beginnt an einem warmen, ſchönen Julimorgen, und im Nu huſchen die verſchiedenartigſten Eindrücke an uns vorüber, die ſanft anſteigenden Hügel und die weite, dünn bewachſene Ebene, ein paar Mühlen, eine Schar ſchnell aufflatternder Vögel, eine Herde Schafe. Mittags wird die erſte Station gemacht und ein Imbiß eingenommen. Wegen der großen Hitze verſinkt die ganze Geſellſchaft in tiefen Schlaf. Jegor hat inzwiſchen ſeine Tränen getrocknet und zwiſchen Wachen und Träumen empfindet er das Spiel der Sonne, die Bewegung der Luft, das leiſe Summen und Singen, das ihn umgibt.

Dann geht es weiter bis zum Abend, wo die Kaleſche eine Poſtſtation erreicht. Der jüdiſche Gaſtwirt Moſes

empfängt die Reiſenden und ſucht ſie gefällig und geſchwätzig bei ſich aufzuhalten. Eine vornehme Dame begegnet ihnen und nimmt Anteil an dem Knaben. Da die Nacht ſchön und vom Mond erhellt iſt, beſchließt man, die Reiſe fortzuſetzen, und nun verändern ſich die Eindrücke bei den langen Schatten, die über den Weg fallen, in das Phantaſtiſche und Geſpenſtiſche. Unterwegs trifft man auf eine jener Warenzüge (Oboſen), die zu den charakteriſtiſchen Erſcheinungen der Steppe gehören. Der Kaufmann und der Pope haben einen anderen Weg und bitten den Führer der Karawane, den Knaben zu ſich zu nehmen, bis ſie an einem andern Punkt ſpäter mit ihm wieder zuſammentreffen. Jegor wird auf einen der hochbeladenen Wagen hinaufgehoben und erfreut ſich nun des weiten Ausblicks, den er genießt. Alles ſcheint ihm rieſenhaft und unermeßlich. Erinnerungen an alte Geſchichten und Sagen ſteigen bei ihm auf. Beim Sonnenaufgang kommt man in bewohnte Gegenden und die Fuhrleute ſteigen von den Wagen herunter, begeben ſich an das Ufer eines Fluſſes, um Fiſche und Krebſe zu fangen. Feuer werden angezündet und im Keſſel kocht die Mahlzeit. Während des Schmauſes beginnt eine allgemeine Unterhaltung über das, was dieſer und jener Seltſames zu wiſſen oder erlebt zu haben glaubt. Jegor nimmt alles, was er hört und ſieht, mit kindlichem Intereſſe in ſich auf, denkt an das Elternhaus und an ſeine Zukunft. Unglaubliche Dinge von Räubern und Mördern, welche Reiſende überfallen und totſchlagen, gehen von Mund zu Mund. So wird dieſe Nacht ebenſo originell wie die vorige durchlebt.

Tſchechow hat auch ein tüchtiges Unwetter mit Sturm und Regen, Donner und Blitz in die Darſtellung hineingezogen, um die Steppe nicht nur von der gemütlichen,

ſondern auch von der ſchauerlichen Seite zu ſchildern. Dabei erkrankt der kleine Jegor, aber die Folgen ſind nicht ernſter Natur. In der Stadt trifft er mit ſeinem Onkel und dem Popen wieder zuſammen. Sie bringen ihn zu einer Verwandten, die ſich vor Rührung nicht zu laſſen weiß, als ſie den Knaben erblickt, der nun das Gymnaſium beſuchen wird. Aus vielen kleinen, liebevoll beobachteten Zügen hat der Dichter in dieſer Erzählung ein Stück Natur- und Volksleben entſtehen laſſen, das ſich dem Leſer unvergeßlich einprägt. Tſchechows Liebe zur Heimat erſcheint darin tief und urſprünglich, und ſeine Beobachtungsgabe der Menſchen iſt ſo mannigfaltig und treffend, daß man den Eindruck einer reinen künſtleriſchen Schöpfung gewinnt. Das Ideal für dergleichen Schilderungen bleibt allerdings immer das unvergleichliche Jugendwerk von Turgenjew „Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers", die für das Verſtändnis der ruſſiſchen Natur- und Volksſeele geradezu von epochemachender Bedeutung wurden. Aber Tſchechow kommt dieſem Muſter vielfach nahe und hat ſich mit der Figur des Schulknaben, in deſſen Phantaſie all die wechſelnden Bilder lebendig werden, einen glücklichen Rahmen für ſeine eigenen Skizzen gebildet, aus denen uns der Charakter der Steppe und das Leben in ihr anſchaulich entgegentreten.

Ein gewiſſes Aufſehen machte die im Jahre 1897 erſchienene Erzählung „Die Bauern" wegen der unerbittlichen Schärfe, mit welcher darin die Armut und Verkommenheit eines Dorfes geſchildert werden. Die Geſchichte iſt kurz gefaßt und verläuft wie ein kleines Drama. Jeder Zug hebt etwas Charakteriſtiſches treffend hervor, wir erblicken die Menſchen und die Umgebung, in der ſie wie Tiere hauſen, in voller Lebendigkeit vor uns. Stadt und Land

ſtehen ſich darin unverſöhnlich gegenüber, und die Menſchen, die zwiſchen beiden hilflos hin und her geworfen werden, ſind mitleiderregende Opfer von Zuſtänden, die zum Himmel ſchreien. Jeder Beſucher Moskaus kennt das Gaſthaus „Slawjanskij Bazar“ mit dem ungezwungenen Leben, das in ſeinem Frühſtücksſaal ſich zwiſchen Einheimiſchen und Fremden abſpielt. Einer der Kellner dieſes Hotels muß wegen Krankheit ſeine Stellung aufgeben und beſchließt, mit Frau und Kind in ſein Heimatdorf überzuſiedeln, weil er ſich des Sprichworts erinnert, daß „einem zu Hauſe die Wände helfen“. Aber was ihm früher gemütlich und bequem erſchien, kommt ihm jetzt eng und ſchmutzig vor. Das erſte, was ihm begegnet, iſt ein kleines Mädchen, das infolge der empfangenen Schläge taub geworden iſt. Nun kommen die andern vom Kornſchneiden nach Hauſe, die verkrümmten, zahnloſen Eltern Nikolais, ſeine betrunkenen Brüder und keifenden Schwägerinnen, die ſich in dem ſchmalen Raum zuſammendrängen, während auf der Ofenpritſche, in den Ecken und Wiegen die Kinder umherliegen. Widerwärtig iſt das Geſpräch, ſchmutzig die Nahrung, roh die Geſinnung, die alle beherrſcht. Nikolais Frau denkt an Moskau, wo ſie als Stubenmädchen gedient hatte, und vergleicht die herrliche Stadt mit den vierzig mal vierzig Kirchen, die großen ſteinernen Häuſer und die vornehmen Herrſchaften mit den verfallenen Holzbuden und den häßlichen Menſchen dieſes Dorfes. Der Gottesdienſt in der Kirche, die Luſtbarkeit der Bauern am Sonntag werden uns geſchildert und die einzelnen Figuren im Geſpräch charakteriſtiſch vorgeführt. In der Nacht bricht eine Feuersbrunſt aus und ein Student hilft bei den Löſcharbeiten. So traurig und gottverlaſſen iſt dies Leben auf dem Dorf, daß die Alten ſich die Zeit der Leibeigenſchaft zurück-

wünſchen, in der alles geordneter und beſſer war. Dann kommt der Landpolizeimeiſter, um die rückſtändigen Steuern einzufordern und den Bauern ihre letzte Habe bis auf den Samowar fortzunehmen, mit dem ſie nach ruſſiſchen Begriffen gewiſſermaßen die Ehre ihres Hauſes hingeben. Und aus den Wirtshäuſern ertönen fortwährend die Stimmen von Betrunkenen, die ihre Frauen prügeln, wenn ſie nach Hauſe gehen. Wird jemand krank, ſo läßt man irgend einen Pfuſcher kommen, der die Patienten ſchnell ins Jenſeits hinüberbefördert. So ſtirbt auch Nikolai an der Pferdekur, die man mit ihm vornimmt. Beim Beginn des Frühlings beſchließt ſeine Frau, mit der Tochter wieder nach Moskau zurückzukehren und ſich dort als Stubenmädchen zu verdingen, denn ſie findet, daß die Menſchen in dieſem Dorf ſchlechter als das Vieh leben, von Habſucht, Unſittlichkeit und Trägheit angefreſſen ſind und von jedem Staats- und Gutsbeamten wie Vagabunden behandelt werden. Mit ihrem Kinde wandert die Frau ohne alle Mittel von dannen, bis ſie zu einem großen Kirchdorf kommt, wo beide unter den offenen Fenſtern ſtehen bleiben und die Einwohner um Chriſti willen um ein Almoſen bitten.

Bei den dramatiſchen Arbeiten, die wir von Tſchechow beſitzen, laſſen ſich zwei verſchiedene Gefühlsſtrömungen unterſcheiden. Die eine verſenkt ſich in unbefriedigte und nutzloſe Selbſtquälerei mit tragiſchen Epiſoden, die durch Pulver und Blei entſchieden werden. Die andere iſt überſchäumend drollig und ſucht den Ernſt des Lebens durch poſſenhafte Anwandlungen des Temperaments in Vergeſſenheit zu bringen. Das vieraktige Drama „Drei Schweſtern", das in Rußland oft geſpielt wurde, geht in einer Gouvernementsſtadt vor ſich und ſchildert das traurige Los einer Familie, die mit ſich und der Welt zerfallen iſt, aus be-

ſchränkten Verhältniſſen ſich aufraffen möchte und doch nicht imſtande iſt, ihre verzweifelte Lage durch irgendwelchen Entſchluß zu ändern. Von den drei Schweſtern iſt Maſcha mit einem Gymnaſialprofeſſor verheiratet, den ſie anfänglich für einen bedeutenden Gelehrten hielt, bis ſie in der Ehe das Verbohrte und Nichtsſagende ſeines Weſens durchſchaute. Irina wurde, um ſich ſelbſtändig zu machen, Telegraphiſtin und erhielt dann eine Anſtellung beim Magiſtrat. Sie fühlt, daß ſie ſich um den Genuß des Lebens betrogen habe, von Jugend und Glück Abſchied nehme und der Zukunft wie einem Abgrund entgegengehe. Ebenſo unbefriedigt fühlt ſich Olga, die ihre Kräfte als Lehrerin an einem Gymnaſium aufzehrt. Alle drei ſchwärmen von Moskau und fühlen ſich von dem geiſttötenden Leben in der Provinz bis zur Unerträglichkeit bedrückt. In die Öde dieſes Familienlebens kommt ein friſcher Zug durch die Offiziere eines Regiments, das dort im Quartier liegt. Es beginnt ein Kreuz und Quer von unklaren, ſchnell angeknüpften und ebenſo raſch wieder abgeriſſenen Empfindungen zwiſchen dem bunten Rock und dieſen Damen, die in Wahrheit nicht wiſſen, was ſie wollen. Ein ſonderbarer Kauz, ein Beamter der Landſchaft, der wenigſtens vorübergehend aus ſich herausgeht und eine Frau findet, beleuchtet die jämmerlichen Zuſtände in der Stadt, die trotz ihrer hunderttauſend Einwohner ſeit Menſchengedenken nicht ein einziges bedeutendes Talent auf irgendwelchem Gebiet hervorgebracht hat, in dem man nur ißt und trinkt, ſchläft und ſtirbt, wo die Frauen ihre Männer betrügen und dieſe ſo tun, als ob ſie nichts ſehen. Die Erläuterung dieſer Philoſophie enthält die Handlung des Stückes in vielen abgeriſſenen und nicht genügend motivierten Szenen. Im dritten Akt iſt von einer Brandſtiftung in der Nähe des Hauſes die Rede, als Sinn-

bild der allgemeinen Zerstörung, die in den Gemütern der Menschen hervorgerufen wird. Endlich ist Irina bereit, einen der Leutnants, ohne daß sie ihn liebt, zu heiraten, aber dieser wird plötzlich im Duell erschossen. Während die Soldaten mit den Offizieren unter klingendem Spiel aus der Stadt ziehen, suchen die drei Schwestern in Entsagung und Arbeit den Jammer ihrer Existenz zu vergessen.

Dem, was wir unter einem Theaterstück verstehen, kommen die vier Akte des „Onkel Wanja" noch am nächsten, die Tschechow als „Skizzen aus dem Landleben" bezeichnet. Ein älterer Gelehrter, Serebriakoff, der sich mit Studien über Ästhetik und Kunst beschäftigt, in Wahrheit aber niemals etwas Originelles geleistet hat und durch seinen Dünkel und Egoismus die Umgebung tyrannisiert, hat sich, um billiger leben zu können, aufs Land zurückgezogen, während seine zweite Frau ihm ihre Jugend opfert. Unter seinem Despotismus leidet am meisten der herzensgute Bruder seiner ersten Frau, Onkel Wanja, der mit seiner Mutter und seiner Nichte ein Leben der Entbehrung führt. Um dem Professor alle Sorgen abzunehmen, hat er dessen Gut selbst verwaltet und alle Erträgnisse gewissenhaft an ihn abgeliefert. Der mürrische, aufgeblasene und kränkelnde Gelehrte fühlt sich von dem Leben auf dem Land allmählich angeödet und beschließt, wieder in die Stadt zurückzukehren. Bei einer Familiensitzung, die er einberuft, erklärt er seine Absicht, das Gut zu verkaufen, und bedenkt dabei nicht, daß es seiner Tochter Sonja aus seiner ersten Ehe gehört. Über diese unerhörte Undankbarkeit gerät Onkel Wanja in eine Wut, in welcher er sich selbst nicht mehr kennt, dem Professor seine fadenscheinige Wissenschaft vorwirft, ihn seinen erbittertsten Feind nennt und mit drohender Miene das Zimmer verläßt. Nun braust

aber auch der alte Serebriakoff auf und erklärt seinen Schwager für einen Verrückten, mit dem er nicht länger unter einem Dache wohnen könne. Vergebens sucht ihn Sonja zu beruhigen und an die Opfer zu erinnern, welche ihm die Verwandten gebracht haben. Onkel Wanja verfolgt den Professor und feuert seinen Revolver auf ihn ab, ohne ihn zu treffen. Im letzten Akt bereut er, was er im Gefühl gerechter Empörung getan hat und denkt sogar daran, durch ein Fläschchen mit Morphium, das er einem Arzt entwendet, seinem Leben ein Ende zu machen. Während der Professor und seine Frau nach der Stadt abreisen, tröstet Sonja ihren Onkel über das Unrecht, das ihm widerfahren ist, und beide setzen ihr Leben voll Entsagung und Aufopferung für ihre Verwandten fort. In dem geduldigen Ertragen von Prüfungen und ruhiger Arbeit sehen sie das wahre Glück. Die düstere, qualvolle Stimmung, die über dem Stück brütet, drückt der Arzt in folgenden Worten aus: „Wir haben es hier mit der Entartung infolge eines über die Kräfte gehenden Kampfes mit der Natur, des Kampfes ums Dasein zu tun. Es ist eine Entartung aus Gleichgültigkeit, aus Unbildung, aus vollständigem Mangel an Selbstbewußtsein, wo der frierende, hungrige, kranke Mensch, um seine Kinder zu retten, instinktiv und unbewußt nach allem greift, was nur seinen Hunger stillen und ihn erwärmen könnte, alles zerstört, ohne an den nächsten Tag zu denken . . .“ Ein paar echt russische Figuren, wie der verarmte Gutsbesitzer Telegin und die Kinderwärterin Marina, geben diesem Drama, das in der Handlung straffer, in der Charakteristik einleuchtender ist als die übrigen Stücke von Tschechow, das entsprechende nationale Kolorit.

Am wenigsten werden deutsche Leser zu dem dritten

Drama „Die Möwe“ in ein näheres menſchliches Verhältnis kommen. Wir befinden uns wieder auf dem Lande, wohin ſich eine namhafte aber bereits alternde Schauſpielerin zurückgezogen hat. In ihrer Geſellſchaft hält ſich ein bekannter Schriftſteller und Erzähler auf, der in einer faſt drei Seiten langen Rede auseinanderſetzt, wie ſchwer es ihm geworden iſt, zur Anerkennung zu kommen, wie er ſich namentlich früher quälen mußte und wie die Leute trotz aller Erfolge nach ſeinem Tode ſagen werden, daß ſeine Arbeiten doch ſchlechter als die von Turgenjew waren. Im erſten Akt haben wir uns hinter der Szene eine Liebhaberbühne zu denken, auf welcher der Sohn der Schauſpielerin ein dilettantiſches Machwerk aufführen läßt. Dieſer unglückliche Halbdichter verliebt ſich in ein junges Mädchen, auf das ſich der Titel des Stückes bezieht. Nina, die Tochter eines reichen Gutsbeſitzers, möchte wie eine Möwe aufflattern, die Welt aus der Höhe des Lebens betrachten und Gefahren beſtehen. Sie beginnt als Schauſpielerin eine nicht erfolgloſe Laufbahn, und als ſie wieder aufs Land zurückkehrt und den Neid ihrer älteren Kollegin erregt, ſpricht ihr deren Sohn von ſeiner unglücklichen Leidenſchaft und erſchießt ſich, als er bemerkt, daß ſeine Empfindungen unerwidert bleiben. Dies Stück iſt wieder ſkizzenhaft und zerriſſen durchgeführt, ohne Klarheit in der Kompoſition und reich an Abſchweifungen, die das Intereſſe an dem eigentlichen Thema abſchwächen. In der ruſſiſchen Ausgabe der Dramen Tſchechows befinden ſich noch zwei Bühnenſcherze in einem Akt, „Der Bär“ und „Der Heiratsantrag“, von denen der erſte auch auf deutſchen Bühnen einige Male geſpielt worden iſt. Im „Bären“ wird eine junge, hübſche Witwe von ihrem Gläubiger, der ſich wie ein richtiger Steppenſohn benimmt, hart bedrängt. Da ſie

ſich ſeiner plumpen Derbheit nicht anders zu erwehren weiß und ihm auch ihr Zimmer verbietet, ohne den tollen und tobenden Menſchen loszuwerden, beleidigt ſie ihn mit ſcharfen Worten. Ein verrücktes Duell zwiſchen dem Gutsbeſitzer und der Witwe wird verabredet, wobei es ſich natürlich herausſtellt, daß ſich beide lieben und heiraten wollen. Vielleicht hätte ſich Tſchechow noch einmal zu einem tüchtigen Luſtſpieldichter entwickelt, denn der Humor, der in dieſen kleinen Arbeiten ſteckt, ſcheint uns in vieler Beziehung erfreulicher zu ſein, als der trübe, peſſimiſtiſche Dunſt ſeiner ernſten Dramen.

Auch das Werk, das Tſchechow über die Inſel Sachalin veröffentlichte, iſt bisher noch nicht ins Deutſche überſetzt worden. Der Dichter machte die Reiſe dorthin im Sommer 1890 zuerſt auf dem Amur und dann auf dem Dampfer „Baikal", um die Anſiedelungen, welche die Ruſſen zuerſt mit gemeinen, dann mit politiſchen Verbrechern ſeit 1880 auf dieſer Inſel bevölkerten, im einzelnen zu beſchreiben. Es ſind Reiſenotizen, die der Autor mit ſichtlichem Fleiß und ohne Voreingenommenheit zuſammengetragen hat, um ſeinen Landsleuten ein Bild von den dortigen Zuſtänden zu geben, die von Jahr zu Jahr eine immer größere Bedeutung erlangen, da Sibirien allmählich ſeine Sträflinge nach Oſten bis an die Ufer des Stillen Meeres abſchieben ſoll. Seit dem genialen Werk von Doſtojewski „Aus einem tollen Hauſe" liegt darüber eine immer mächtiger anſchwellende Literatur in Geſtalt von Reiſeſchilderungen und Erzählungen vor. In dieſer Flut iſt das Buch von Tſchechow trotz der vielen guten Beobachtungen, die wir darin finden, wenn nicht untergegangen, ſo doch fortgeſchwemmt und nicht ganz nach Verdienſt beachtet worden. Das Werk von L. Melſchin „Aus der Welt der Ausgeſtoßenen", deſſen Held zu jahrelanger Zwangsarbeit ver-

urteilt war und nun über die Einrichtungen der Gefängnisse und Ansiedelungen, sowie über das Seelenleben der Sträflinge ausführlich berichtet, ist jedenfalls bei seinem Erscheinen im Jahre 1896 von der russischen Presse viel mehr besprochen und höher eingeschätzt worden. Gegenwärtig dürfte jedoch die gesamte Literatur über Sachalin durch das soeben vollendete große dreibändige Werk von Doroschewitsch, das auf den eingehendsten Studien beruht und Aufschlüsse überraschender Natur über das Leben der „Unglücklichen" auf der Insel enthält, überholt worden sein.

Tschechows Begabung wird durch einen nervösen Zug zum kurz Angebundenen und Skizzenhaften geschädigt, der sich in vielen von seinen Schriften bemerkbar macht. Er wirft oft leichtsinnig die schönsten Sachen weg, aus denen ein harmonischer Künstler namentlich in kleinerem Rahmen wirkliche Kabinettstücke im Sinne der Franzosen gemacht hätte. Wahrscheinlich hing diese Neigung, seine Stoffe zerbröckeln zu lassen, mit der Vielseitigkeit seines Talents zusammen, das sich nicht auf ein einzelnes Gebiet beschränken, sondern die Summe des modernen russischen Lebens in eindrucksvollen Bildern wiedergeben wollte. Auch sein körperliches Befinden mit den verdrießlichen Stimmungen, denen er durch sein Brustleiden unterworfen war, erklärt diese Kurzatmigkeit in vielen seiner Novellen. Aber Tschechows Schriften sind für die Kenntnis russischer Zustände in der Gegenwart, für die Beurteilung der Schwingungen, die sich im gesellschaftlichen Leben bemerkbar machen, sowie des individuell Slawischen unentbehrlich. Um so lebhafter ist unser Bedauern, daß sein früher Tod ihn daran hinderte, an innerer Kraft zu wachsen, zu einer wahrhaft harmonischen Entwicklung zu gelangen und eine noch höhere Stufe der Künstlerschaft zu ersteigen.

Iwan Turgenjew in seinem französischen Briefwechsel.

Seit dem Herbst 1883 ruht Iwan Turgenjew auf dem Wolkowskij-Kirchhof in St. Petersburg, im Südosten der Stadt, wo sich über einem einfachen Grabmal neben der Kirche seine Bronzebüste von sprechender Ähnlichkeit erhebt. Seine Skizzen, Novellen und Romane gehören der Weltliteratur an und sind uns ebenso wertvoll als poetische Kunstwerke, die überall verstanden werden, wie als Äußerungen des slawischen Geistes in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Erst durch seine Schriften haben wir ein tieferes Verständnis gewonnen für die Eigenart der russischen Nationalität, für die treibenden Kräfte und Strömungen, die ihr geistiges Leben bestimmen. Diese Dichtungen bildeten das Tor, durch welches die neueren Erzähler des Zarenreiches und mit ihnen die stammverwandten Maler und Musiker westlich vordrangen, um mit ihren Schöpfungen zu einem wichtigen Teil unseres ästethischen Empfindens zu werden. Turgenjew nimmt in Rußland unbestritten den Rang eines Klassikers ein, der in seinem Naturgefühl, seinem Verständnis für die geheimsten Regungen der Menschenbrust und seiner Behandlung der Sprache von keinem Nachfolger übertroffen worden ist. Aber seine Wirkung auf die breiten Schichten der Bevölkerung gleicht einem Ringe, der in sich abgeschlossen ist, während die literarische Tätigkeit des Grafen Tolstoi

immer neue Bewegungen hervorruft, weil sie nicht ausschließlich künstlerischen Ursachen entspringt, sondern den dumpfen Gärungen der religiösen Empfindung und des sozialen Fortschritts Ausdruck verleiht. Der Einsiedler von Jasnaja Poljana erscheint dem gegenwärtigen Geschlecht als der reine, unmittelbare Vertreter der Kraft, die der russischen Gesellschaft in unseren Tagen in Kopf und Herz zuckt, als unerbittlicher Kritiker dessen, was in den modernen Zuständen morsch und veraltet ist, als begeisterter Prophet einer Weltordnung, die unsere Schmerzen lindern und unsere Hoffnungen auf eine gerechtere Verteilung geistiger und materieller Güter erfüllen soll. Tolstoi hat uns sowohl in seinen persönlichen Äußerungen wie in den Wirkungen seiner Schriften mannigfache Überraschungen gebracht. Turgenjew ist dagegen eine literarische Erscheinung, mit der wir uns immer wieder beschäftigen, über die aber das Urteil in allem Wesentlichen feststeht. Es hängt daneben auch mit den Sprüngen und Launen des Geschmacks, mit der Sucht, von etwas Neuem und Überraschendem angeregt zu werden, mit dem Zauber des Mystischen und Halbverstandenen zusammen, wenn er in der öffentlichen Beachtung von seinem früheren Gutsnachbar im Orelschen Gouvernement zurückgedrängt wurde. Die Naturschilderungen im „Tagebuch eines Jägers" und die originellen Typen, die darin verarbeitet sind, suchen in bezug auf Duft und Glanz, Farbe und Stimmung, sowie auf unfehlbare Richtigkeit aller Einzelheiten noch jetzt ihresgleichen. Novellen, wie „Erste Liebe" und „Frühlingsfluten", sind Meisterstücke der Seelenanalyse, wie sie nur einem Dichter von unvergänglicher Bedeutung gelingen. Man nimmt sie nach Jahren zur Hand und sie erscheinen immer wieder neu. Man liest sie und glaubt dabei die

Hand auf ein klopfendes Herz zu legen. Und wer könnte bestreiten, daß die sozialen Romane des Dichters, „Väter und Söhne", „Rauch" und „Neuland" ebenso sehr der Kulturgeschichte Rußlands als unentbehrliche Dokumente wie als Meisterwerke der Erzählung der modernen Poesie angehören?

Iwan Turgenjew hat das Russentum in den Augen der Welt so weit gehoben und geistig so allseitig durchdrungen, daß es überall verstanden werden konnte. Er war so ganz und gar Russe, daß sich in seinen Werken keine Zeile findet, die in einer anderen als seiner Muttersprache niedergeschrieben wurde. Entstanden gelegentlich Zweifel, ob es sich damit wirklich so verhalte, so beantwortete er Fragen, die deshalb an ihn gerichtet wurden, mit einer gewissen Empfindlichkeit, weil es ihm völlig unbegreiflich war, wie ein echter Dichter seine Seele in die Ausdrucksmittel verschiedener Nationalitäten hineinlegen könne. Er beherrschte in den Lauten, die er von seiner Kindheit her vernommen, die feinsten Unterschiede des Klangs und Sinnes mit einer Meisterschaft, wie vielleicht kein zweiter russischer Schriftsteller seit den Tagen Puschkins. Aber gerade deshalb konnte er die Schwierigkeiten, in einer reich entwickelten Sprache individuelles Denken und Fühlen klar und anschaulich wiederzugeben, ohne ihr die Kraft und Wärme, das Weiche und Entwickelungsfähige des Lebendigen zu nehmen. In seinen „Gedichten in Prosa", denen er als Erzeugnis seiner Altersweisheit den Nebentitel „Senilia" gegeben hat, ist von ihm die Schönheit der russischen Sprache so schwärmerisch gepriesen worden, daß er allein in dieser Tatsache zu einer Zeit, als die nihilistischen Verschwörungen den Höhepunkt des Schreckens erreicht hatten, einen Beweis für die gedeihliche Zukunft seiner Nation

fand. Wenn er auch Deutschland liebte, und in Frankreich eine zweite Heimat gefunden hatte, zog es ihn doch alljährlich, sofern seine schwankende Gesundheit keinen Einspruch erhob, während der wärmeren Jahreszeit in die Einsamkeit der Steppe und des Landlebens zurück, damit er aus der Berührung mit dem Heimatboden neue Kraft gewinne. Als er in Bougival bei Paris sein Ende herannahen fühlte und sein Geist sich zu verwirren anfing, gebrauchte er in seinen Phantasien Ausdrücke, wie ein russischer Bauer, der sterbend von seiner Familie Abschied nimmt. So blieb er auch in der Ferne von den Bildern seiner Heimat umgeben, die vor ihm niemals völlig verblaßten und nach denen er beständig Verlangen trug, weil er sie als Dichter mehr als alles andere brauchte. Nur menschlich, für die freie Betätigung seines Geistes und Charakters, hat die russische Luft bei längerem Verweilen immer etwas Bedrückendes für ihn gehabt, seitdem er ein Schüler der westlichen Kultur geworden war. Auf der Berliner Universität hatte er Geschichte bei Ranke, Griechisch bei Boeckh, Philologie bei Zumpt, Philosophie bei Werder gehört und der Einfluß dieser ausgezeichneten Männer hat zur Klärung der Ideenwelt, die er aus der sarmatischen Ebene mitbrachte, wesentlich beigetragen. Es zog ihn auch später nach Deutschland, dessen Geistes- und Gemütsleben ihn anzogen, wie er es in seiner Novelle „Faust" so herrlich geschildert hat, und nach Frankreich, dessen künstlerischer Geschmack ihn erfreute und wo er einen Ersatz für die ihm fehlende Familie fand. Das Haus der berühmten Sängerin Viardot-Garcia wurde das seinige und ihr Mann vermittelte durch seine Übersetzungen die Arbeiten des russischen Erzählers dem literarischen Publikum in Frankreich.

In dem literarischen Paris hat Turgenjew bis zu sei-

nem Tode eine wichtige Rolle gespielt, für die es aber an den planmäßig zusammengestellten Zeugnissen im Grunde fehlte. Man wußte allerdings mancherlei von seinen gesellschaftlichen Neigungen und seinen Beziehungen zu namhaften Pariser Schriftstellern. Seinen Landsleuten gegenüber, denen der Boden in Rußland zu heiß geworden war, spielte er, ohne sich irgendwie bloßzustellen, die Rolle eines treuen Beraters und Helfers, soweit es seine Mittel irgend erlaubten. Ebenso bahnte er namhaften Künstlern seiner Nation, die sich in Paris ansiedelten, wie dem Maler Wereschtschagin und dem Bildhauer Antokolsky, durch warme persönliche Empfehlungen den Weg zur allgemeinen Anerkennung. Mit ebensolchem Eifer schuf er literarische Verbindungen zwischen Petersburg und Paris, suchte den geistigen Horizont der Franzosen nach dieser Richtung zu erweitern und seinen russischen Freunden ein neues Absatzgebiet für ihre Werke zu verschaffen. Er übersetzte zwei kleine Erzählungen von Flaubert, die „Legende de St. Julien l'Hospitalier" und „Hérodias", die wahrscheinlich Sudermann die erste Anregung zu seinem „Johannes" gegeben hat, ins Russische, und diese Arbeit erfreute sich wegen der Klarheit und Präzision des Stils so großen Beifalls, daß sie nach dem Tode Turgenjews in der Gesamtausgabe seiner Werke wie eine selbständige Arbeit ihren Platz erhielt. Für Zola interessierte er sich so lebhaft, daß er an ihm geradezu wie ein väterlicher Freund handelte und ihm durch Übersetzungen der ersten Bände aus den „Rougon Macquart" sowie durch Korrespondenzen für russische Zeitschriften Einnahmen zuwendete, die der später so erfolgreiche Führer des französischen Naturalismus damals sehr notwendig brauchte. Anderseits interessierte sich Turgenjew für die französische Übersetzung des berühmten Romans „Krieg

und Frieden" von Graf Leo Tolstoi in solchem Grade, wie er es für seine eigenen Dichtungen niemals auch nur annähernd getan hat. Er begeisterte Flaubert für die drei starken und zum Teil schwer lesbaren Bände, und schickte sie an befreundete Pariser Journalisten, deren Stimme für die öffentliche Meinung ins Gewicht fiel. Wie wenig Turgenjew bei alledem Franzose geworden war, ergibt sich aus dem ironischen Behagen, mit dem er von der Selbstanbetung Victor Hugos und seinen kindlichen Urteilen über die Literatur anderer Völker plauderte. Darin konnte Hugo so weit gehen, daß er mit Geringschätzung von den Werken Goethes sprach und zur Begründung dieses Urteils anführte, daß ihm „Wallensteins Lager" sogar völlig mißfallen habe. Als Turgenjew das prachtvolle militärische Vorspiel zu unserer größten Tragödie für Schiller in Anspruch nahm, erwiderte ihm Hugo mit unbeschreiblicher Naivität: „Schiller oder Goethe — das bleibt sich vollkommen gleich," und meinte, „er wisse, ohne die Dichter zu lesen, genau, was der eine und der andere sagt oder geschrieben haben könnte." Der Neigung zur Phrase und Übertreibung setzte Turgenjew das Unbestechliche seiner Beobachtung und das Freie seiner internationalen Bildung entgegen. Durch sein Leben als Gutsherr und Jäger hatte er einen durchaus selbständigen Natur- und Menschensinn in sich entwickelt, der ihm als Maßstab für die Beurteilung seiner Umgebung diente. Er kannte das Volk in seinen verschiedenen Schichten und sah darin ein ihm völlig vertrautes Element. In der Einsamkeit des russischen Waldes und der heimatlichen Steppe waren die Organe, die der Dichter beim Erfassen und Wiedergeben des Lebendigen braucht, dermaßen geschult worden, daß sie selbst im Lärm von Paris von ihrer Spiegelung und Resonanz nichts verloren.

Zu einer vollständigen Kenntnis Turgenjews gelangt man erst, wenn man sich auch mit seinem Briefwechsel beschäftigt, denn in ihm gibt er sein warmes Herz unmittelbar zu erkennen und beweist, ohne es zu wollen, wie viel Persönliches in seinen Schriften enthalten ist. Während alle Fäden seines Denkens und Sinnens doch immer nach Rußland zurückführen, kannte er Italien und Deutschland, Frankreich und England, und fühlte sich in jeder europäischen Hauptstadt, wo er überall verständnisvolle Freunde hatte, zu Hause. Als die pergamenischen Ausgrabungen Humanns im Frühling 1880 zum erstenmal in einer Anordnung, die noch vieles vermissen ließ, in Berlin ausgestellt waren, schrieb er an die Redaktion des „Europäischen Boten" in Petersburg einen entzückten Brief und erklärte sie für ein Wunder der Kunst. Er meinte, es lohne sich, deshalb eigens nach Berlin zu reisen, und stimmte einen wahren Jubelhymnus an, aus dem ein paar fast unbekannt gebliebene Sätze jetzt, nachdem die Schätze bei uns in einem besonderen Museum aufgestellt sind, von allgemeinem Interesse sein dürften. Er sagt u. a.: „All diese bald strahlenden, bald drohenden, lebendigen, toten, triumphierenden, unterliegenden Gestalten, diese Windungen geschuppter Schlangenringe, diese ausgebreiteten Flügel, diese Adler, diese Pferde, Waffen, Schilde, diese fliegenden Gewänder, diese Speere und diese Leiber in allen Stellungen, kühn bis zur Unwahrscheinlichkeit, schlank bis zur Musik — all diese verschiedensten Arten des Gesichtsausdrucks, ungezwungenen Bewegungen der Glieder, dieser Triumph der Bosheit, diese Verzweiflung und göttliche Heiterkeit und göttliche Grausamkeit — dieser ganze Himmel und die ganze Erde — ja, es ist eine Welt, eine ganze Welt, vor deren Offenbarung ein unwillkürlicher Schauer

des Entzückens und heißer Andacht durch die Adern läuft." In einem kleinen, vollständig erhaltenen Frauenkopf in gelbem Marmor glaubt er bereits den Ausdruck unserer Zeit zu erkennen, so daß man meine, er habe Heine gelesen und Schumann gehört. Turgenjew schließt seine Betrachtung mit dem Gedanken, wie glücklich er sei, daß er nicht sterben mußte, ohne dies alles gesehen zu haben. In Rußland gab es freilich engherzige und vorurteilsvolle Leute, die beim Lesen solcher Worte behaupteten, der Dichter sei völlig zum „Sápadnik", zum „Westling" geworden und habe sich von der Heimat losgesagt, während er sie doch nur mit geistigen Anregungen aller Art befruchtete, wie es sich bei seinem Aufenthalt in Deutschland und Frankreich in zahlreichen Fällen nachweisen läßt.

Von Turgenjews Briefen liegt bisher nur eine Sammlung deutsch vor, die von der „Gesellschaft zur Unterstützung hilfsbedürftiger Schriftsteller und Gelehrter" 1884 in Petersburg russisch und zwei Jahre darauf von Heinrich Ruhe in Leipzig deutsch herausgegeben wurde. Sie umfaßt die ganze Zeit seiner literarischen Tätigkeit, von jenem Aufsatz über Gogol angefangen, wofür er in Arrest geschickt wurde, bis zu dem mühsam mit Bleistift geschriebenen kurzen Briefe, in dem er, Juni 1883, kurz vor seinem Tode, Tolstoi beschwört, zu der poetischen Beschäftigung seiner früheren Jahre zurückzukehren. Der Band enthält aber fast ausschließlich Mitteilungen an russische Schriftsteller und Freunde, unter denen der ebenfalls verstorbene Lyriker Polonski und seine Gattin die erste Stelle einnehmen. Eine Menge anderer Briefe Turgenjews sind entweder in Zeitungen und Zeitschriften verstreut oder überhaupt noch nicht veröffentlicht. Jetzt hat E. Halpérine-Kaminsky in Paris (Bibliothèque Charpentier) einen interessanten Band unter

dem Titel „Ivan Tourguéneff d'après sa correspondance avec ses amis français", herausgegeben und darin viel Beachtenswertes mitgeteilt. Was den Dichter so lange in Paris menschlich fesselte, war die erwähnte Freundschaft mit Pauline Viardot-Garcia, der Tochter des berühmten Tenoristen und nicht unbegabten Komponisten Manuel del Popolo Vicente Garcia, der Schwester von Marie Malibran, einer der größten Sängerinnen ihrer Zeit, und des Bassisten Manuel Garcia, der als Erfinder des Kehlkopfspiegels und Gesanglehrer 1906 im Alter von 101 Jahren starb. Pauline Garcia hatte sich mit dem französischen Kunstschriftsteller Viardot 1840 verheiratet und war bei ihren Kunstreisen durch Spanien, Deutschland, Italien und Rußland auch nach Petersburg gekommen. Turgenjew machte die Bekanntschaft Viardots 1843 auf der Jagd, zu einer Zeit, als er, ein Fünfundzwanzigjähriger, noch keineswegs der berühmte Dichter war und die nur drei Jahre jüngere Sängerin ihn an künstlerischer Geltung und Bedeutung in der Welt weit überragte. Er begleitete die Familie 1847 nach Berlin und schloß sich ihr noch fester in Paris an. Die ersten Skizzen aus dem „Tagebuch eines Jägers", die so berechtigtes Aufsehen erregten, schrieb er wesentlich um Geld zu verdienen, denn seine Mutter war mit seinem Aufenthalt im Auslande, sowie mit seinem Entschluß, sich der Schriftstellerei zu widmen, durchaus unzufrieden und verweigerte ihm die Mittel zum Unterhalt. Als sie 1850 starb, kehrte Turgenjew nach Rußland zurück und widmete sich der Verwaltung seiner Besitzungen und der Ordnung seiner häuslichen Verhältnisse, bis er sich 1855 an seine Freunde wieder dauernd anschloß. Wir finden ihn in deren Gemeinschaft an verschiedenen Orten, in Baden-Baden, wo in dem

„Wiesen- und Waldparadies an der Oos" sich eine auserlesene internationale Gesellschaft bis zu Fürsten des Geistes und gekrönten Häuptern an den musikalischen Abenden einstellte, bevor die politischen Ereignisse von 1870 diese Harmonie zerstörten, dann in London, wo in der trüben englischen Luft nur ein vorübergehender Aufenthalt genommen wurde, und endlich in Paris, wo die Niederlassung einen dauernden Charakter annahm und die edelste Blüte der Freundschaft zeitigte. Pauline Viardot erhielt, unter anderen Ehren und Auszeichnungen, die ihr im reichsten Maße zugefallen sind, von Franz Liszt das Zeugnis, daß sie zu den glänzendsten dramatischen Erscheinungen ihrer Zeit gehöre und die Vorzüge der französischen, italienischen und deutschen Kunst in sich verbinde, außerdem aber auch durch hervorragende geistige Bildung, durch die bevorzugte Anlage ihrer Persönlichkeit, durch Noblesse des Charakters und die edle Haltung in ihrem Privatleben eine besondere Stellung einnehme. Mit ihrem musikalischen Genie, das einer Meisterin der Erzählung, wie George Sand, für ihre breiteste und glänzendste Schöpfung, „Consuelo", als Modell vorschwebte, entzündete sie zugleich den literarischen Ehrgeiz Turgenjews und regte ihn, was sehr notwendig war, zum Schreiben an. War er doch selbst nur zu sehr geneigt, einem Jagdausflug, einer Partie Schach oder dem Verkehr mit Freunden den Vorzug zu geben und erst dann zur Feder zu greifen, wenn seine Phantasie ihn geradezu gewaltsam an den Arbeitstisch trieb, als müßte er sich durch Tinte, Feder und Papier von einem quälenden innern Druck befreien.

Es ist zu bedauern, daß für die Korrespondenzen Turgenjews mit seinen Pariser Freunden gerade das wichtigste Dokument, der Briefwechsel mit Frau Viardot, so gut wie

ganz fehlt. Aus der reich gefüllten Mappe, die ihre Sammlung enthält, sind nur acht Briefe des russischen Dichters an die gefeierte Sängerin von Halpérine-Kaminsky mitgeteilt worden, während das übrige später einen selbständigen Band bilden soll. Dennoch wird man auch für das jetzt Mitgeteilte dankbar sein, weil es für den Charakter des Absenders und der Empfängerin ein gleich ehrenvolles Zeugnis ablegt. In seiner bedrängten Lage, von der vorher die Rede war, fühlt Turgenjew sich in Courtanavel, der Besitzung Viardots, die er später einmal seine „literarische Wiege" nannte, namenlos glücklich und spricht von Rußland wie von einem ungeheuren, düstern Antlitz, das, verschleiert, wie die Sphinx des Ödipus, ihn mit trägem, kaltem Blick wie aus Augen von Stein anstarre, um ihn zu verschlingen. Er ruft der Sphinx zu, vorläufig ruhig zu sein und ihn erst dann umzubringen, wenn er das Rätsel nicht gelöst habe. Er macht die Bekanntschaft von Gounod, der damals gerade mit der Komposition eines ihm von Augier geschriebenen Librettos „Sappho" beschäftigt war, und schließt mit dem liebenswürdigen Schöpfer der Faustmusik eine Freundschaft, die nur der Tod lösen konnte. Die nächsten Briefe stammen jedoch bereits aus Rußland und beschäftigen sich mit ernsten Dingen, der Mitteilung von seiner Verhaftung wegen des Artikels über Gogol, seinen Studien über das russische Volk, das er das seltsamste und erstaunlichste auf der Welt nennt, und dem jungen Tolstoi, dessen außergewöhnliches Talent er bereits damals mit neidloser Bewunderung anerkennt, zum Schluß auch mit einem größeren Roman, den er niederschreiben wolle. Diese Bekenntnisse stammen aus einer Zeit, in welcher die alte Kultur des Westens ihn mit den klugen, gütigen und begeisternden Blicken einer Frau auf den höhen

der Menschheit ansah, während er als Sohn der Steppe unter diesem Eindruck aus dem Boden der jüngsten europäischen Kultur Kraft und Nahrung für sein dichterisches Schaffen saugen sollte.

Als Turgenjew nach dem französischen Kriege mit der Pariser Schriftstellerwelt in immer engere Beziehungen trat, bewohnte er das zweite Stockwerk der Viardotschen Wohnung in der Rue de Douai 50, wo die Meisterin des Gesangs mit ihren Schülern und Schülerinnen der Musik einen Tempel errichtet hatte, während ihr Gatte sich als gründlicher Kenner der bildenden Kunst bewährte. Die Wohnung befand sich im Norden von Paris bei der Place de Ventimille, in der Nähe der äußeren Boulevards, wo sich das Nachtleben der Metropole in den Kabaretts abspielt, und nur eine kurze Strecke von der Rue de Bruxelles entfernt, wo sich später Émile Zola, einer der besten Freunde des Dichters, dauernd niederlassen sollte. Im Sommer siedelte Turgenjew, nachdem sich der Kreis in Baden-Baden aufgelöst hatte, nach dem freundlich gelegenen Bougival bei Paris über, wo er in der Nähe der Viardotschen Sommerbesitzung ein Grundstück mit schönem Park besaß und sich später eine Villa im Schweizer Chaletstil erbauen ließ. Eine so lange und tief eingewurzelte Freundschaft, wie er sie fand und die ihm einen Ersatz für den Mangel an eigenem Familienleben bot, wäre an sich schon geeignet gewesen, ihn an Paris zu fesseln. Daneben hatte aber auch die alte französische Kultur viel Anziehendes für ihn, obwohl er die Einseitigkeiten des Pariser Lebens und die Überfeinerung des dort herrschenden Kunstgeschmacks sehr wohl erkannte und sich zuweilen mit der Frische und Ursprünglichkeit seines Wesens humoristisch dagegen auflehnte. Er fühlte sich namentlich im Kreise jener Männer wohl, aus denen die

moderne realistische und naturalistische Schule gebildet war, denn er empfand, daß die alte romantische Art zu erzählen sich überlebt habe, daß die Zeit der abenteuerlichen Begebenheiten und Spannungen vorbei sei und daß die Entwicklung seelischer Zustände auf Grund genauer Beobachtung der Wirklichkeit eine weit schwierigere und wichtigere Aufgabe für den Dichter bilde. Gustave Flaubert erschien ihm als der Meister unter den Naturalisten, und er hatte eine so hohe Meinung von ihm, daß er seinem Andenken eine seiner letzten und tiefsten Schöpfungen, das „Lied der triumphierenden Liebe", widmete. Mit Edmond de Goncourt, Daudet, Zola und Maupassant stand er in den besten Beziehungen, wobei man das Gefühl hat, daß er mit seiner originellen Persönlichkeit und der Güte seines Herzens, das stets für andere sorgen mußte, weit mehr der Gebende als der Empfangende war. Schon dadurch unterschied er sich von der Pariser Gesellschaft, als deren Hauptkrankheit Goncourt einmal den Neid erklärte. Er meint sogar, daß die Franzosen alle ein wenig gelb im Gesicht werden, wenn sich irgendwo ein überlegenes Können bemerkbar macht. Gerade in diesem Punkt war aber Turgenjew eine klassische Erscheinung, denn das alltägliche Flügelschlagen des Erfolgs und der Reklame war ihm ein Greuel. Er hatte Überzeugungen, von denen er nicht abging, und die sein Urteil bestimmten, aber er war von der Empfindlichkeit berühmter Männer völlig unberührt, tat niemals etwas für seine Werke, schreckte womöglich andere geradezu ab, über ihn zu schreiben und konnte sich für jüngere Begabungen so begeistern, daß er dabei sich und seine literarische Stellung völlig vergaß.

Es liegen darüber eine Anzahl Zeugnisse vor, die sich in ihrem Inhalt gegenseitig ergänzen. Es hatte sich zwischen

Turgenjew und ſeinen literariſchen Freunden die Gewohnheit herausgebildet, daß ſie ſich alle Monate einmal in einem Reſtaurant, bei Magny, Brebant oder Voiſin, zu Tiſch trafen und dabei in behaglicher Stimmung ihre Eindrücke und Gedanken austauſchten. Die Chronik dieſer Tiſchgeſpräche hat Goncourt in den einzelnen Bänden ſeines „Journal" geführt und dabei auch des ruſſiſchen Dichters oft erwähnt, der in die Unterhaltung eine ganz neue Tonart hineinbrachte, das ſlawiſche Sinnen- und Naturleben, die Berührung mit einer fremden, feſſelnden Nationalität hervorhob, der alles Künſtliche noch fern liegt. In ſeinem ganzen Weſen erſchien er freier und natürlicher, vorurteilsloſer und vielſeitiger als ſeine Umgebung. Er roch nicht ſo ausſchließlich nach Literatur, wie die andern, und war von einem Hauch von Lebensfriſche umgeben, der allgemein wohltuend empfunden wurde. Ein Gigant an Geſtalt fiel er mit ſeinen wundervollen, grünlich leuchtenden Augen und ſeinem weißen Haar und Bart allen auf, die er bald durch das Charakteriſtiſche ſeiner geiſtigen Beweglichkeit und ſeine oft ans Kindliche ſtreifende Herzensgüte ganz für ſich einnehmen ſollte. Goncourt nennt ihn den „ſanftmütigen Rieſen, den liebenswürdigen Barbaren mit den weißen Haaren, die ihm in die Augen fallen, der tiefen Falte, die ſich über ſeine Stirn von einer Schläfe zur andern hinzieht wie eine Ackerfurche, und der Kinderſtimme". Turgenjew beſaß eine wundervolle Gabe, ſpannend und anſchaulich zu erzählen. Einmal erwähnte er mit berechtigtem Stolz, von wie großem Einfluß ſeine „Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers" für die Aufhebung der Leibeigenſchaft in Rußland geweſen ſeien. Kaiſer Alexander II. ließ dem Dichter ſagen, daß die Lektüre dieſes Buches ein Hauptmotiv für ſeine Befreiungstat gebildet habe. Goncourt berichtet

ferner, wie fein und tief das Gefühl für Weiblichkeit in Turgenjew entwickelt war, wie es kein Buch, überhaupt nichts auf der Welt gab, das ihm Erſatz für die Frau geben konnte. Wenn die franzöſiſchen Erzähler noch ſo geſcheit und bedeutend über das Weſen der Liebe ſprachen, mußten ſie doch zugeben, daß ſie dies Gefühl nicht ſchildern konnten, weil ſie nie verliebt waren, daß der Ruſſe, den ſchon bei der Erwähnung dieſes Themas eine unſagbar ſüße Schwärmerei erfüllte, der einzige war, der wirklich etwas davon verſtand.

Alphonſe Daudet machte ſeine Bekanntſchaft in der Wohnung Flauberts in der Rue Murillo an einem jener Sonntage, die der Meiſter fünf oder ſechs ſeinen nächſten Freunden zur Verfügung ſtellte und im anregendſten Geſpräch verbrachte, während vom Parc Monceau der Lärm fröhlicher Kinderſcharen durch die geöffneten Fenſter drang. Turgenjew erhob ſich gerade von einer Chaiſelongue, auf die er ſich lang ausgeſtreckt hatte, als Daudet ihm vorgeſtellt wurde. Er kam dieſem dabei, während er ſich mit großen, erſtaunten Augen aus den Kiſſen emporringelte, wie eine Art Rieſenſchlange vor. Daudet beſuchte Turgenjew dann auch in dem Viardotſchen Hauſe und veranſtaltete, um die Geſellſchaft zuſammenzuhalten, das „Diner der ausgepfiffenen Autoren", zu denen Flaubert mit ſeinem „Kandidat", Zola mit „Bouton de rose", Goncourt mit „Henriette Maréchal" und Daudet mit „Arleſienne" gehörte. Turgenjew mußte, da man die Richtigkeit ſeiner Behauptung nicht prüfen konnte, ſein Wort geben, daß er in Rußland ebenfalls im Theater ausgepfiffen worden ſei, und damit war die Harmonie dieſer Vereinigung feſt begründet. Erſt nach dem Tode Turgenjews ſuchte ſich der Klatſch dazwiſchenzudrängen und die Behauptung aufzuſtellen, daß es dem

Ruſſen mit ſeiner Freundſchaft für die franzöſiſchen Romanſchriftſteller gar nicht ernſt geweſen ſei, daß er ſich im Geſpräch mit ihnen und in Briefen an ſie über ihre Werke allerdings ſehr höflich und anerkennend, aber zu andern nichts weniger als liebenswürdig geäußert habe. Es erſchien in Paris ein ſchnell zuſammengeſchriebenes Buch mit „Erinnerungen an Turgenjew", in denen ein wahrer Rattenkönig von falſchen Angaben enthalten war. Namentlich mußte ſich Daudet perſönlich getroffen fühlen, der nach dem Tode des ruſſiſchen Romandichters in der freundlichſten Weiſe über ihn geſchrieben und ſeinen gehaltvollen Aufſatz dem liebenswürdigen Buche „Trente ans de Paris" einverleibt hatte. Ihm wurden Mitteilungen von Briefen Turgenjews gemacht, die einen für ihn gehäſſigen Inhalt haben ſollten und er ließ ſich zunächſt leider beſtimmen, dies Gerede für bare Münze zu halten, bis er ſchließlich ſelbſt zugeben mußte, durch das Geſchwätz der Reporter und Interviewer hinters Licht geführt worden zu ſein. Tatſächlich lag eine ſolche Korreſpondenz, wie ſie Turgenjew unter anderm mit Sacher-Maſoch geführt haben ſoll, gar nicht vor, während gleichzeitig das Ehrliche und Aufrichtige dieſes Freundſchaftsverhältniſſes von maßgebender Seite, wie von Zola und andern, beſtätigt wurde. Es iſt ein wirkliches Verdienſt von Halpérine-Kaminsky, daß er in ſeinem Buche dieſen Punkt unwiderleglich klargeſtellt und damit das törichte Gerede hoffentlich ein für allemal zum Schweigen gebracht hat.

Von den großen franzöſiſchen Schriftſtellern, mit denen Turgenjew regelmäßig verkehrte, ſtellte er als Talent wie als Perſönlichkeit Flaubert am höchſten. Beide hatten ſich ſchon am Ausgang der fünfziger Jahre kennen gelernt, aber erſt die Magny-Diners brachten ſie näher zuſammen

und riefen ein Freundschaft hervor, deren Herzlichkeit beständig zunahm und erst mit dem Tode Flauberts ihr Ende erreichte. Flaubert war für den Russen geradezu die bedeutendste dichterische Persönlichkeit in Frankreich und „Madame Bovary" das gehaltvollste Werk des Jahrhunderts. Erscheint uns diese Anerkennung auch übertrieben, so war sie bei Turgenjew jedenfalls aufrichtig, denn er bemühte sich nicht nur dauernd, den Freund durch seine Übersetzungen in Rußland bekannt zu machen, sondern hielt auch beständig Umschau über Artikel, die ihm in Berliner und Petersburger Zeitschriften gewidmet wurden, nahm an seinen Schicksalen den regsten Anteil, ermunterte ihn, wenn er verdrießlich war, durch seinen Zuspruch und machte ihn zum Vertrauten von Gedanken und Stimmungen, die er vor andern sorgsam verbarg. Schon die Anrede in den Briefen, die Halpérine-Kaminsky mitteilt, ist in dieser Beziehung charakteristisch: „Cher Monsieur", „Cher Monsieur Flaubert", „Mon cher confrère", „Mon cher ami" folgen einander in kurzen Pausen. Dann wird er mit Kosenamen, wie „Mon vieux féroce", „mon bon vieux" oder „mon cher vieux" angeredet, bis die Titulatur „Mon cher bon vieux" dem Höhepunkt der Gefühle entspricht. Turgenjew bekennt, daß es für ihn nur wenige Menschen, namentlich unter den Franzosen, gebe, bei denen er gleichzeitig so viel Behagen und Anregung empfinde, wie bei Flaubert. Er meint, er könne ganze Wochen mit ihm plaudern, denn beide seien Maulwürfe, die nach derselben Richtung bohren. Wenn er, von der Gicht geplagt, die Glieder kaum rühren kann, wenn er mit seinem betrügerischen Gutsverwalter Ärger hat, und sich in der Einsamkeit seines Landhauses bei Orel nach geistiger Anregung sehnt oder die Feder zu neuen dich-

terischen Arbeiten ansetzt, erfährt Flaubert sicherlich zuerst davon. Und dieser kann wieder nicht genug rühmen, wie gut Turgenjew zuzuhören verstehe, wie fein sein Geschmack sei und wie treffend die Winke ausfallen, die er ihm für die „Geschichte des heiligen Antonius" gibt. Kann Turgenjew dem ernsten, grüblerischen Mann die trüben Gedanken nicht anders verscheuchen, so tut er es mit einem scherzhaften Einfall. Er schickt ihm eine Karikatur von sich als Türke mit erläuterndem Text. Er rät ihm, es so zu machen, wie sein grober Schwimmlehrer in Berlin es von ihm verlangte, indem er ihn mit den Worten: „Den Mund aus dem Wasser! Schwerenot!" anschrie. Den Kopf oben halten! Solange man das noch fertig bekommt, sei man ein Mann, und der Alte werde das auch zeigen und seine Kraft zusammennehmen. Die Anspielung auf das Alter enthielt übrigens bei Turgenjew einen bloßen Scherz, denn in Wirklichkeit war er drei Jahre älter als sein Freund. Er betont es mehrfach mit scherzhafter Ironie, wie man, wenn es mit dem Leben abwärts geht, immer mehr nur an sich denkt, um das liebe Ich gegen den Tod zu verteidigen. Beide Männer verbanden sich in dem Bewußtsein, daß sie einen dritten mit gleicher Wärme verehrten, noch fester miteinander. Der gemeinsame Gegenstand ihrer Bewunderung und Liebe war George Sand, deren Bekanntschaft Turgenjew in Nohant machte, die er von Jugend auf, als er ganz im Bann ihrer Dichtungen stand, als großangelegte Natur schätzte und auch später, als seine künstlerischen Ideen sich von den ihrigen immer mehr entfernten, für eine Frau von geradezu idealen Eigenschaften hielt, so daß er durch die Nachricht von ihrem Tode tief erschüttert wurde. Anderseits wirkte die französische Übersetzung der „Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers" auf

die Dichterin wie eine Offenbarung und auch in ihrem Briefwechsel mit Flaubert wird Turgenjew oft und immer mit Auszeichnung erwähnt.

Bei Flaubert machte Turgenjew Anfang der siebziger Jahre auch die Bekanntschaft von Emile Zola und gewann alsbald eine Sympathie für ihn, die sich nicht nur bei den Monatsdiners der „Fünf", bei persönlichen Begegnungen und brieflichen Mitteilungen, sondern vor allem in der Tatsache ausdrückte, daß der russische Romanschriftsteller seinen viel jüngeren Pariser Kollegen auf jede nur denkbare Art förderte. Wir müssen dabei bedenken, daß von Zolas späterer Berühmtheit damals noch wenig zu merken war, daß er unter den größten Entbehrungen angefangen hatte, in Paris festen Fuß zu fassen und als Mitarbeiter an verschiedenen Blättern sich seinen Lebensunterhalt verdiente, während seine Phantasie Pläne zu groß angelegten Romanschöpfungen entwarf. Er hatte aber wenig von dem schmiegsamen Pariser Esprit, der über alles und nichts angenehm zu plaudern weiß, sondern war eine ernste, grüblerische Natur, die den Sachen stets auf den Grund zu gehen und die Wahrheit um jeden Preis zu sagen liebte. Als Kunstkritiker des „Figaro" hatte er eine solche Verheerung unter den anerkannten Malern und Bildhauern angerichtet, daß ein Sturm der Entrüstung ausbrach und der damalige Chefredakteur Villemessant ihm die Spalten seines Blattes nicht weiter zur Verfügung stellen konnte. Ein boshafter Artikel, den er 1872 gegen die reaktionäre Strömung in Frankreich im „Corsaire" veröffentlichte, bewirkte, daß diese Zeitung überhaupt nicht weiter gedruckt werden durfte. Zola hatte den ersten Band seiner Romanserie unter dem Titel „La Fortune des Rougon" erscheinen lassen und war bei dem kärglichen Honorar, das er von

ſeinem Verleger Lacroix erhielt, auf journaliſtiſche Einnahmen angewieſen. Nach ſeinem eigenen Geſtändnis lehnten alle Zeitungen ſeine Beiträge ab. Er litt buchſtäblich Hunger und wurde von allen Seiten mit Schmutz beworfen. In dieſem Augenblick trat Turgenjew für ihn ein, ſtellte ihn dem ruſſiſchen Publikum vor, verhalf ihm zu regelmäßigen Korreſpondenzen und ſorgte dafür, daß ſeine Bücher überſetzt wurden. „La Faute de l'abbé Mouret" erſchien ſogar früher ruſſiſch als franzöſiſch. Ein Verleger, der ſich für einen jungen Autor intereſſiert, um ſpäter mit ihm gute Geſchäfte zu machen, kann nicht eifriger und erfindungsreicher als Turgenjew ſein, der von ſeinen eigenen Arbeiten kaum nebenher ſpricht und immer nur für Zola denkt und arbeitet. Er freut ſich wie ein Kind, daß er ihm die Stelle als Mitarbeiter an der tonangebenden Petersburger Monatsrevue „Bote Europas" verſchafft hat und wenn der Herausgeber Staſſulewitſch ſich über einen neuen Artikel freundlich ausſpricht, erfährt es deſſen Verfaſſer durch ihn ſofort. Dieſes Bedürfnis eines großen Dichters von unabhängiger Stellung und internationaler Bedeutung, ſich den Intereſſen eines Werdenden, der ihn als Künſtler und Menſch intereſſierte, beſcheiden unterzuordnen, iſt geradezu beiſpiellos, und Zola hatte alle Urſache, ſich dieſes freundſchaftlichen Verhältniſſes, das ihn mit dem ruſſiſchen Novelliſten verband, und ſeiner hervorragenden Charaktereigenſchaften dankbar zu erinnern.

Ebenſoviel Intereſſe zeigte Turgenjew an den Schriften und der Perſönlichkeit Maupaſſants, in dem er gleich bei ſeinem erſten Auftreten ein eigenartiges und vielverſprechendes Talent innerhalb der neuen Richtung erkannte, den er alsbald wie einen alten Freund behandelte und mit Ratſchlägen förderte. Maupaſſant hat ihn in einem

Eſſay prächtig charakteriſiert, den er ſeinem Meiſter und Lehrer Flaubert widmete und der die Einleitung zum ſiebenten Bande von deſſen Werken bildet. Der Ruſſe erſchien ihm als Rieſe im Silberhaar wie eine Erſcheinung aus einem Feenmärchen, und wie hübſch ſchildert er deſſen weiche, ein wenig ſchwache und ſtockende Stimme, die aber dem Geſprochenen „un charme et un intérêt extrèmes“ gab, während Flaubert, der mit ſeinem Schnurrbart wie ein alter galliſcher Krieger ausſah, ihm mit einer Stimme antwortete, die an eine Trompete erinnerte. Oft bedauerte Turgenjew, daß die Franzoſen ſo wenig von ausländiſcher Literatur wüßten und erſchien dann am nächſten Sonntag mit Dichtungen von Goethe, Puſchkin oder Swinburne, die er in einer improviſierten Überſetzung vorlas. Die höchſte Kunſt eines Dichters drückte ſich ihm bei aller Anerkennung des franzöſiſchen Naturalismus doch keineswegs in der ausführlichen Schilderung des Milieus und der genauen Beſchreibung einer Perſönlichkeit aus. Er meinte, dazu gehöre in erſter Linie ein gutes Auge, fleißiges Sehen, gutes Gedächtnis oder eifriges Notieren. Die Genialität des wahrhaft großen Dichters äußerte ſich vielmehr gerade darin, daß er ein Menſchenweſen, ohne viel vom Ausſehen der Perſon und ihren Eigenſchaften zu erzählen, mit einem Wort lebendig vor uns hinſtellen könne. So ſprach er einmal zu Ludwig Pietſch, als dieſer den bereits ſchwer Leidenden in Paris beſuchte, von der Stelle in der Gartenſzene des „Fauſt“, wo Fauſt in großen Worten: „O Beſte, was man ſo verſtändig nennt, iſt oft mehr Eitelkeit und Kurzſinn“ zu Gretchen ſpricht, und dieſe ihm ganz einfach: „Wie?“ zur Antwort gibt. Turgenjew fand dies „Wie?“ ſublim: „Man ſieht und kennt das ganze Mädchen von Kopf bis zu Fuß. So macht's ein Dichter.“

Der Band von Halpérine-Kaminsky, von dessen Betrachtung wir ausgegangen sind, enthält noch mehr Briefe des Dichters, an Ambroise Thomas, Jules Claretie und andere. Leider war eine Vollständigkeit seiner Korrespondenz mit den französischen Kollegen und Freunden nicht zu erreichen. Es fehlen die Briefe an Victor Hugo, Prosper Merimée, Jules Simon, Edmond de Goncourt und Alphonse Daudet. Auch die schriftlichen Äußerungen Emile Augier gegenüber, der einer seiner besten Freunde war, blieben allen Bemühungen verschlossen und dürften auf absehbare Zeit auch jedem andern unzugänglich sein. Dennoch haben wir alle Ursache, für das Gebotene dankbar zu sein in der Hoffnung, daß es dem Herausgeber, der sich ebenso eifrig wie taktvoll gezeigt hat, gelingen möge, seine Sammlung fortzusetzen. In der Pariser Beleuchtung verliert die Persönlichkeit Turgenjews nichts von ihrer Originalität und Überlegenheit, sondern entfaltet sich inmitten des geistig gesteigerten Kunstlebens an der Seine erst zu ihrer wahren Bedeutung. Als Dichter bietet der Russe den Naturalisten, die in ihren Anschauungen ganz aus dem Boden von Paris und Frankreich hervorgegangen sind, viel Neues. Er erweitert ihr Gesichtsfeld und bereichert ihren Geschmack, indem er sich als geborener Slawe und als Schüler der deutschen Kultur zeigt. Als Mensch offenbart er eine solche Fülle anziehender Charaktereigenschaften, ist ein so tief empfindender Freund und ein so neidloser Bewunderer fremden Verdienstes, daß er mit solchen Gaben des Kopfes und Herzens den Franzosen die genossene Gastfreundschaft reichlich vergolten hat.

Zur Erinnerung an Anton Rubinstein.

Eine Kiste aus Rußland, sorgfältig in Leinwand genäht, mit festgeschraubtem Deckel, einer Aufschrift, deren Züge ein Mißtrauischer für verstellt halten kann, und ohne Namen des Absenders erweckt bei dem Empfänger allerlei unheimliche Vorstellungen. Man prüft sie auf ihr Gewicht, man beklopft sie, um aus dem Klang Schlüsse auf den Inhalt zu ziehen. Man behorcht sie, um zu erfahren, ob darin etwas Lebendiges versteckt ist. Die Untersuchung bietet keinen Anhaltepunkt und läßt die Frage offen, was man damit anfangen soll. Die Kiste auf die Polizei zu schicken wäre doch zu umständlich und vielleicht lächerlich. Auch ist es schwer, jemanden zu dingen, der sich dazu bereit erklären würde, statt des Empfängers möglicherweise in die Luft zu fliegen. Es ist also schon besser sich selbst zu opfern, aus dem Körbchen mit Werkzeug Stemmeisen, Zange und Hammer zu holen und die geheimnisvolle Sendung unter einigem Augenblinzeln zu öffnen. Langsam weicht der Deckel zurück und läßt eine Menge dicht zusammengedrückten Heus erkennen. Der Griff, den wir hineintun, bringt uns mit etwas Kaltem und Glattem in Berührung. Wir ziehen den Inhalt hervor und fassen eine aus Gips geformte Hand, bei der es nicht schwer zu erkennen ist, von wem sie abgenommen ist. Von keinem andern als Anton Rubinstein. Ein berühmter Kunstgenosse und guter Freund des Meisters, der ausgezeichnete Geiger Leopold Auer, hat uns mit dieser Sendung überraschen wollen und sich daher zunächst nicht

genannt. Die Aufklärung brachte ein Brief, der erſt mehrere Tage ſpäter eintraf. Die geſpannte Erwartung wegen des Inhalts der Kiſte löſte ſich bei der Betrachtung der kalten toten Maſſe, die doch an ſo viel Lebendiges und Unvergeßliches erinnerte, in Wehmut und Rührung auf.

Rubinſteins Hand! Wie oft haben wir ſie bewundert, wenn ſich der Strom der Empfindung und Phantaſie von ſeinen Ausgangspunkten im Kopf und Herzen des Künſtlers auf die Taſten ergoß und die Finger das feinſte Nervenleben zum Ausdruck brachten. Sie ſchienen ſo gar nicht klaviermäßig gebaut zu ſein, ſich weit mehr zum Erfaſſen und Umklammern eines ſchweren Gegenſtandes als zu künſtleriſcher Betätigung zu eignen. Aber der Übergang aus dem Phyſiſchen zum Geiſtigen und Seeliſchen war ein unmittelbarer. Die Kraft der Muskeln diente nur dazu, die Technik des Inſtruments ſpielend zu bewältigen und das tiefſte Gefühl wiederzugeben. Als Rubinſtein mit zehn Jahren ſein erſtes Konzert in Moskau gab, waren die Hörer erſtaunt, als die kleinen Finger nicht nur einen reinen ſchönen Anſchlag gaben und mit außerordentlicher Leichtigkeit über die Taſten flogen, ſondern den Ton auch mit überraſchender Energie herausbildeten. Zwei Jahre darauf reiſte das „talentvolle Klaviermännchen“, wie der junge Virtuoſe von einem Wiener Witzblatte genannt wurde, in Begleitung ſeines Lehrers Villoing nach London, von Mendelsſohn ſelbſt an den Flügel geführt und von der jugendlichen Königin Viktoria empfangen. Moſcheles erklärte damals, wie es in der von ſeiner Frau herausgegebenen Lebensbeſchreibung heißt, daß der junge Ruſſe Finger habe, die ſo leicht wie eine Feder ſeien und doch die Kraft eines Erwachſenen in ſich ſchließen.

Im November 1894 iſt Anton Rubinſtein auf ſeiner

Villa in Peterhof mitten im regſten künſtleriſchen Schaffen und im Beſitz einer Natur, die den größten Anſtrengungen gewachſen war, und die er daher ſelbſt als „eiſern“ zu bezeichnen liebte, geſtorben. Immer wieder tritt das Bild des großen Künſtlers und Menſchen unſerem Herzen nahe. Können wir uns an dem warmen Druck ſeiner Hand und an dem, was ſie als Mittel des künſtleriſchen Schaffens leiſtete, nicht mehr erfreuen, ſo iſt uns doch der erwähnte Abguß ſeiner Rechten mehr als eine mit Wachs durchtränkte Gipsmaſſe. Bei jedem Menſchen iſt die Hand ein Abbild des Charakters, ſo viel Arbeit und Beruf auch daran gemodelt haben mögen. Am meiſten gilt das vom Künſtler, zwiſchen deſſen Fingern ſich das Material, mit dem er ſchafft, im höchſten Maße verfeinert und beſeelt. Aber auch bei jedem anderen Menſchen, der uns intereſſiert, finden wir in der Beſchaffenheit ſeiner Hand einen wichtigen Anhalt für die Beurteilung ſeines Weſens. Das haben alle großen Maler gewußt und in dieſen Teil des Körpers den liebevollſten Ausdruck hineingelegt. Bei Tizians Zinsgroſchen kann man den Verſuch machen, das ganze Bild mit Ausnahme der Hände zu verdecken, und man wird doch ſofort wiſſen, daß die grobe eckige Knochenhand zum Phariſäer und zu ſeiner Zinsgroſchen-Sophiſterei gehört, während ſich die überlegene Weisheit und menſchliche Hoheit des Heilands ſchon in der feinen Bildung und den edlen Formen ſeiner Hand ausdrücken. Ähnlich iſt es bei Raphaels kreuztragendem Chriſtus, wo der Heiland, der Krieger und die begleitenden Frauen durch dieſes charakteriſtiſche Merkmal aufs feinſte unterſchieden ſind. Goethe hat bekanntlich in ſeiner Abhandlung über Leonardo da Vincis Abendmahl dasjenige, was die Hände der einzelnen Figuren ausdrücken, aus der Gebärdenſprache geradezu in Laute, Worte

und Sätze übertragen. Wenn ein genialer Künstler wie Lenbach in diesem Punkte nachlässig und gleichgültig erscheint, als ob er bei seinen Personen auf diese so wichtige Beihilfe der Charakteristik keinen Wert lege, so ist das entweder auf eine bloße Schrulle oder auf ein malerisches Nichtkönnen zurückzuführen. Oft treibt die Natur mit bedeutenden Menschen wie Windthorst ein kurioses Spiel, legt in den ganzen übrigen Körper ein Übermaß von Häßlichkeit hinein, verzerrt alle Formen und Linien und bildet nur die Hand fein und zierlich aus, gleichsam als ob sie zeigen wollte, was sie kann, aber in diesem Fall absichtlich nicht ausgeführt habe.

Die Symbolik der Hand hat Männer von großem wissenschaftlichem Ruf beschäftigt und zu Werken angeregt, auf die man noch heute gern zurückkommt. Fast gleichzeitig wurde die Sache in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von einem Franzosen und einem Deutschen behandelt, von S. d'Arpentigny in seiner „Chironomie" und von Carus in dem Buche „Über Grund und Bedeutung der verschiedenen Formen der Hand". Beide unterscheiden dabei eine vierfache Bildung und sprechen von einer elementaren, motorischen, sensiblen und harmonischen Hand, je nachdem es sich um die verschiedenen Stufen der Entwicklung handelt. Die elementare Hand zeigt noch keine charakteristische Bestimmtheit. Sie ist einem unbeschriebenen Blatt zu vergleichen. Sie gehört zunächst den Kindern an, kann sich aber auch bei Erwachsenen finden, namentlich wenn ihre Entwicklung plötzlich stehen bleibt, oder bei Leuten aus dem Volk. „Die elementare Hand," sagt Carrière, in seiner „Ästhetik", „hat die größere, sowohl längere als breitere Handfläche, die Finger sind kurz und dick, die Bildung ist grob und fleischig voll. Sie dient gewöhnlich einem

derben, aber wenig modellierten Schädel; sie ist die Hand der Masse, sie ballt sich zu harten Faust; die Festigkeit und Beharrlichkeit, aber auch die Roheit des Volkes wird durch sie repräsentiert; der Geist, der sie lenkt, wird selber etwas schwerfällig im Begreifen und nicht sehr zartfühlend, aber mäßig und tüchtig sein." Die motorische Hand mit ihren starken Muskeln und Knochen hat man nach dieser Theorie in charakteristischer Ausbildung bei den alten Römern nachweisen wollen. Die sensible Hand findet sich am häufigsten bei Frauen und Leuten mit sanguinischem Temperament, wie bei Künstlern, häufiger bei Italienern und Franzosen als bei Deutschen und Nordländern, wo die motorische Hand überwiegt. „Die ideale Hand," schließt Carrière diese Betrachtung, „wird die der schönen Seele sein, in welcher Gefühl und Wille, Verstand und Phantasie im Gleichgewicht stehen und der künstlerische Trieb das Leben entwickelt und zum Ebenmaß gestaltet. Die Handfläche ist etwas länger als breit und nur mit einfachen größeren Linien gezeichnet; die Finger sind schlank, oben fein gerundet, der Daumen von mittlerer Stärke."

Zieht man nun auf Grund dieser Auseinandersetzung die Hand Rubinsteins zum Vergleich heran, so erkennt man wieder, wie jede Theorie nur in gewissem Sinne recht hat und in keiner Weise der Mannigfaltigkeit, die in den vorkommenden Fällen liegt, gerecht wird. Der Gipsabguß ist von beiden Seiten der Hand abgenommen worden, also nicht nur der Handrücken, wie wir ihn von Goethe besitzen. Dieser hat auch im Handel starke Verbreitung gefunden. Rubinsteins Hand wird man unmöglich in eine der vier Kategorien, welche die genannten Forscher aufgestellt haben, einreihen können. Zunächst hat sie gar nichts von dem „Harmonischen" der „schönen Seele", wovon bei Carrière

die Rede ist. Sie entwickelt sich aus einer ungemein kräftigen Handwurzel, wächst dann voll und fleischig an und geht vor allem auffallend in die Breite, wodurch sie fast quadratförmig wird. Die erste Vorstellung, die sie erweckt, weist nicht auf hoch entwickelte Sensibilität, sondern auf mächtige physische Kraft hin. Dieser Eindruck spiegelte sich auch in der ganzen Persönlichkeit Rubinsteins wider. Wenn man nichts von ihm wußte, hätte man ihn für einen Mann halten können, der schwere Lasten zu tragen hat und infolgedessen vornübergebeugt mit etwas schlurfendem Schritt geht. Die Grundform der Rubinsteinschen Hand weist auf eine Tatze zurück, die zwar zur menschlichen Bildung veredelt ist, die aber ihrem ursprünglichen Charakter nach zum Anpacken und Umklammern geschaffen zu sein scheint. Überraschend ist die außerordentliche Stärke und Länge des kleinen Fingers. Rubinstein erwähnte einmal, daß er durch einfaches Niederdrücken dieses Fingers auf die Tasten jeden Hammer im Klavier zerbrechen könne. Charakteristisch erscheint es ferner, daß Rubinstein, als er den Gipsabguß machen ließ, die Hand nicht glatt ausstreckte, sondern die gekrümmte Haltung annahm, als ob er sie auf die Klaviatur lege, um zu spielen. Der Handrücken entspricht ganz dem, was d'Arpentigny und Carus über die motorische Hand gesprochen haben. Um so beredter ist die innere Handfläche, die eine solche Fülle von sich kreuzenden Linien, Vertiefungen und Anschwellungen zeigt, daß die Chiromantie hier ein reiches Feld für die Bewährung ihrer vermeintlichen Kunst finden müßte.

Die Neigung, aus dem Bau und den Linien der Hand über den Charakter und das Schicksal der Menschen etwas Näheres zu erfahren, scheint sich bei den Erdbewohnern herausgebildet zu haben, seitdem sie sich mit den Rätseln

des Lebens überhaupt zu beschäftigen anfingen. Wir können die Spuren davon bis auf die älteste Geschichte der Chaldäer und Juden verfolgen. Merkwürdigerweise ging die Chiromantie mit der Astrologie, das Wahrsagen aus der Hand mit dem Wahrsagen aus den Sternen Hand in Hand. Darnach sollte der Mensch ein Mikrokosmos sein, auf dessen einzelne Organe die Gestirne und Planeten einen entscheidenden Einfluß ausüben. Man teilte die Hand in sieben Regionen und Berge ein, denen man den Namen gewisser Sterne gab. Besondere Aufmerksamkeit wurde schon in frühester Zeit der Lebenslinie zugewendet, die sich um die Wurzel des Daumens herumzieht. Ihre Stärke, ihre Windung und ihr Verlauf sollten die wichtigsten Anhaltepunkte für das Schicksal der Menschen geben. Im Mittelalter wurde daraus eine förmliche Wissenschaft gebildet, an deren Pflege sich die ernstesten Männer ihrer Zeit mit einem durch nichts zu erschütternden Eifer beteiligten, indem sie immer wieder auf den Zusammenhang zwischen der Bildung des Sternhimmels und der Handfläche zurückkamen und aus ihm zum Teil die wunderlichsten Dinge herausdeuteten. Heute lachen wir darüber, damals bildeten die Dinge den Gegenstand eines tiefsinnigen Studiums. Es läßt sich nachweisen, daß noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts an vielen, wenn nicht an den meisten deutschen Universitäten eigene Vorlesungen über Chiromantie gehalten wurden. Was die Philosophie auch dagegen tun mochte, um das Haltlose dieser Bemühungen darzulegen, man hielt fest an der einmal aufgestellten Theorie und suchte sie sogar durch ein biblisches, geheimnisvoll klingendes Wort zu begründen. Im Buche Hiob, Kapitel 37, 7, findet sich eine Stelle, die in der lateinischen Übersetzung lautet: „In manu omnium Deus signa posuit, ut nove-

rint singuli opera sua," was Luther folgendermaßen wiedergibt: „Alle Menſchen hat er in der Hand, als verſchloſſen, daß die Leute lernen, was er tun kann."

Im Zeitalter der Aufklärung ging es mit der Chiromantie zu Ende, aber in unſerer Zeit iſt ſie, wenn auch in anderer Form und zu anderen Zwecken, wieder zum Leben erweckt worden und zwar durch die Engländer. Man fing nämlich dort an bei der photographiſchen Aufnahme von Verbrechern nicht nur die Geſichter, ſondern auch die Hände zu photographieren, ja auf dieſe wegen ihrer Unveränderlichkeit ſogar größeren Wert als auf jene zu legen, die meiſtenteils entſtellt und verzerrt werden. Auch wiſſenſchaftliche Werke oder ſolche die ſich den Anſchein gaben, es zu ſein, wurden geſchrieben. Unter dieſen wird ein Buch von Desbarolles „Les mystères de la main revelés" von den Anhängern der Theorie am meiſten geſchätzt. Es ſind keineswegs unwiſſende Leute oder betrügeriſche Zigeuner, bei denen die Deutung der Handlinien eine große Rolle ſpielt. Man trifft nicht ſelten in ganz gebildeten Kreiſen Leute, die von der Möglichkeit, aus der Zeichnung der Handfläche den Charakter, die Vergangenheit und Zukunft der Menſchen herauszuleſen, mit tiefſter Überzeugung ſprechen. Vielen wird es nicht bekannt ſein, daß einer unſerer liebenswürdigſten und bekannteſten Humoriſten, Julius Stinde, ebenfalls zu den Anhängern des chiromantiſchen Glaubens gehörte. Er, der ſich ſo gut auf Spaß verſtand, nahm doch dieſe, von den meiſten Menſchen für Aberglauben erklärte Sache völlig ernſt. Er kannte nicht nur die geſamte Literatur, die über dieſen Gegenſtand erſchienen, ſondern beſaß ſelbſt eine verblüffende Fertigkeit in der Verwertung ſeiner Kenntniſſe. Wer ihn einmal in nächtlicher Stunde an ſeinem

Stammtisch beobachtete, wenn er die Hand eines Zugereisten ergriff, um aus ihrer Betrachtung eine vollkommene Biographie zusammenzusetzen, glaubte etwas von dem mystischen Geist zu spüren, der Jahrhunderte hindurch hoch und niedrig beherrscht hat und erst in neuerer Zeit von der sich immer mehr ausbreitenden naturwissenschaftlichen Erkenntnis in die Enge getrieben ist, ohne die Herrschaft über das Gemüt und die Phantasie vieler Menschen völlig zu verlieren.

Es wäre dem Genuß, den ein spannendes Romankapitel gewährt, gleichgekommen, wenn Stinde sich entschlossen hätte, die Handfläche Rubinsteins nach dem vorhandenen Abguß zu erklären. Wie mit einem spitzigen Gegenstand sind diese Linien, Wülste, Erhebungen und Senkungen eingegraben. Am Daumen ballt sich das feste Fleisch ganz besonders lebendig auf. Zwischen den Hauptlinien spielen eine Menge gezackter Streifen hin und her und — o Ironie! — die Lebenslinie selbst schien so stark ausgearbeitet, daß Rubinstein danach ganz gewiß noch zwanzig Jahre hätte schaffen und wirken müssen.

Zum letztenmal konnte ich Rubinsteins Hand in dem vollen Spiel der Muskeln im März 1894 bei einem Frühstück beobachten, das in dem Hause des verstorbenen Klavierfabrikanten Carl Bechstein in Berlin stattfand. Der Künstler hatte bei einem philharmonischen Konzert seine dramatische Symphonie dirigiert und niemand ahnte, daß dies fröhliche Zusammensein einen Abschied für immer bedeuten sollte. Die liebenswürdige Frau unseres Gastgebers, die neben mir saß, fragte Rubinstein zufällig, in welcher Stadt er sich am wohlsten gefühlt habe, und erhielt darauf folgende bemerkenswerte Antwort: „Das ist schwer zu sagen. Einfacher wäre es, wenn Sie mich gefragt hätten:

in welchem Lande? Darauf könnte ich allerdings antworten. In Rußland lebe ich, in Deutschland denke ich, in Frankreich genieße ich, in Italien und Spanien bewundere ich, in Amerika handle ich und überall — liebe ich." Er sprach bei dieser Gelegenheit auch sonst noch allerlei Interessantes und Nachdenkliches, so in bezug auf seine musikalischen Erinnerungen, die er herausgegeben hatte, den Satz: „Schreiben ist eine Befriedigung, drucken lassen eine Verantwortung", und in bezug auf das, was ihn am tiefsten erfüllte und bewegte: „Es gibt wahre und falsche Priester in der Kunst. Die wahren betrügen sich, die falschen betrügen die anderen." Neun Monate später stand ich in Peterhof vor der Leiche des Unvergeßlichen im Konzertsaal seiner Villa und betrachtete wieder seine Hände, die steif und kalt waren und wie aus Wachs gebildet aussahen.

Lügen deshalb die Zeichen, auf welche sich die Anhänger der Chiromantie so gern berufen? Wer von mystischen Anwandlungen erfüllt ist und Überzeugungen in sich trägt, die sich durch die Erfahrungen der Wissenschaft weder völlig umstoßen noch stützen lassen, also den Empfindungen des einzelnen weiten Spielraum geben, wird sich in seinem Glauben durch schmerzliche Überraschungen nicht irre machen lassen. Eher wird er das Wort Wallensteins für sich in Anspruch nehmen und sagen, daß die Sterne nicht lügen, daß aber gewisse Dinge wider Sternenlauf und Schicksal geschehen. Der unerwartete Tod Rubinsteins, des großen und guten Menschen, will uns gleichfalls als ein Eingriff in den natürlichen und erwünschten Lauf der Dinge erscheinen, als etwas Unfaßbares, dem wir uns in Demut beugen, bei dem wir aber das Schicksal feuchten Auges fragen: Warum?

Leonid Andrejew.

Während eine Flut von Schriften in allen Kultursprachen auf die Leser eindringt, um ihnen die innern Zustände Rußlands, die Ursachen seiner Niederlagen im fernen Osten und der aufrührerischen Bewegung in den Städten zu schildern, tönt von dort die Stimme eines Dichters zu uns, der seine Heimat wie wenige kennt und liebt, dem das Schicksal seines Landes und Volkes blutige Tränen erpreßt und der in herzergreifender Weise sagt, was er leide. Leonid Andrejew hat mit seiner farbigen und funkelnden Begabung, die er wie eine brennende Fackel schwingt, dem zugleich Bohrenden und Phantastischen seiner Schilderungen, mit denen er die moderne Gesellschaft abschreitet, und dem großen Zug seiner Leidenschaft, die an allem Falschen und Mürben rüttelt, um sich ein edleres Dasein zu erträumen, schon wiederholt Beachtung gefunden. Nun hat er aber ein Wort geprägt, das wie ein greller Blitz vor uns einschlägt, und damit einem kleinen Buch, das man nicht ohne tiefe Ergriffenheit aus der Hand legen kann, das sichere Geleit zu ungezählten Scharen von Lesern gegeben. Es klammert sich an die Schrecken des Krieges an, der vor Monaten in der Mandschurei tobte, und seine ersten Worte lauten: „Wahnsinn und Schrecken!“ Es will nur Zustände schildern, die nachweislich vorhanden sind, und den Zusammenhang aufdecken, der sich zwischen den Greueln dieses Völkergemetzels nachweisen läßt.

Ein Krieg, der nicht von dem verletzten Ehrgefühl der Nation gefordert, sondern durch eine unsinnige Eroberungspolitik verursacht wurde, der nicht allein durch die Überlegenheit der Feldherrn und den Mut der Truppen, sondern fast noch mehr durch Ingenieure und Chemiker entschieden wird, mußte bei seinem für Rußland so schmählichen Verlauf in einem berufenen Dichter wie Andrejew die ganze Glut seines Temperaments entzünden. Fast im gleichen Alter wie sein Freund und Gesinnungsgenosse Gorki, hat er doch nicht dieselbe herbe Lebensschule wie dieser durchgemacht. Er vollendete seine juristischen Studien und war sogar eine Zeitlang in Moskau Advokat, allerdings nur, wie er selbst erzählt, um nur einen Prozeß zu führen und ihn zu verlieren. Dann trat er in die Reihe der literarischen Kämpfer ein, die dem unterdrückten Volksbewußtsein eine weittönende Stimme leihen. Das Freie und Frische des noch jungen Mannes, der so scharf die Gegenwart beleuchtet und so gläubig auf eine bessere Zukunft hofft, drückt sich auch auf dem kleinen Bilde aus, das wir auf dem Titel dieser trotz des geringen Umfangs so gewaltigen Novellen finden. August Scholz, von dem auch die Übersetzung des „Nachtasyls" herrührt, hat sie mit Verständnis und Geschmack ins Deutsche übertragen und die Fieberstimmung des Originals festgehalten, für das sein Verfasser das Schicksal Gorkis teilen und vorübergehend ins Gefängnis wandern mußte.

Was sollen wir unter dem roten Lachen verstehen? Nichts anderes als die gräßliche Musik der Hölle, die diesen wahnsinnigen Krieg begleitete, die alles Gemeine und Qualvolle aus der menschlichen Natur herauspreßt und sie in eine beispiellose Verwilderung hineinpeitscht. Mit einem einzigen kühnen Sprunge versetzt uns Andrejew mitten in

die Raserei des Krieges und verwickelt uns in seine Schrecken mit solcher Virtuosität, daß alle unsere Sinne davon erfüllt werden. Er läßt einen Familienvater in seinen Tagebuchaufzeichnungen erzählen, was er draußen in der Mandschurei erlebt und gelitten hat, und diese Betrachtungen nach dessen Tode durch den Bruder des Verstorbenen ergänzen, der darüber den Verstand verliert. Das rote Lachen entsteht zuerst auf dem leichenblassen, angstverzerrten Antlitz eines jungen Freiwilligen, der eine Meldung bringt, geht dann von all diesen verstümmelten und zerrissenen Menschenleibern aus und erfüllt endlich Himmel und Erde in der Phantasie eines Unglücklichen, dem dieser Krieg den Glauben an die Vernunft der Menschheit unwiderbringlich zerstört hat. Versuchen wir, Schritt für Schritt diesem Dichter zu folgen, von dem gewaltigen Dröhnen der Mannschaften, die mit dem Gedanken an Tod und Verderben ausrücken, bis zur Zerstörung eines Einzellebens, das an diesem Krieg wie an einer schweren Krankheit zugrunde geht.

Grauenvoll wie ein Bild aus Dantes „Hölle", wenn die Leiber der Verdammten von schwarzen Hunden zerfleischt, von den Enterhaken der Teufel zerrissen und vom Feuerregen verbrannt werden, berührt die Schilderung der furchtbaren Wirkungen, welche die Stacheldrähte bei der Erstürmung befestigter Höhen hervorbringen. Die menschliche Phantasie kann sich nichts ausmalen, was über die tierische Grausamkeit dieser Verteidigungsmaßregel hinausgeht. Zehn bis zwölf Gehege aus diesen mit scharfen Spitzen versehenen Drähten umgeben die steilen Abhänge, wo die Kanonen den Angreifern entgegenstarren. Die herbeistürmenden Truppen versuchen die Schlingen mit ihren Bajonetten zu zerreißen und mit ihren Säbeln zu durchhauen. Aber die Drähte sind derartig straff gezogen, daß sie beim

Auseinanderbrechen die Luft pfeifend durchſchneiden und oft mehrere Soldaten tückiſch umringeln. Je haſtiger ſie ſich davon befreien wollen, deſto mehr zerreißen die Stacheln ihnen die Kleider und bohren ſich in ihr Fleiſch ein. Die Unglücklichen ſchreien vor Schmerz laut auf und winden ſich wie wahnſinnig im Kreiſe umher. Indem der eine dem andern helfen will, entſteht ein furchtbarer Knäuel von Menſchen, die wie wahnſinnig aneinander zerren, bis die Kugeln einzelne von ihrer Qual erlöſen, während die andern ſich langſam zu Tode zerren. An einer einzigen dieſer Drahtbefeſtigungen ſollen nicht weniger als zweitauſend Mann gefallen ſein, während ſie von einem ununterbrochenen Kugel- und Kartätſchenregen überfallen wurden.

Es würden gewiß alle vor Schreck geflohen ſein, wenn es aus dieſer gräßlichen Mauſefalle überhaupt einen Ausweg gegeben hätte. Die Mannſchaften vermochten ſich aber in dieſem Gewirr von Drähten nicht mehr zurechtzufinden, ſahen kein Vorwärts und kein Zurück und gebärdeten ſich wie Wahnſinnige. In ihrer Todesangſt bemerkten ſie nicht, daß zwiſchen den Stacheldrähten überall klaftertiefe Wolfsgruben mit ſpitzen Pfählen ausgehöhlt waren, an denen ſie aufgeſpießt wurden und dort in der Tiefe ‚zappelten und tanzten wie die Hanswürſte, mit denen die Kinder ſpielen'. So entſtanden ganze Keſſel voll wimmernder, blutüberſtrömter, halb toter Menſchen mit hilfslos ſtarrenden Armen und krampfhaft zuſammengekrallten Fingern. Die Soldaten rannten wie Betrunkene oder Verrückte geradezu in ihr Verderben, ſchimpften und lachten, wenn ſie von den Drähten gepackt wurden. Da ſie ſeit dem frühen Morgen nichts gegeſſen und getrunken hatten, ſtellten ſich Angſtgefühl und Schwindelanfälle bei ihnen ein. In dieſem Zuſtand drückte ſich der Wille zum Leben ſeltſamerweiſe darin

aus, daß sie, vom Tode rettungslos umklammert, etwas Lustiges, zuweilen ein Tanzlied, anzustimmen begannen.

Dann sehen wir, wie der Rest, der sich noch auf den Beinen halten kann, abends, nachdem die Schlacht vorbei ist, abgerissen, schmutzig und zerschunden sich um den Samowar versammelt. In den nervös zuckenden Bewegungen scheint sich das Gefühl zu verraten, daß ihnen im Rücken irgendwelche Gefahr lauere. Die Unterhaltung geht stockend und abgerissen vor sich, bis plötzlich einer sinnlos zu schreien anfängt und die übrigen in ein wildes Lachen ausbrechen. Die Dämmerung läßt alles schattenhaft verschwimmen. Niemand scheint mehr zu wissen, wo er sich befindet, bis er sich darüber klar wird, daß überall der Krieg um ihn tobe. Da fragt plötzlich jemand, wie es in der Heimat aussehen mag, und die Worte ‚Zu Hause!' bringen wieder einen Aufruhr in der krankhaft erregten Phantasie hervor. Jeder schämt sich seines Schmutzes, seiner innern und äußern Vertiertheit und denkt an die vergessenen und verlorenen Menschenkinder, die in den dunklen Klüften mit dem Tode ringen.

Dann das nächtliche Bild der Lokomotive mit den sieben Waggons, die zum Transport der Verwundeten aufgetrieben sind! Zur Bedienung des Zuges werden die Leute von ihrem Lager aufgescheucht und wanken, als ob sie im Gehen schlafen, von allerlei Wahnvorstellungen verfolgt, zu ihrem Dienst. Während die Maschine zu ächzen beginnt, ziehen die Bilder des Schreckens unaufhörlich wie Spukgebilde vorüber. Plötzlich stockt der Zug, weil die Lokomotive einem Toten, der auf den Schienen lag, den Kopf abgerissen hat. Durch die Nacht tönt ein gleichmäßiges heiseres Ächzen, wie ein Scharren und Kratzen, während die Erde von einem rötlichen Feuerschein erhellt wird. Die

Sanitätskolonne schreitet zu Fuß vor der Lokomotive her und was sie erblickt, läßt sich schwer in Worten ausdrücken: ‚Mit jedem Schritt, den wir vorwärts taten, wurde dieses unheimliche, schaurige Stöhnen, das keinen Ursprung zu haben und von der Erde, vom Himmel, von dem roten Luftmeer selbst auszugehen schien, immer vernehmlicher und lauter. Es erinnerte ein wenig an das gleichmäßig monotone Zirpen der Heuschrecken auf der Sommerwiese. Und immer häufiger und häufiger stießen wir auf Leichen. Wir betrachteten sie flüchtig und warfen sie vom Bahndamm — diese gleichgültigen, welken, stillen Körper, die dort, wo sie gelegen, ihre dunklen, öligglänzenden, halb eingesickerten Blutspuren zurückließen. Wir begannen sie zu zählen, verzählten uns aber bald und gaben die Sache auf. Es waren ihrer so viel — nur allzuviel für diese unheilvolle, von kaltem Grausen erfüllte, schaurige Nacht. Dann fanden wir ihrer immer mehr auf dem Bahndamm und in seiner Nähe; das ganze, in der unbeweglichen roten Feuerlohe düster schimmernde Feld wimmelte von ihnen, als wäre es lebendig geworden, und es hallte wider von ihrem lauten Geschrei, ihrem Ächzen, Fluchen und Stöhnen. Gleich dunklen kleinen Hügeln hoben sie sich ab von dem Blachfeld — beweglichen Hügeln, die durcheinander krochen wie schläfrig krabbelnde Riesenkrebse, ganz seltsam anzuschauen und mit ihren zuckenden, ruckweisen Bewegungen, ihrer kraftlosen Schwerfälligkeit kaum noch Menschen ähnlich.“ Ein Student, der mit dem Zuge als Krankenwärter gekommen war, stellte sich auf einmal in militärischer Haltung vor den Arzt, sprach unverständliche Worte, als sei er außer stande, den Gedanken auszudrücken, von dem er verfolgt werde, zog dann seinen Revolver heraus und schoß sich durch die Schläfe.

In dem wahnsinnigen Wirrwarr dieses Krieges glaubte der Oberst eines Regiments, daß der Feind heranrücke und rüstete sich zum Angriff, als durch das Fernrohr festgestellt wurde, daß es die eigenen Leute waren. Alles schien ruhig zu werden, als plötzlich die Geschosse einschlugen und Hunderte niedergemäht wurden. Es stellte sich später heraus, daß zwei Regimenter der russischen Armee, weil sie sich für Gegner hielten, auf eine Werst Entfernung eine ganze Stunde lang sich unter ein mörderisches Feuer genommen hatten. Man suchte den peinlichen Vorfall zu vertuschen, aber bald ereignete sich ähnliches bei Freunden und Feinden, wo auch einmal in der Nacht zwei Detachements ganz dicht aufeinander gerieten und sich tatsächlich aufrieben. Bei jenem Kampf, wo die Russen einander beschossen, wurden dem Erzähler beide Beine abgerissen und er kam erst im Lazarett wieder zum Bewußtsein, nachdem ihm die blutigen Stümpfe abgenommen waren. Auch der Doktor schien bei dem Anblick des Elends und Entsetzens, der aufreibenden Tätigkeit, der Entbehrungen und Aufregungen, die er zu ertragen hatte, den Verstand zu verlieren. Obwohl er den russisch-türkischen Krieg mitgemacht hatte, marterte er sich doch vergeblich das Gehirn ab, um zu verstehen, was in der Mandschurei vor sich ging. ‚Es wird bald ein Moment eintreten, da niemand mehr von hier fortkommen wird. Ja — weder ich, noch sonst jemand,' flüsterte er geheimnisvoll, als sähe er bereits den allgemeinen, jähen, furchtbaren Zusammenbruch. Das rote Lachen . . .!

Um das Unverständliche und Verzerrte alles dessen auszudrücken, was ihn umgab, überschlug sich der Arzt plötzlich, stand auf den Händen und balancierte mit den Beinen in der Luft. Dann fing er an zu reden und zu phantasieren von all den Unglücklichen mit zerschmetterter Brust,

zerrissenem Unterleib, herausgerissenen Augen und amputierten Beinen, von einem Gesindel von Mannschaften, das sich unter die regulären Truppen mische, fast nackt, am ganzen Körper mit Beulen und Schrammen bedeckt, hungrig wie die Wölfe, mit dem Aussehen von Wilden, Urmenschen oder Affen. ‚Das sind Kerle nach meinem Geschmack,' schrie der Doktor. ‚Ich sitze hier nur so lange plaudernd bei Ihnen, bis ich vollends verrückt geworden bin — dann, wenn das letzte Fünkchen Vernunft zum Teufel ist, zieh' ich hinaus ins Feld, hinaus, und laß' einen Schrei ertönen, einen Schrei, so gellend wild, und sammle sie alle um mich, diese Tapferen, diese Ritter ohne Furcht und Tadel, und erkläre der ganzen Welt den Krieg. Mit Musik und Schlachtgesang werden wir in die Städte und Dörfer einbrechen, und wo wir auftauchen, dort wird alles rot aufleuchten, dort wird alles wirbeln und tanzen wie des Feuers Gluten. Wer noch nicht tot ist, wird sich uns anschließen, und unser tapferes Heer wird wachsen wie eine Lawine, und es wird über die ganze Welt wie ein reinigendes Gewitter hinfegen. Wer hat's denn gesagt, daß man nicht morden, sengen und rauben dürfe? Wir werden morden und auch rauben und sengen. Eine fröhliche, sorglose Schar von tapferen Recken, werden wir alles in Grund und Boden vernichten, ihre Staatsgebäude, ihre Universitäten und Museen, und auf den Ruinen werden wir, tolle Kinder der Luft, voll feurigen Lachens einen Tanz aufführen. Das Tollhaus werde ich zu unserem Vaterlande proklamieren, wer noch nicht den Verstand verloren hat, den werde ich für einen Verrückten und Vaterlandsfeind erklären; und wenn ich endlich als der große, unüberwindliche Triumphator, als der einstige Herr und Gebieter den Weltenthron besteige — ha, welch ein unbändiges Lachen

wird dann das Weltall erſchüttern! Freunde, wir werden einen roten Mund und eine rote Sonne haben und die Tiere werden ein ſo ſpaßiges rotes Fell haben, und wer uns zu weiß und nicht rot genug iſt, — dem werden wir einfach das Fell abziehen! ... Habt ihr ſchon einmal Menſchenblut getrunken? Es iſt ein bißchen klebrig und ein bißchen warm, aber es iſt rot und es hat ein rotes, luſtiges Lachen!'"

Plötzlich verändert ſich der Schauplatz dieſer erſchütternden Erzählung. Wir ſind nicht mehr in der Mandſchurei zwiſchen feindlichen Heeren, die ſich in der grauſamſten Weiſe zerfleiſchen, und ſehen nicht mehr Bilder namenloſen Grauens. Wir betreten das ſtille, beſcheidene, bürgerliche Heim in einer Stadt des europäiſchen Rußlands, wohin der Krüppel, der ſich nicht mehr ſelbſtändig vorwärts bewegen kann, zurückgebracht iſt. Seine Frau und ſeine Mutter, ſein Junge und ſein Bruder ſind um ihn verſammelt und haben ihn mit Küſſen bedeckt. Er ſieht wieder einmal ein wirkliches Bett vor ſich mit weichen Kiſſen und ſauberer Leinwand, dasſelbe, das er ſich vor vier Jahren kaufte, als er ſeine Hochzeit feierte. Der Bruder kann es nicht faſſen, wie eine Million Menſchen, nachdem ſie durch die Jahrhunderte zum vernünftigen Handeln, zu den Empfindungen des Mitleids erzogen ſind, ſich an einer Stelle verſammeln, um ſich gegenſeitig totzuſchlagen und ihr Tun mit allen möglichen Gründen zu rechtfertigen, obwohl ſie alle miteinander das Qualvolle ihrer Lage fühlen. Der Wahnſinn dieſes Krieges droht den ernſt und ruhig ſinnenden Menſchen um den Verſtand zu bringen, während er ſieht, was aus ſeinem Bruder geworden iſt. Ein blühender Mann von dreißig Jahren, iſt er im Vollbeſitz ſeiner Kräfte nach dem fernen Oſten gezogen, und als Krüppel,

an Leib und Seele zum Greise gealtert, wieder heimgekehrt.

Der Ärmste denkt daran, wie er nun wieder zu Hause sei, überlegt, wieviel ihm vom Genuß des Lebens noch übriggeblieben und versucht, seine literarische Tätigkeit, die er vor dem Krieg ausgeübt hatte, aufzunehmen. Er faßt die Feder mit der Hand, bemerkt aber, daß sie nicht vorwärts will, sondern wie ein Frosch, den man an einen Zwirnsfaden gebunden, über das Papier hüpft, daß die Feder darin stecken bleibt, kratzt und zerrt und lauter sinnlose, krumme und krause Striche macht. Mit dem Schreiben geht es also nicht, denn in den Fingern zittert noch derselbe Krampf, wie draußen im Krieg bei dem vergossenen Blut, dem lodernden Feuerschein. Aber man kann ja diktieren. Hat nicht Milton als blinder Mann sein „Verlorenes Paradies" verfaßt? Aber zu seinem Entsetzen bemerkt der Unselige, daß er seltsam zerstreut geworden sei, daß er die Personen seiner Bekanntschaft nicht mehr unterscheide, daß ihm selbst bei der einfachsten Unterhaltung Ausdrücke fehlen oder daß er die Bedeutung der Worte nicht begreife, die er braucht. Die Tage kommen ihm so verstümmelt wie seine Beine vor. Selbst den Namen seiner Frau hat er vergessen. Sein Bewußtsein schwindet endlich völlig. Er sieht nur noch eine Sonne über seinem Haupt flammen und überall Blumen und Lieder verstreuen. Im ohnmächtigen Schaffensdrang, der nur durch Morphium zu beruhigen ist, schlummert er endlich hinüber.

Er ist dahingegangen, aber sein Bild lebt in seiner Umgebung fort, vor allem im Herzen seines Bruders, der in der Wohnung allein zurückbleibt und mit seinen Gedanken immer bei dem entsetzlichen Kriege weilt. Sie schwirren hin und her wie Fliegen, die im Innenraum eines

Doppelfensters eingeschlossen sind und fortwährend gegen ein undurchsichtiges, undurchdringliches Hindernis stoßen. Er fühlt, daß er wie der Verstorbene langsam dem Wahnsinn verfallen werde, weil er den Sinn dieses Mordens nicht zu fassen vermag. Er möchte, da sein Hirn die Folterqual nicht zu ertragen vermag, auf die Straße stürzen und mitten in die Volksmenge hineinschreien: „Macht dem Krieg sofort ein Ende — oder . . .!" All dies, was seine Phantasie ausbrütet, glaubt der Kranke zu sehen und zu hören und es drängt ihn, seine Empfindungen und Wahnvorstellungen zu Papier zu bringen. Er erblickt in seinem Fieberzustand seinen Bruder, der längst unter der Erde ruht, in seinem Sessel an dem mit Büchern beladenen Tisch. Das Entsetzen, von dem die Menschheit erfaßt ist, dünkt ihm schlimmer als die Pest, wenn er sieht, wie die Bauern gewaltsam in den Krieg getrieben werden wie Ochsen, die man zur Schlachtbank führt. Er möchte seinen armen Bruder rächen, den man gemordet hat, und in den gefüllten Theatersaal das Wort „Feuer!" hineinrufen, damit sich alle zertreten und zugrunde gehen. Törichte und furchtbare Träume verfolgen ihn. Der Anblick eines spielenden Kindes erfüllt ihn mit Angst, und wieder hört er die Stimme seines toten Bruders, der ihm zuraunt, daß die Erde verrückt geworden sei und zu lachen anfange.

Das rote Lachen grinst ihn immer teuflischer an, während in der Mandschurei die Schlacht tobt, eine Schlacht, die schon acht Tage währt und noch immer nicht zu Ende gekommen ist. Wann wird er aufhören, dieser Wahnsinn? Eben hat er in einer befreundeten Familie einen Offizier angetroffen, der soeben vom Kriegsschauplatz heimgekehrt war. Er hat bei einem Bajonettangriff den Verstand verloren und kann seitdem nur ruhig bleiben, wenn um ihn

her gesprochen oder gelärmt wird, während er, sobald Stille um ihn herrscht, sogleich gegen die Wand und die Möbel mit dem Kopf zu rennen anfängt. Er muß daher immer Leute um sich haben, die irgend ein Geräusch machen. Man hat schließlich dafür einen Ersatz durch eine Anzahl unregelmäßig tickender und schlagender Uhren und ein Rad gefunden, das sich wie eine Schnarre bewegt.

Es treffen Briefe ein, die von längst Verstorbenen herrühren und die Aufschrift wendet sich an Menschen, die der Krieg ebenfalls dahingerafft hat. Der Tote schreibt an den Toten! Eine Mutter hat die Nachricht in der Zeitung gelesen, daß der Sohn gefallen sei, und bekommt täglich einen Brief von ihm, den eine Granate schon längst zerrissen hat. Sie glaubt schließlich nicht mehr an seinen Tod und erst als die Briefe endlich ausbleiben, begreift sie, was geschehen ist. Sie nimmt den alten Revolver ihres Sohnes von der Wand und jagt sich eine Kugel durch den Leib. Der Kranke besucht eine Volksversammlung, wo ein Redner eine Fahne schwenkt, auf welcher die Worte „Nieder mit dem Kriege!" stehen. Er erwartet die geistige Wiedergeburt seines Volkes und verlangt, daß alle Waffen verscharrt und vernichtet werden. Plötzlich wird der Redner von seinem Platz heruntergerissen, es entsteht eine wilde Bewegung im Saal, alles kracht und prasselt durcheinander.

Der schon dem Wahnsinn Verfallene rennt durch unbekannte Gassen zwischen dunkeln Gebäuden einher, bis er sein Haus findet, wo er sich zunächst im Keller versteckt, um erst langsam die Wohnzimmer zu durchstreifen. Im Dunkel der Nacht glaubt er einen purpurnen Schein aufleuchten zu sehen und sich mit seinem Bruder zu unterhalten. Durch das Fenster meint er auf ein dunkelrotes Feld zu

blicken, das ganz mit Leichen bedeckt ist. Und immer höher schwillt die Zahl der Toten an, als ob sie von der Erde selbst emporgeschleudert würden. Sie beginnen sogar das Zimmer auszufüllen und den Ausgang zu verstopfen. Endlich sieht der Irrsinnige das, wovon er so oft gehört, geredet und geträumt hat, in leibhaftiger Gestalt vor sich: das rote Lachen!

So steigert Andrejew die realistische Tatsächlichkeit, mit der er seine Erzählungen beginnt, immer mehr zum Phantastischen und Symbolischen, ohne die Einheit der Stimmung zu gefährden. Er packt und schüttelt seine Leser nicht sowohl durch die starken Wirkungen, die in seinem Stoff enthalten sind, sondern durch deren kunstvolle Behandlung und psychologische Deutung. Seine Schilderungen des Kriegselends sind von so unerbittlicher Wahrheit, daß man oft an die Gemälde Wereschtschagins erinnert wird, der vor diesem Krieg rechtzeitig und in eindringlichster Weise warnte, während die Diplomatie auf dem europäischen Festland ihn für ganz ausgeschlossen hielt und völlig im Dunkeln tappte. Dann finden wir bei Andrejew wieder Stellen von einem Feingehalt der Seelenkunde, die an Turgenjew gemahnt. Daß der Krieg der Vater aller Dinge sei, konnte man im Altertum behaupten, wenn es sich um die Freiheit und Ehre der Nationen handelte. Der russisch-japanische Krieg war aber nicht nur ein Schrecken für Rußland, sondern für ganz Europa geworden, und wer ihn heraufbeschworen hat, wird sich vor dem Richterstuhl der Menschheit zu verantworten haben. Solange das rote Lachen vom fernen Osten in seiner tierischen Häßlichkeit erschallte, ging eine Erschütterung, die uns alle nervös und ängstlich machte, durch die ganze Welt.

* * *

Im äußerſten Nordweſten von Berlin, wohin ſich literariſches und künſtleriſches Leben ſonſt niemals verirrt, veranſtaltete im Dezember 1905 der ruſſiſche „Wiſſenſchaftliche und literariſche Verein" einen Vortragsabend von ſo ausgeſprochen nationalem Gepräge und unter ſo lebhaftem Zuſpruch, daß man ſich nach einer leidenſchaftlich erregten Volksverſammlung in Petersburg oder Moskau verſetzt glauben konnte. Selbſt denen, die lange Jahre in der Reichshauptſtadt leben und wirken, ſind die Wicleffſtraße und das Moabiter Geſellſchaftshaus, wo die merkwürdige Verſammlung von acht Uhr des Abends bis gegen halb zwei in der Nacht ſtattfand, nicht einmal dem Namen nach bekannt. Und doch ſtrömten bei dieſem Anlaß etwa zweitauſend Menſchen dorthin, um Leonid Andrejew perſönlich kennen zu lernen und ſprechen zu hören.

Andrejews Anweſenheit in Berlin hatte auch in weiteren Kreiſen lebhaftes Intereſſe erregt, nirgends natürlich mehr als im Bereich ſeiner Landsleute, die ſich in Berlin immer mehr zuſammenſchließen und eine Welt für ſich bilden. Sie haben ihr eigenes Leſe-Inſtitut in der Linienſtraße und beſtimmte Verſammlungsräume, die meiſtens auch ohne beſondere Senſation überfüllt ſind. Diesmal galt es aber einen der am meiſten begabten und anerkannten unter den jüngeren Dichtern Rußlands zu ehren und kaum war er bei uns angekündigt worden, als das Intereſſe ihn zu ſehen, zu hören und kennen zu lernen, noch lebhafter als man erwarten konnte, anſchwoll. Der Sturm auf die Garderobe und die Treppen, das Gedränge im Saal ſelbſt, waren unbeſchreiblich. Eine Weile ſchien es ſogar, als ob die Verſammlung gar nicht würde ſtattfinden können, denn die Polizei hatte die Bedingung geſtellt, daß der mittlere Gang frei bleiben müſſe, und gerade hier hatten ſich die

Massen am gefährlichsten gestopft. Endlich gelang es aber doch, einigermaßen Ordnung und Ruhe zu schaffen. Der Vorsitzende ersuchte die Versammlung, die Zigarettenstummel, die überall aufgeglimmt waren, und eine dicke Rauchatmosphäre verbreitet hatten, ausgehen zu lassen. Die Verkäufer, die mit den Schriften von Gorki, Andrejew und Tschechow sowie sozialistischen Broschüren ein gutes Geschäft zu machen schienen, zogen sich allmählich zurück. Mit Spannung erwartete man den Dichter, der für diesen Abend angekündigt war, und sein neuestes Drama „Zu den Sternen" zum Vortrag bringen sollte. Er galt allen so recht als der unmittelbare Ausdruck des modernen russischen Lebens mit all den Aufregungen und Gärungen, die gegenwärtig in ihm aufgebrochen sind. Er stammt aus dem Herzen Rußlands aus dem Gouvernement Orel, wo auch Iwan Turgenjew geboren war, der in seinen Novellen und Romanen bereits mit voller Deutlichkeit ahnen ließ, daß im Reich des Zaren das Schicksal alsbald gewaltig an die Pforte klopfen werde.

Gegen 9 Uhr geht eine lebhafte Bewegung durch die Versammlung. Durch den mittleren Gang, der sich wie eine Rinne durch den breiten Damm von Menschen hindurchzieht, schreitet Andrejew zu seinem Platz auf dem Bühnenpodium. Er wird mit lärmendem Beifall begrüßt und muß sich fünf-, sechsmal verbeugen, bevor er zu Wort kommt. Schon der erste Eindruck seiner Persönlichkeit hat viel Einnehmendes. Eine feine schlanke Figur von natürlicher Eleganz und Vornehmheit, dabei voll Leben und Energie, die Bewegungen ruhig und charakteristisch, das Gesicht interessant wegen des klugen und doch milden Ausdrucks, der aus den Augen leuchtet. Um Lippen, Kinn und Wangen breitet der kurz gehaltene Bart tiefe Schatten aus. Über

die ſchön gewölbte bedeutende Stirn fällt ein mächtiger Wuchs von pechſchwarzen Haaren. Die Spuren des Sinnens und der Phantaſietätigkeit, des Ringens und Leidens ſind dieſer Phyſiognomie unverkennbar aufgeprägt. Der Dichter dürfte nicht älter als Mitte dreißig ſein. Er ſpricht den Namen ſeines Stückes aus und beginnt das Perſonenverzeichnis vorzuleſen.

Die Handlung geht nicht in Rußland vor ſich, aber man merkt ſchon in den erſten Szenen, daß alles, was in dem Stück geſprochen wird, ſich auf das Vaterland Andrejews und auf die jüngſten erſchütternden Vorgänge bezieht. Alle vier Akte ſpielen in einem aſtronomiſchen Obſervatorium auf einer einſam gelegenen Berghöhe, fern von dem Tun und Treiben der Menſchen. Näheres wird darüber nicht geſagt, die Lokalfrage iſt abſichtlich verwiſcht. Der Leiter der Anſtalt iſt Ternowski, ein älterer Gelehrter, der aus Rußland fortgezogen iſt und ganz ſeinen Forſchungen lebt. Alles, was die Gegenwart bewegt, beurteilt er nach Maßſtäben, die ihm ſeine Wiſſenſchaft an die Hand gibt, nach Hunderttauſenden von Jahren, nach Millionen Meilen Entfernung. Nun dringen die Nachrichten von einer furchtbaren Volkserhebung, von einem erbitterten Kampf für Freiheit und Recht an ſein Ohr. Sein ſiebenundzwanzigjähriger Sohn Nikolai hat ſich mit fanatiſcher Begeiſterung in die revolutionäre Bewegung geſtürzt und iſt bei den Straßenkämpfen ſchwer verwundet worden. Sein Freund, ein Arbeiter Treitſch, hat ihn aus dem Gewühl des Kampfes herausgetragen und dann ſein Heil in der Flucht geſucht. Nikolai wurde gefangen genommen und einer grauſamen Behandlung im Gefängnis unterworfen. Seine Braut Marußja hat ihn mit dem Geld eines Wohltäters aus dem Gefängnis vergeblich zu befreien geſucht.

Auch ſie befindet ſich jetzt mit der Familie des Aſtronomen auf dem Obſervatorium und träumt von den Ausſichten, die ſich der revolutionären Bewegung eröffnen.

Man ſieht, der Stoff iſt von unmittelbarer aktueller Bedeutung. Aber Andrejew hat offenbar beſonderen Wert darauf gelegt, ihn ganz ins Ideelle zu erheben, uns nicht die blutigen Schreckensſzenen ſelbſt vor Augen zu führen, ſondern die Gedanken und Stimmungen zu ſchildern, die ihre Nachwirkung in den Köpfen und Menſchen dieſer Familie hervorruft. Der Dichter verfügt über ein klangvolles, weiches und zugleich kraftvolles Organ. Aber trotzdem darf man ihn nicht als einen guten Vorleſer ſeines Werkes bezeichnen. Er lieſt es mit gleichmäßigem Fluß der Stimme vor, ohne die auftretenden Perſonen im Ausdruck zu kennzeichnen, ohne ruhige Momente von leidenſchaftlichen zu unterſcheiden, ohne das Tempo des Vortrags zu wechſeln oder für die auftretenden Figuren einen charakteriſtiſchen Grundton anzuſchlagen. Dadurch entſteht bei dieſer Vorleſung eine gewiſſe Monotonie, die jede andere, weniger dankbare und leidenſchaftlich voreingenommene Verſammlung ermüden würde. Aber ſelbſt die Zuhörer in den hinterſten Reihen verhalten ſich mäuschenſtill, damit ihnen auch nicht die geringſte Kleinigkeit entgehe. Andrejew gibt in ſeinem Stück keine eigentlich dramatiſch bewegte Handlung, ſondern nur ein feines Farbenſpiel von Charakteren, die in ihren Empfindungen der Revolution gegenüber auseinander gehalten ſind. In der Jugend fiebert und drängt es, aber ſelbſt in dieſem Kreiſe unterſcheidet man diejenigen, die der Zukunft gläubig entgegenſchauen von den anderen, die durch das grauſame Schickſal ihrer Angehörigen eingeſchüchtert ſind und nun verzagt an die kommenden Tage denken. Einen beſonderen Aufſchwung nimmt die Situa-

tion am Ende des zweiten Aktes, wenn sich alle zum Anstimmen eines Freiheitsliedes an die Sonne, die Herrin der Erde, vereinigen, das auch in den Herzen der Zuhörer einen starken Widerhall fand.

Nach diesem zweiten Akt trat eine längere Pause ein. Russische Studenten und Schüler, die an ihrer Uniform kenntlich waren, junge Mädchen mit kurz geschnittenen Haaren, andere, die fast noch Kinder waren und kaum wissen konnten, um welche ernsten Dinge es sich handelt, gingen mit Tellern durch die Reihen und sammelten Beiträge für die russischen Revolutionäre. Die Summen flossen ihnen offenbar von vielen Seiten reichlich zu. Inzwischen waren neue Hunderte von Zuhörern in den Saal gedrungen und quetschten sich an den Seiten bis zu den vordersten Reihen vor, wo sie eingepfercht standen oder auf dem Treppenaufgang zur Bühne zu Füßen Andrejews saßen. Zeichner hätten für ihr Skizzenbuch eine ungemein reiche Ernte finden können beim Studium dieser charakteristischen und im einzelnen doch wieder so ganz verschiedenen Physiognomien, unter denen die Jugend von vierzehn bis zwanzig Jahren überwog, obwohl es auch an Arbeitern aus dem Osten nicht fehlte, während die besser gestellten, in Berlin lebenden russischen Familien der Vorlesung fern geblieben waren. Man konnte sie früher in demselben Verein beobachten, als dieser Gorkis „Nachtasyl" und einzelne Dramen von Tschechow zur Aufführung brachte. Aber sie schienen an der jetzigen Verquickung von Poesie und Politik Anstoß zu nehmen. In der Tat steigerte sich die Erregung der Menge von Akt zu Akt. Nach dem zweiten trat ein ganz junger Mann mit fieberhaft erhitztem Gesicht und stechenden Augen auf, um die Grüße der russischen Revolutionäre aus Moskau zu bringen. Er sprach laut und eindringlich, mit bebender

Stimme, fließend und frei, als ob er von seinen Gedanken und Empfindungen wie mit Peitschenhieben gehetzt würde. Er erinnerte an die Erhebung der Kommune in Paris, schilderte die Vorgänge in Rußland und forderte zu Opferspenden für die russische Sozialdemokratie auf, der er am Schluß seiner Rede ein Hoch widmete.

Dann ließ Andrejew die beiden letzten Akte seines Stückes folgen. Selbst seinen wärmsten Anhängern schien er aber in der Art zu zahm zu sein, wie er seine Dichtung weiter entwickelte und ausklingen ließ. Rechnet man die Pausen ab, die gemacht wurden, so blieben immer noch mehr als drei Stunden für den Vortrag des Dramas übrig. Die Handlung, soweit davon überhaupt gesprochen werden kann, schrumpft darin immer mehr zur dialogischen Betrachtung zusammen. Es ist ein lebhaftes Hin und Her, Für und Wider von Ideen, die angeschlagen werden, aber kein eigentlicher Kampf der Leidenschaften, der irgendwie entschieden wird. Der Astronom zieht sich schließlich ganz auf seine Wissenschaft zurück, obwohl die Ereignisse in Rußland es ihm nahe genug legen aus seinen Phantasien zu erwachen und sich mit der Wirklichkeit abzufinden. Sein Sohn Nikolai, der Revolutionär, der im Personenverzeichnis des Dramas angeführt wird, aber in Wirklichkeit gar nicht auftritt, geht einem schrecklichen Schicksal entgegen. Durch die grausame Behandlung, die ihm in dem russischen Gefängnis zuteil wird, hat er an Leib und Seele gelitten. Seine Braut Marußja erzählt, wie er immer stumpfer und gleichgültiger geworden ist, wie er allmählich körperlich und geistig zugrunde gehen wird. Alle Zwischenstufen der Empfindung von der unmittelbarsten Anteilnahme an der russischen Freiheitsbewegung bis zur stummen Ergebung in das trostlose Schicksal werden berührt, aber die Wirk-

lichkeit löst sich in dem Drama immer mehr im Phantastischen auf. Der Astronom kehrt wieder zum Anblick des gestirnten Himmels zurück. Er findet seine Familie am Firmament, seine Freunde in den Männern der Wissenschaft, die vor ihm gelebt haben und nach ihm, vielleicht erst in Jahrhunderten kommen werden. So gibt sich das Drama von Andrejew keineswegs als reine Apotheose der russischen Revolution, sondern als eine psychologisch vertiefte und menschlich ergreifende Schilderung der Kämpfe und Leiden zu erkennen, die über das slawische Volk und Reich unter den Folgen des unglücklichen japanischen Krieges verhängt sind.

Wahrscheinlich werden die Fanatiker, die nur an Zerstörung denken und nicht danach fragen, was später kommen soll, mit Andrejew und seinem Werk nicht völlig zufrieden sein. Sie hatten nicht sowohl eine in sich fein abgetönte und dramatisch schwach bewegte Handlung, sondern einen Kriegsruf, der sie zum Siege führen soll, von ihm erwartet. Im übrigen hat Andrejew alle Ursache, mit seinem Aufenthalt in Berlin zufrieden zu sein. Er ist nicht nur von der russischen Kolonie, die in den letzten Monaten einen mächtigen Zuwachs erhalten hat, sondern überall, wo er sich sonst sehen ließ, mit großer Sympathie begrüßt worden. Eine Schwierigkeit für den Verkehr mit ihm liegt nur darin, daß er nicht ein einziges Wort deutsch versteht. Er ist überhaupt zum erstenmal nach Deutschland gekommen, dessen Geistesleben auf ihn anscheinend einen ungemein starken Eindruck gemacht hat. Er will seine Reise nach dem Westen fortsetzen und bald wieder nach Berlin zurückkehren, um seinen Landsleuten ein anderes neues Stück von sich vorzulesen.

Erst langsam konnte sich der riesige Saal des Gesell-

schaftshauses in Moabit über die unbequemen steilen Treppen, die zu ihm emporführen, leeren. An der Garderobe spielten sich ähnliche beängstigende Szenen wie beim Beginn des Abends ab. Wie viel Entbehrung und Verbitterung, Begeisterung und Phantasterei, erfreulichen Idealismus und gefährliche Unruhe konnte man von diesen jugendlichen Gesichtern ablesen, die sich an diesem Abend auf dem Boden der Heimat fühlten und sich gegenseitig Trost und Hoffnung spendeten in der Erinnerung an das Entsetzliche, das sich in ihrem Vaterland abspielt. Sie hörten mehr aus dem Stück heraus, als der Dichter sagen wollte und als in ihm wirklich enthalten ist. Sie sahen das aus der Ferne leuchtende Licht nicht wie der Astronom am nächtlich schimmernden Firmament, sondern in voller Strahlenglorie sich über die russischen Steppen ergießen und eine neue bessere Zeit verkündigen, in der die slawische Welt die Leitung ihrer Geschicke selbst in die Hand nimmt. Man merkte allerdings den Schrecken, der fast allen Zuhörern bei der Nachricht in den Nerven zitterte, daß in Moskau die Militärgewalt, wenn auch mit blutigen Opfern, die Revolutionäre wenigstens für den Augenblick zu Boden geworfen habe. Aber Andrejews Zuhörer waren fest davon überzeugt, daß der Tag der Freiheit trotzdem alsbald kommen müsse, und legten den Sinn des Stückes „Zu den Sternen" in ihrer Weise mit praktischer Nutzanwendung auf die Gegenwart aus. Arm in Arm trennten sie sich unter Hochrufen in den breiten, sonst menschenleeren Straßen zwischen den vierstöckigen Häusern unseres Moabiter Stadtteils gegen zwei Uhr des Morgens voneinander, nachdem sie sich davon überzeugt hatten, daß auch die spätesten Restaurants und Cafés in dieser Gegend bereits geschlossen waren.

Waſſili Shukowski.

Zu ſeinem fünfzigſten Todestage.

Die Erinnerung an den ruſſiſchen Dichter Shukowski wurde im Hinblick auf die fünfzig Jahre, die ſeit ſeinem 1852 erfolgten Tode verfloſſen waren, nicht nur in ſeinem Vaterland wieder lebendig. Dem Geſchlecht, das unter dem Kaiſer Nikolaus I. heranwuchs, in der Jugend die Soldaten aus dem Feldzug gegen Napoleon bewunderte und im Alter den harten Druck des Deſpotismus unerträglich fand, erſchien er mit ſeiner vielſeitigen Bildung, ſeiner Empfänglichkeit für Kunſt und Poeſie, ſeiner ritterlichen Geſinnung wie ein Führer zu lichten Höhen. Allem, was er in die Hand nahm, drückte er in einer Zeit zurückgebliebener Bildung und derber Leidenſchaften das Siegel des Geſchmackvollen und Wohlanſtändigen auf. Er war eine vorwiegend äſthetiſche Natur und von echter Begeiſterung für das Schöne durchdrungen, das er ſo notwendig brauchte wie Licht und Luft. Mit ſolchen verfeinerten Empfindungen für Wiſſenſchaft und Literatur, einer wohltuenden, wenn auch nicht ſtarken dichteriſchen Begabung war es in einer Zeit ſtarrer Bureaukratie nicht leicht, Anſehen und Stellung zu erringen. Shukowski verſtand es aber, ohne Opfer an ſeinem Charakter zu bringen, ſich mit dem Leben und ſeinen Anforderungen klug abzufinden. Aus dem ſtillen Heim des Gelehrten und dem Verkehr mit Büchern fand er den

Weg zu den höchſten Geſellſchaftskreiſen. Seine Kenntniſſe und Veranlagungen wußte er als Pädagog am ruſſiſchen Hofe praktiſch zu verwerten und damit ſo viel Gutes zu ſchaffen, daß der Einfluß ſeiner edlen Perſönlichkeit noch lange nach ſeinem Tode zu ſpüren war. Vorſichtig in ſeinem ganzen Auftreten, aber beſtimmt in dem Ziel, das er vor Augen hatte, weltgewandt und rückſichtsvoll im Verkehr mit der Hofgeſellſchaft und doch ſelbſtändig und unabhängig in ſeiner Geſinnung, ein treuer, begeiſterter Sohn ſeines Volkes und doch ein warmherziger Bewunderer und Vermittler weſtlicher Bildung, ſtellte er eine Charaktermiſchung dar, die zunächſt menſchlich viel Anziehendes hat. Sein Weſen und Wirken erſchienen den Gebildeten ſeiner Zeit wie ein gefälliger, einſchmeichelnder Auszug der romantiſchen Poeſie Europas, die mit ihrer Schwärmerei und Sehnſucht, ihren Wäldern und Burgen, ihren Recken und Jungfrauen plötzlich im Bereich der ſlawiſchen Steppe wie eine gütige Fee erſchien. Das ruſſiſche Publikum, das damals geiſtig zu erwachen begann, rieb ſich beim Anblick dieſes ſeltſamen Gaſtes verwundert die Augen und maß daran die einheimiſchen Erzeugniſſe der Poeſie. Zum Teil eiferten ſie den fremden Vorbildern nach, wie es ſich namentlich bei Puſchkin und ſeinen Dichtungen zeigte. Aber ſchon Lermontow betonte in ſeinen Schöpfungen das volkstümliche Element und in Gogol lieferte die naturaliſtiſche Beobachtung des Lebens das Äußerſte an Schärfe der Charakteriſtik. Dieſe Bewegung ſpielte ſich noch zu Shukowskis Lebzeiten ab, der eine junge Generation von Dichtern heraufkommen ſah, ohne darüber empfindlich zu werden oder Neid zu fühlen, obwohl er ſich von ihrer ſtärkeren Lebenskraft bald überholt wußte. Er machte auch nicht den Verſuch, ſich anders zu geben, als er war, um ſich dadurch

wieder in Mode zu bringen, ſondern blieb die ſchwärmeriſche Natur wie zuvor, bis er auf deutſcher Erde, die er ſo ſehr geliebt hat, ſtarb.

Die Antriebe zum Hohen und Idealen, die ſeine Tätigkeit beſtimmten, waren ihm nicht in die Wiege gelegt. Seine Geburt und Erziehung ſind mit ſo merkwürdigen Umſtänden verknüpft, als handle es ſich um Vorgänge in einem Roman. Waſſili Shukowski wurde im Jahre 1783 auf dem Lande, in Miſchensk im Tulaſchen Gouvernement, geboren, drei Werſt von der Stadt Beleff entfernt. Sein Vater war ein reicher Gutsbeſitzer namens Bunin, der bereits elf Kinder in die Welt geſetzt hatte, ohne eine Abnahme von dem „Tumult im Blute", wie Hamlet ſagen würde, zu ſpüren. Da ſeine Frau in ihrer matronenhaften Beſchaffenheit ihn nicht mehr reizte, kam er auf einen originellen Gedanken, um ſich ſchadlos zu halten. Er wendete ſich an einen ſeiner Bauern, die als Marketender während der Rumjänzowſchen Feldzüge nach der Türkei zogen, mit der Bitte, ihm ein paar hübſche Türkenmädchen mitzubringen. Alsbald erſchienen auch wirklich zwei Repräſentantinnen der orientaliſchen Weiblichkeit, von denen die eine jedoch bald nach ihrem Eintreffen in Miſchensk ſtarb. Die andere dagegen, deren Mann bei der Belagerung von Bender gefallen und die ſelbſt in Gefangenſchaft geraten war, nahm zunächſt die Stelle einer Wirtſchafterin bei Bunin ein, der ſich aber allmählich ihr gegenüber ganz als Türke benahm und ſie mit ſeiner Zuneigung auszeichnete. Frau Bunin war über dieſes Liebesverhältnis anfänglich ungehalten, gewöhnte ſich aber allmählich daran, als die „Heidin" Salcha ihrem Manne nach drei Mädchen, die bald mit dem Tode abgingen, einen Knaben ſchenkte. Sie ſah darin wohl gar eine Gnade des Himmels, nachdem

ihr eigener Sohn gestorben war. Die Christenfrau verstand es dabei, den Einfluß der Mohammedanerin in angemessenen Grenzen zu halten, denn diese mußte in einem Nebengebäude bleiben und durfte das herrschaftliche Wohnhaus nur betreten, um Befehle für ihre Tätigkeit in der Wirtschaft entgegenzunehmen. Der Sohn dagegen, der in Abwesenheit des Vaters zur Welt kam, wurde Wassili getauft und von einem Hausfreund Bunins namens Shukowski an Kindes Statt angenommen. Der Knabe gedieh, blieb im Hause seines natürlichen Vaters und bewirkte durch sein munteres Wesen sogar, daß die früher getrennt lebenden Eheleute sich wieder aneinander gewöhnten. So war aus halb orthodoxem, halb türkischem Blut ein junger Herr hervorgegangen, dem eine Laufbahn als russischer Edelmann bevorstand. So verworren sich die Umstände fügten, unter denen er das Licht der Welt erblickte, so maßvoll und korrekt sollte er später den Lebensweg innehalten und gerade für seine ruhige, selbstlose Tätigkeit, die viel Wertvolles zeitigte, wenn sie auch keine Spur von Genialität aufwies, durch eine hohe Stellung belohnt werden.

Es war freilich eine schlechte Vorbereitung für den zukünftigen Edelmann, daß man ihn mit sechs Jahren einem deutschen „Gouverneur" anvertraute, der aus einer Schneiderherberge hervorgegangen war und das Prügeln und Knien auf Erbsen für das Wesentlichste beim Unterricht sah. Der Taufvater nahm sich des kleinen Wassili nun selbst an, soweit es gehen wollte, während die Familie im Sommer auf dem Lande, im Winter in Tula lebte. Der Knabe war ein eifriger Leser der schönen Literatur des Westens. Mit zwölf Jahren schrieb er eine Tragödie „Camillus oder das befreite Rom", das er mit seinen Gespielinnen und zur großen Genugtuung der Zuschauer auf-

führen ließ, während ein anderes Drama von ihm, „Paul und Virginie", weniger Rührung als einen ungezügelten Lärm hervorrief, der sich beim Naschen aus den mit Konfekt gefüllten Düten entwickelte. In diesen Jugendversuchen war eine heilsame Lehre für Shukowski enthalten, der auch auf der Höhe seines Ruhmes niemals daran dachte, sich an dem gefährlichen Lampenlicht der Bühne die Finger zu verbrennen. Im Jahre 1797 kam er in die adlige Pension der Moskauer Universität, für die damalige Zeit eine der besten Anstalten, aus der eine nicht geringe Anzahl bedeutender Männer hervorgegangen ist. In den Familien, wo man unter der Regierung des Kaisers Paul den Idealen der französischen Revolution mit ihrer Verteidigung der Menschenrechte keinen Ausdruck geben konnte, beschäftigte man sich, soweit sie zu haben waren, mit französischen und deutschen Dichtern und erfreute sich an deren russischen Nachbildungen, namentlich wenn sie auf die Rührung weich gestimmter Seelen wirkten. Shukowski schrieb frühzeitig Gedichte meist schwermütigen Inhalts für Zeitschriften und Tagesblätter und zeigte in geschickten Übersetzungen bereits eine der schätzenswertesten Seiten seiner Begabung. Eine langatmige, in Alexandrinern abgefaßte Elegie „Der Kirchhof im Dorfe" schildert den Schmerz um einen zu früh der Welt entrissenen Jüngling und plätschert ausschließlich im Wasser der Sentimentalität. Shukowski, dessen Erziehung nur durch weibliche Hände geleitet war, lebte in einer verschwommenen Gefühlswelt voll Tränen und Grabesgeruch. Sein Ideal als Dichter mochte Karamsin sein, der damals von seinen Reisen ins Ausland heimgekehrt war und in Moskau als Historiker und Erzähler eine tonangebende Rolle zu spielen begann. An ihn schloß sich Shukowski an und wohnte bei ihm zwei Sommer hindurch

in Kunzowo bei Moskau, bis er in unmittelbarer Nähe ſeines Heimatdorfes, in Beleff, die Stelle als Hauslehrer bei einer Witwe annahm, deren beide Töchter er in Geſchichte, Philoſophie und Literatur zu unterrichten hatte. Faſt drei Jahre beharrte er in dieſer Tätigkeit, um im Jahre 1808 nach Moskau überzuſiedeln und die Redaktion des „Europäiſchen Boten" zu übernehmen, bei der er es aber nur kurze Zeit aushielt.

Seine Auffaſſung der Poeſie ließ in ihm ſchon frühzeitig ein geſundes, veredelndes und förderndes Element der Literatur erkennen. Er ſuchte die ruſſiſche Poeſie von den künſtlichen Anſchauungen und Formen zu befreien, mit denen ihre Begründer Lomonoſſow und Derſhawin die erſten Anregungen ausgeſtreut hatten. Er ſtudierte eifrig Wieland und Schiller, Voltaire und Rouſſeau. Endlich verſuchte er Balladen und Märchen, die er in der Literatur des Auslands gefunden hatte, mit nationalem Geiſte zu erfüllen, ihnen nicht nur ruſſiſche Namen und Begebenheiten zu unterlegen, ſondern ſie auch nach Ton und Empfindungsweiſe wahrhaft volkstümlich zu geſtalten. So ſchrieb er unter anderm eine „Ludmilla" nach Bürgers „Lenore", indem er die Fabel nach Litauen in die Zeit des Krieges mit den Slawen verſetzte. In ähnlicher Weiſe bearbeitete er von Schiller „Das Glück" und „Kaſſandra". Die bekannte Sage von den zwölf ſchlafenden Jungfrauen verlegte er an die Ufer des Dnjepr und ſchilderte den Gromoboi, wie er, von dem Elend ſeines Daſeins angeekelt, ſeine Seele dem Teufel Asmodei verſchreibt, mit zwölf Jungfrauen zwölf Töchter zeugt und, als die Friſt abgelaufen, ſich von der Macht des Böſen zu befreien ſucht. Durch Kirchenbau, gute Werke und die Gebete ſeiner Töchter fühlt er ſich auf dem Sterbebett getröſtet. Zum Schluß werden die Mäd-

chen sämtlich in Schlaf versenkt, der sie so lange umfangen hält, bis ein reiner Jüngling eine von ihnen wahrhaft liebt und damit das Erlösungswerk auch für die übrigen und die Schuld Gromobois vollbringt.

Als Leutnant der Moskauer Landwehr machte Shukowski bei der Hauptarmee den Feldzug vom Jahre 1812 mit, befand sich bei der Schlacht von Borodino im Hintertreffen und gab den Hoffnungen, welche das russische Heer und Volk auf die völlige Vernichtung der napoleonischen Truppen erfüllten, in dem Liede „Der Sänger im russischen Kriegslager" Ausdruck. Ein Kosak steht mit der Leier im Arm inmitten seiner Kameraden, die um ein Wachtfeuer Platz genommen haben. Sie füllen die Becher und lauschen seinen begeisterten Worten, mit welchen er der Opfer des heiligen Krieges gedenkt und die vollständige Befreiung des Vaterlandes von dem Feinde prophezeit. In jedes Hoch, das der Sänger ausbringt, stimmen die Soldaten jubelnd ein. Mit diesem Lied wurde Shukowski ein allgemein bekannter und beliebter Dichter. Im Jahre 1813 ersann er in erster Fassung jene Strophen, die später als Nationalhymne anerkannt wurden und mit den Worten „Boshe zarja chrani" („Gott erhalte den Zaren") beginnen. General Lwoff, der spätere Leiter der kaiserlichen Musikanstalten in Petersburg, komponierte dazu eine feierlich getragene Melodie, die man seitdem bei jeder offiziellen Gelegenheit zu hören bekommt, und an welcher die Russen nur auszusetzen haben, daß sie ihnen nicht national genug klinge und an einer Stelle Erinnerungen an die katholische Weise „O sanctissima" erwecke. Mit der „Botschaft an den Kaiser Alexander", die Shukowski nach der Einnahme von Paris verfaßte, kam er zum erstenmal mit dem Petersburger Hof in Beziehung, der die Dichtung in Tausenden

von Exemplaren veröffentlichte und verteilte. Shukowski empfand selbst nur wenig von dem Enthusiasmus, den seine Verse in den Kreisen aller Gebildeten entzündeten. Er befand sich in einer gedrückten Stimmung, weil ihm die Hand seiner Nichte Marie Protassow, die er sich zu seiner Lebensgefährtin erwählt hatte, versagt wurde. Zwar nicht durch die junge Dame selbst, sondern durch deren Mutter, die sich von den Vorschriften der Geistlichkeit bestimmen ließ und eine solche zwischen Verwandten geschlossene Ehe als undenkbar bezeichnete. Ein Jahr lang brachte Shukowski dann an der Universität Dorpat zu, die erst kurz zuvor begründet war und ihn mit dem anregenden Verkehr im Kreise der Professoren und dem fröhlichen Treiben der akademischen Jugend für das ausgestandene Herzeleid nach Möglichkeit entschädigte. Dann zog es ihn nach Petersburg in den Mittelpunkt des geistigen Lebens seiner Heimat, wo er als Begründer und Leiter des Dichterbundes „Arsamaß" die vorhandenen poetischen Kräfte, ältere wie jüngere, vereinigte, gegen die immer mehr verblassenden klassischen Vorbilder mit Witz und Laune einen fröhlichen Krieg begann und dafür eintrat, daß Literatur und Poesie wie im westlichen Europa nicht an der geistigen Entwicklung des Volkes hochmütig vorbeigingen, sondern sie vielmehr im innersten Kern zum Ausdruck bringen sollten.

Diese rühmliche Tätigkeit lenkte immer mehr die Aufmerksamkeit der leitenden Kreise auf seine gewinnende und hochstrebende Persönlichkeit. Im Jahre 1817 wurde er an den kaiserlichen Hof berufen und erhielt den Auftrag, die Gemahlin des Großfürsten Nikolaus, Schwester unseres Kaisers Wilhelm I., die ihren Mädchennamen Charlotte als Frau in den russischen Alexandra Feodorowna umgewandelt hatte, in der russischen Sprache und Literatur zu unter-

richten. Shukowski brachte zu diesem Amt die richtige Mischung von Kenntnissen und Taktgefühl mit. Er erleichterte der hohen Frau den Übergang in die slawische Geisteswelt an der Hand seiner Übersetzungen aus deutschen Dichtungen von Goethe, Bürger und Uhland. Er faßte seine Aufgabe ernst, aber ohne Pedanterie auf und erweckte in seiner Schülerin auch außerhalb des genau festgestellten Lehrplans Interesse für höhere geistige Bestrebungen. Im übrigen kümmerte er sich teils aus Klugheit, teils aus Widerwillen gegen die Intrigen des Hofes wenig oder gar nicht um die kleinlichen Regungen des Strebertums und Neides, und lebte in seinen romantischen Ideen wie in einer andern Welt, an der er sich die Freude durch das Geräusch der Staatsmaschinerie in keiner Weise stören ließ. Eine lang anhaltende Krankheit der Großfürstin Alexandra hatte für ihn das Gute, daß er endlich Gelegenheit fand, die russische Grenze zu überschreiten und jene Länder, zu deren geistigen Führern er sich so lebhaft hingezogen fühlte, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Im Jahre 1820 kam er nach Berlin im Gefolge des Hofes, wobei er sich als Festdichter bewährte und bei dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem älteren Bruder seiner Schülerin, eine überaus freundliche Aufnahme fand. In Dresden lernte er Tieck kennen und empfing von seiner Persönlichkeit den besten Eindruck. Dann reiste er durch die Schweiz bis nach Genf und durch Oberitalien bis nach Mailand und dem Lago maggiore.

Bei seiner Rückkehr nach Petersburg waren die liberalen Anläufe des Kaisers Alexander I. in düstern Mystizismus umgeschlagen, welcher der reaktionären Partei unter der Führung von Araktschejew den weitesten Spielraum ließ. Nach dem Tode des Monarchen wurde die Stadt

Peters des Großen durch die Dekabristenverschwörung, welcher der zur Herrschaft gelangte Kaiser Nikolaus I. durch sein entschlossenes Vorgehen auf dem Senatsplatz alsbald ein blutiges Ende machte, in Angst und Schrecken versetzt. Shukowski stand diesen Begebenheiten als unmittelbarer Zuschauer gegenüber, ohne einen Schritt zu weit nach rechts oder links zu machen oder besorgen zu müssen, daß ihm der Gatte seiner Schülerin das Vertrauen, das er ihm als Thronfolger geschenkt hatte, als Kaiser vielleicht entziehen würde. Er stand vielmehr so fest in der Gnade des Kaiserpaares, daß es keinem Zweifel unterlag, wem die Erziehung des 1818 geborenen Thronfolgers, des spätern Alexanders II., in ihrem humanistischen Teil anvertraut werden würde. Die militärischen Unterweisungen empfing der Großfürst von dem General Merder. Für die Gliederung und Ausführung des übrigen Lehrplans war aber ausschließlich Shukowski maßgebend und verantwortlich, der es als seinen Beruf ansah, bei seinem Zögling den Kreis von Bildungsinteressen möglichst weit zu ziehen, ihn mit Liebe und Verständnis für sein Volk zu erfüllen und aus ihm etwas anderes als nur einen General auf dem Thron werden zu lassen. In der Reformperiode, welche mit dem Regierungsantritt Alexanders II. begann, die Umgestaltung des Justizwesens und die Einführung des Semstwo brachte, um mit der Abschaffung der Leibeigenschaft ihren Höhepunkt zu erreichen, dürfen wir immerhin erkennen, nach welcher Richtung sich der geistige und ethische Einfluß Shukowskis auf den Großfürsten betätigt hat. Zweifellos hat er die Entwicklung moderner Anschauungen und menschlicher Ideen bei ihm liebevoll überwacht und durch den milden Ernst seiner Persönlichkeit allseitig gefördert. Als der Thronfolger im Jahre 1840 großjährig erklärt wurde, befand

ſich Shukowski bereits im 57. Lebensjahr und hatte das Empfinden, ein alter Mann zu ſein.

Seeliſche und körperliche Urſachen vereinigten ſich, um dieſes Gefühl in ihm hervorzurufen. Als er ſeinen Zögling aus ſeinem Unterricht entließ, kam es ihm vor, als ſei der wichtigſte Teil ſeines Lebenswerkes abgeſchloſſen. Seinen poetiſchen Arbeiten war er nicht untreu geworden und ſeine Überſetzungen und Bearbeitungen trugen ihm in allen Schichten der Geſellſchaft warme Anerkennung ein. Aber er mußte es ſich ſelbſt ſagen, daß es noch höhere Aufgaben für einen Dichter gebe. Er fühlte, daß er ſich mit dem Temperament, der Ideenfülle, der Formſchönheit eines Puſchkin nicht meſſen konnte, daß Gogol ihn an Kraft der Phantaſie weit überrage. Außerdem fühlte er ſich in der Einſamkeit ſeines Junggeſellendaſeins unbefriedigt, und körperliche Leiden kamen hinzu, um ihn daran zu erinnern, daß er vom Leben wenig mehr zu erwarten habe. Er klagte beſtändig über Verdauungsſtörungen und litt an den Augen. Er begab ſich zur Kur nach Ems und trat eine Reiſe durch Italien bis nach Rom an. Inzwiſchen war er unermüdlich als Vermittler der deutſchen Poeſie tätig. Er bearbeitete Fouqués „Undine“ und lieferte eine Überſetzung von Schillers „Jungfrau von Orleans“, abgeſehen von vielen ähnlichen Arbeiten, wie einer Reihe von Geſängen aus der „Odyſſee“ und „Äneide“. Karl von Seidlitz, der im Jahre 1870 eine Biographie über den Dichter herausgab, ſchildert ihn in ſeiner äußeren Erſcheinung folgendermaßen: „Wenn er zu Haus im türkiſchen Schlafrocke mit untergeſchlagenen Beinen auf dem Diwan ſaß, türkiſchen Tabak aus dem langen, mit Bernſtein verzierten Pfeifenrohr dampfte, ſo ſah er wie ein türkiſcher Paſcha aus — wozu ſeine Phyſiognomie nicht wenig beitrug. Der breite,

kurze, hochgewölbte Schädel, der gerade Gesichtswinkel, das quadratisch geformte Antlitz mit blaßgelber Färbung der Haut, nicht große, graubraune Augen, ein zur Fettleibigkeit geneigter Körper, Hang zur Bequemlichkeit, Baßstimme — deuteten darauf hin, daß türkisches Blut in seinen Adern floß."

Das in der Jugend versäumte Liebesglück suchte er, obwohl nicht weit von sechzig Jahren, einzuholen, indem er ein neunzehnjähriges Fräulein heiratete, die ihn zum Vater eines Kindes machte. Die Krankheit seiner Frau machte fortan einen beständigen Aufenthalt in Deutschland notwendig, wo er sich immer wohl gefühlt hatte. Allein der Geist der Melancholie, die ihm schon früher das Gemüt verdunkelte, übte einen immer stärker werdenden Einfluß auf ihn aus, obwohl er im Wohlstand und Ansehen von allen niedern Sorgen verschont blieb. Aber er fing an, seine Zeit nicht mehr zu verstehen. Eine empfindliche unzufriedene Art, die Dinge zu betrachten, bemächtigte sich seiner. Er grübelte über die Entstehung fortschrittlicher Ideen und die Beruhigung skeptischer Geister planlos hin und her und fand endlich in dem Glauben an die Heilslehre der Kirche den einzigen Trost seines Alters. In seiner mystischen Seelenstimmung wurde er durch die Berührung mit Gogol, der in einem ähnlichen geistigen Niedergang begriffen war, nur noch kränker gemacht. Halb erblindet beschäftigte er sich mit der Ausarbeitung eines Epos „Ahasver", das er aber nicht vollendete. Am 25. April 1852 starb er im Alter von neunundsechzig Jahren in Baden-Baden. Seine Leiche ruht in russischer Erde, im Petersburger Alexander-Newskikloster neben dem Grabmal seines Freundes, des Historikers Karamsin.

Shukowski war kein Gelehrter im eigentlichen Sinne

des Wortes. Er fertigte Überſetzungen aus Homer an, ohne Griechiſch zu verſtehen, lieferte alſo eine Arbeit aus zweiter Hand. Aber er hat Bildung und Geſchmack in höhere und niedere Kreiſe getragen, wo man ihr früher fremd und gleichgültig gegenüberſtand. Selbſt einem Mann wie dem Kaiſer Nikolaus I., der für Sentimentalität und Äſthetik gewiß wenig Sinn hatte, wußte er durch die ruhige Klarheit, Überlegenheit und Taktfeſtigkeit ſeines Weſens zu gefallen. Als Dichter kann er kaum auf eine dritte Rangſtufe Anſpruch machen, weil in ſeinen Schöpfungen der Hang zur Rhetorik überwiegt und ſeine Geſtaltungskraft unzureichend iſt. Wenn er volkstümlich ſein will wie in ſeinen Balladen, gewinnt man immer den Eindruck, als ob ſeine Ruſſen in Wahrheit Römer oder Germanen ſeien, denen er nur die nationale Haartracht und Kleidung gegeben habe. Aber trotzdem iſt ſein Verdienſt um die Durchbildung der ruſſiſchen Sprache und Poeſie, um die Schätzung der Kunſt als einer hohen nationalen Aufgabe, die er vor den Stufen des Zarenthrones mit Liebe und Begeiſterung vertrat, hoch anzuſchlagen. Seine türkiſche Abſtammung und ſeine Fähigkeit, ſich in den Geiſt deutſcher Poeſie tief zu verſenken, ihre Meiſterwerke ſeinen Landsleuten als Vorbilder nahe zu bringen und mit ihrem Geiſte das Gemüt des Zarbefreiers Alexander II. zu erfüllen, machen ihn zu einer intereſſanten Perſönlichkeit, die bis auf unſere Tage geiſtige Spuren in der Entwicklung Rußlands hinterlaſſen hat.

Krim und Kaukasus in der Literatur.

Das südliche Ufer der Halbinsel, die vom russischen Reich mit einer schmalen Verbindungsstraße ins Schwarze Meer vorgeschoben wird, und das mächtige Hochgebirge, das östlich davon die Grenze zwischen Europa und Asien bildet, sind Stätten uralter Kultur. Ihre Spuren lassen sich sowohl in der Krim wie im Kaukasus bis zu dem Zeitpunkt verfolgen, wo die geschichtlich beglaubigten Tatsachen allmählich ins Schwanken geraten und sich in Vorgänge verwandeln, die von der Phantasie des Volkes frei ausgestaltet werden. Die Sage zog ihre bunten Kreise um die Menschen, die sich an diesen gesegneten Erdstrichen niederließen, und die Poesie füllte ihre Schicksale mit farbigem Leben aus, um sie uns menschlich nahe zu bringen.

Dieser Dämmerschein der Romantik, der die Ansiedelungen am Schwarzen Meer umgibt, hat ihnen von alters her eine besondere Rolle in dem Kulturleben der Menschheit zuerteilt und dem zeitlich und räumlich so Fernliegenden seine Bedeutung für unser Empfinden gesichert. Bereits fünf Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung siedelten sich griechische Kolonisten an einer Bucht des Schwarzen Meeres an, wo sich jetzt in der Nähe Sewastopol erhebt, und überall stoßen wir auf Trümmer, die von dem wechselvollen Leben vieler Generationen Zeugnis ablegen. Nach Jahrtausenden muß man die Zeit bemessen, in der sich zwischen den Bergen des Kaukasus die Völker Asiens und Europas mit den Waffen in der Hand gegenübertraten

und jene seltsame Mischung von Nationalitäten erzeugten, der wir noch heute dort begegnen.

Beide Länder sind von der Natur so ungewöhnlich begünstigt worden, daß das Lob ihrer Schönheiten in allen Tonarten erklingt. Der Gedanke an das Lebensfeindliche des russischen Winters und die menschenleere Steppe verläßt uns vollständig, wenn wir die Landzungen von Perekop hinter uns haben und dem Küstenstrich am Schwarzen Meer entgegeneilen, der sich wie ein üppig blühender Garten vor uns ausbreitet. Während ein schroff abfallendes Kalksteingebirge die Nordwinde abhält, liegt die blaue Flut des Meeres vor uns, das den Namen „schwarz" nur an stürmischen Tagen und bei brauenden Nebeln rechtfertigt, sonst aber tiefblau schimmert und ebenso lieblich wie großartig erscheint. Haine von Pinien, Lorbeern und Zypressen begrüßen uns unter einem Breitengrade, der fast dem von Venedig entspricht, und auf den Bergwänden kocht die Sonne den Saft der Reben in verschwenderischer Fülle. Auf dem Wege von Sewastopol nach Jalta lernen wir eine der schönsten europäischen Bergstraßen mit wundervollen Bildern kennen. Das Panorama entfaltet sich dabei in fortwährender Steigerung, bis die Villen vornehmer Russen und die Lustschlösser der kaiserlichen Familie vor uns auftauchen und die ganze Umgebung von einer sonnigen Heiterkeit und Pracht erfüllt ist, bei der man sich für die lange Wagenfahrt reichlich belohnt fühlt.

Rufen die Ufer der Krim lebhafte Erinnerungen an Italien hervor, so läßt sich der Kaukasus ohne Zwang mit dem Erhabensten und Schönsten vergleichen, was die Schweiz aufzuweisen hat. Freilich fehlt es an den freundlichen Tälern und gefälligen Menschen, den schimmernden Seen und zauberischen Wasserfällen, die uns in den schweizerischen

Alpen so wohltuend berühren. Der Kaukasus macht zumeist den Eindruck des Furchtbaren und Unermeßlichen. Seine höchsten Gipfel, wie der Kasbek und Elbrus, überragen alles, was man in der Schweiz sehen kann und sind auch im Wechsel der Formen großartiger. Ebenso übertreffen nach der Versicherung erster Autoritäten wie Freshfield und Merzbacher die Gletscher an Umfang und Reinheit alles, was man auf europäischem Gebiet sieht, und die Vegetation ist von einer Üppigkeit, von der man sich kaum eine Vorstellung machen kann. Beim Anblick des Kaukasus wird man an gewaltige und tragische Vorgänge, die Fesselung des Prometheus, das Gift der Medea und die Zauberkünste der Circe erinnert. Über die Ufer der Krim ist dagegen etwas von der schönen Menschlichkeit und dem sonnigen Schein der Iphigeniensage ausgebreitet, wie sie Euripides und Goethe in ihren dramatischen Dichtungen ausgestaltet haben. Das St. Georgskloster bei Sewastopol liegt an der Stelle, wo die „regen Wipfel des alten heil'gen, dicht belaubten Haines" rauschten und die Tochter Agamemnons „das Land der Griechen mit der Seele" suchte. Schreiten wir durch den langen Gang des Klosters, so erblicken wir alsbald die Bucht des Schwarzen Meeres mit ihren Terrassen und felsigen Vorsprüngen und erkennen die wundervolle Szenerie der beiden Dramen in allen Einzelheiten. Kap Fiolente ist das alte Vorgebirge Parthenium, von dem sowohl der Griechendichter wie Goethe spricht. Die Landung von Orest und Pylades an der Küste, wo die barbarische Sitte der Skythen jedem Fremden den Tod drohte, und der Sieg, den die verfeinerte Gemüts- und Geistesbildung der Priesterin Dianens über die wilden Naturleidenschaften feierte, treten uns lebendig vor die Seele. Jahrhunderte ziehen in wenigen Minuten durch unsere Phantasie, von der

ſagenumfloſſenen Vergangenheit mit den Stätten griechiſcher Kultur bis zu den Schrecken des Krimkrieges. Selbſt die Popen in den Gängen des weißſchimmernden Kloſters und die ſchweigſamen Tataren, denen wir auf der Landſtraße begegnen, ſcheinen im Licht der Poeſie zu wandeln, das ſich über dieſe Gegend ergießt und Meer und Küſte, die maleriſch abfallende Bucht und den grünen Turm der Kirche wie in einen goldenen Rahmen fügt.

Der Gedanke an die alte Kultur, auf deren Spuren wir am ſüdlichen Ufer der Krim wandeln, und der reizvolle Wechſel der Landſchaft, in der ſich Erhabenes und Liebliches harmoniſch vereinigt, haben der Poeſie vielfache Anregung gegeben von den formgewandten Gedichten, in denen die Schönheiten dieſer Gegend ſeit dem erſten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts geprieſen wurden, bis zu ausführlichen Schilderungen in modernen Novellen und Romanen. Zuerſt fanden hochfliegende, ſtürmiſche Geiſter, welche den Hütern der Ordnung gefährlich erſchienen, hier in einer Art Verbannung neue Motive der Dichtkunſt. Was man ihnen als Strafe auferlegte, wurde ihnen zu reichem, künſtleriſchem Gewinn, denn der Anblick dieſer von der Natur ſo reich geſegneten Stätten beruhigte ihre Nerven, die durch das aufregende Stadtleben überreizt waren, und befruchtete ihre Phantaſie mit neuen Bildern. Vieles von dem, was ſo lange ihre Seele bedrückt hatte, verlor ſeine Macht, und der erhebende Ausblick, der ſich vor ihnen eröffnete, machte ihre Stimmung frei und empfänglich für große Ideen und Empfindungen.

Alexander Puſchkin, der „Vater der ruſſiſchen Poeſie", hat auch hierbei den Ton angegeben und zuerſt die Aufmerkſamkeit ſeiner Leſer auf dieſe Gegenden gelenkt. Nach-

dem er wegen seines lockeren Lebens und seiner boshaften Verse auf hochstehende Persönlichkeiten Petersburg verlassen hatte und den Süden aufsuchen mußte, lernte er die Krim von seinem Wohnsitz in Gursuff, einem beliebten Badeort in der Nähe von Jalta, aus kennen und bewundern. Sein Name hat sich in zahlreichen persönlichen Erinnerungen und einer Grotte erhalten. Puschkin wird nicht müde, das Spiel der Wellen am Strand, die dunklen Wälder, die schimmernden Hügel zu preisen, wenn er von diesem „schönheitsreichen Wunderland" spricht. Prächtig gelingt ihm der Ausdruck der Stimmung, von der sich der Reisende durchdrungen fühlt, wenn er von Sewastopol bis zum Dorf Baidar gefahren ist und der Zauber der südlichen Landschaft sich ihm im Anblick des Schwarzen Meeres mit einer Unmittelbarkeit erschließt, die etwas Überwältigendes hat. Die stille Morgenstunde und der steile, hohe Bergpfad, auf dem der Reiter einherzieht, das glänzend grüne, bewegte Wasser, das an dem kahlen Felsen aufschäumt, dies alles weiß der Dichter in wenigen Zeilen mit treffsicherer Anschaulichkeit hervorzuheben und den Leser mitten in die Situation zu versetzen. Zu diesem Hymnus auf die Krim schwingt er sich am Schluß seiner berühmten poetischen Erzählung „Der Springquell von Bachtschissarai" (1822) empor, in welcher er die alte Residenz der Tataren mit ihren Gärten und Schlössern, sowie die Liebe des Chans zu der sagenhaften Polin Marie Potocka schildert. Die schöne Jungfrau, die, von Heimat und Familie getrennt, inmitten der Üppigkeit des orientalischen Lebens traurig dahinsiecht, erscheint wie eine andere Iphigenie, und wenn auch die geschichtlichen Voraussetzungen der Erzählung haltlos sind, lebt ihr Bild doch unauslöschlich in der Phantasie des Volkes. Im Anhang zu seinem bekannten Epos „Eugen

Onägin", wenn von den Reisen des in Weltschmerz versunkenen Helden die Rede ist, kommt Puschkin ebenfalls auf die Krim zu sprechen, um bei dieser Gelegenheit auch des großen polnischen Dichters zu gedenken, der dort geweilt hat:

Geheiligt durch Erinnerungen
Bezaubernd bist du, sonnig Land
Wo einst Dianens Tempel stand —
Und wo Mickiewicz uns gesungen
Dort auf dem Fels, vom Meer umschäumt,
Von seinem Heimatland geträumt.

Adam Mickiewicz hatte sich durch seine Teilnahme an einer Studentenverbindung verdächtig gemacht und stattete der tauriſchen Halbinsel von Odessa aus, wohin er verbannt wurde, im Herbst 1825 in Gesellschaft seines Freundes, des begabten polnischen Erzählers Grafen Rzewuski, einen Besuch ab. 1826 ließ er dann in Moskau, während er sich zugleich mit Petrarca beschäftigte, achtzehn Sonette über die Krim erscheinen, in denen sich die Natur und Geschichte des Landes wie in einem feingeschliffenen Kristall spiegeln. Wer diese Gegenden bereist und dabei in fröhlicher Gesellschaft glückliche Stunden verlebt hat, wird in dem kleinen Heft einen Schatz von Erinnerungsblättern sehen und sie immer aufs neue nachdenklich und liebevoll betrachten. Sie frischen das Angeschaute farbig auf, bringen das Ferne nahe und finden für tiefe, aber oft schwer auszudrückende Stimmungen ebenso wohllautende wie charakteristische Worte. Zuerst liegt die Akjermansche Steppe vor uns, wo der Wagen im hohen Grase fast versinkt und die weite Ebene beim Blinken des Abendsterns wie das Meer erscheint. Dann beginnt die Fahrt auf dem Schwarzen Meer, wo anfänglich tiefe Stille herrscht, dann ein günstiger Wind sich erhebt

und endlich der Sturm alles in Aufruhr verſetzt. Nach dieſen erſten Sonetten gibt uns Mickiewicz eine Anſicht des Tſchatyr Dagh, der höchſten Erhebung des Jailagebirges, die wegen ihrer eigentümlichen Gliederung den tatariſchen Namen, der Zeltberg bedeutet, erhalten hat. Das erwähnte Bachtſchiſſarai, das Grab der Potocka, hat der Polendichter ebenfalls zum Gegenſtand dieſer Dichtungen gemacht. Den unvergleichlichen Anblick vom Baidartor bringt er mit bezauberndem Gefühlsſchwung in dem Sonett zum Ausdruck, das in der Überſetzung von Peter Cornelius mit den Verſen anfängt:

Dem Sturm die Zügel! Meinem Roß die Sporen!
Daß Tal und Fels und Wald in Windesſchnelle
Vorübergleiten wie im Strom der Welle,
Bis ich im Wirbel völlig mich verloren.

Aluſchta, wo ſich noch die Reſte einer Befeſtigung aus Kaiſer Juſtinians Zeiten befinden und von wo die Beſteigung des Tſchatyr Dagh unternommen wird, ſchildert uns Mickiewicz wie ein fein empfindender Landſchaftsmaler bei Tag und in der Nacht. Den Berg ſelbſt nennt er einen Dolmetſch zwiſchen Erde und Himmel, der über Volk und Land erlauſcht, was der Herr dem Weltall verkünden will. Die alte Ruinenſtadt Tſchufut Kale, die erſt vor wenigen Jahrzehnten von ihrer jüdiſchen Bevölkerung verlaſſen wurde, mit dem lieblichen Tal, das wie jenes andere auf heiliger Erde den Namen Joſaphat erhalten hat, und Balaklawa, wo ſich uns die Erinnerung an Homers Schilderung der Läſtrygonen und der Kampf der Engländer und Franzoſen gegen die Ruſſen erneut, ziehen an uns vorüber. In dem letzten Sonett „Judas Felſen“ vergleicht der Dichter ſeine ſtürmiſchen Leidenſchaften mit den Wellen, die den Strand zu vernichten drohen, aber Muſcheln,

Perlen und Korallen auf dem Lande zurücklaſſen. Unter den Koſtbarkeiten ſeiner Poeſie nehmen die „Sonette aus der Krim“ ſicherlich nicht den letzten Platz ein.

Der im Jahre 1875 verſtorbene Graf Alexei Tolſtoi, der ohne verwandtſchaftliche oder geiſtige Berührung mit dem Patriarchen von Jasnaja Poljana ſich als Dramatiker, Balladendichter und Romanſchriftſteller einen Namen in der ruſſiſchen Literatur gemacht hat, iſt ebenfalls ein begeiſterter Sänger der Krim. Unter ſeinen Gedichten, die von Jeſſen überſetzt und 1881 in St. Petersburg veröffentlicht wurden, zeichnen ſich die „Krimſkizzen“ durch die Tiefe des Gefühls aus, das uns oft mit Schwermut erfüllt über die Vergänglichkeit des Daſeins, während doch wieder die Natur uns freundlich mit ſonnigen Bildern grüßt. Tolſtoi nimmt am kleinen wie am großen ein gleich reges Intereſſe. Das Pflanzen- und Tierleben ſpielt in ſeine Phantaſie hinein, und der volle Eindruck der Gegenwart hindert ihn nicht, die Blicke auch in die Vergangenheit zu lenken. Seine humane Natur, ſein klaſſiſch gebildeter Geiſt denken immer wieder an Dianens Tempel und ſeine hehre Prieſterin. Wenn der Quell über Stein und Moos perlt und purpurne Roſen zu einem Wall von Zypreſſen emporklettern, kommt ihm der Unterſchied zwiſchen einſt und jetzt zu klarem Bewußtſein. Ehemals ſtiegen hier bei der Glut des Tages Zentauren zur Flut herab, ein Satyr ſetzte dem Böcklein nach, die Bacchantin ſchrie und lachte, und die felſige Wand hallte wider von Flötenſpiel und Zimbelſchlag bei weinſeligen Gelagen. Der Tempel mit der Prieſterin, der Göttin Muſchelwagen, der über die Flut dahinſchwebte, das alles iſt längſt dahin. Was einſt den heiligen Hain bildete, iſt durch die Holzaxt gelichtet worden, während feindliche Trompeten ſchmetterten. Statt

der Erinnerung an die Griechenzeit bemerkt man nur schweigsame Tataren, die ihre Herde weiden. In der jüngsten Zeit sind die Ufer der Krim, wo sich auch die kaiserliche Familie in Livadia prachtvolle Schlösser gebaut hat, als Stätten der Erholung immer mehr in Aufnahme gekommen, und das gesellschaftliche Leben, das namentlich in den Monaten Juli und August dort flutet, hat in der erzählenden Poesie einen starken Widerhall gefunden, obwohl die Schöpfungen der von uns erwähnten Dichter an künstlerischem Wert unerreicht geblieben sind.

Wenn vom Kaukasus die Rede ist, müssen wir zunächst an den „gefesselten Prometheus" von Äschylos denken, wo die Schmerzensrufe des an den Felsen geschmiedeten Dulders so glühend heiß von Trotz und Leidenschaft hervorbrechen, als wären sie Lavaströme der seitdem erkalteten Vulkane. Die Strafe, die Prometheus dafür erleidet, daß er den „Strahl kunstreichen Feuers" dem tobenden Flammenmeere unter Schnee und Eis entwendete und dem Menschen schenkte, wird am Schluß dieser Tragödie unvergleichlich geschildert. Das Erbeben der Erde, der Widerhall des Donners, das Zucken des Blitzes, das Rasen der Wirbel und Winde, wobei Äther und Meer ineinander gemischt werden, bilden ein Naturbild von erhabener und ergreifender Schönheit.

Auch in Shakespeares Phantasie lebte die Vorstellung von den Bergkolossen des Kaukasus, wie aus zwei Stellen seiner Dramen hervorgeht. In seinem Jugendwerk „Titus Andronikus", in dem alle Greuel und Übertreibungen der Handlung die ersten Spuren des Genies nicht verwischen können, hat er eine Erinnerung daran dem Mohren Aaron in den Mund gelegt. Wenn dieser aus Grausamkeit und Verschlagenheit zusammengesetzte Unmensch zu Anfang des

zweiten Aktes auftritt und von seiner Geliebten, der gefangenen Gotenkönigin Tamora, spricht, wie der Kaiser an ihr Gefallen gefunden und sie zu seiner Gemahlin erhöht habe, beschließt er, ihr „zur steilsten Höhe" nachzuklimmen. Er rühmt sich dabei, daß er sie mit Liebesketten fester an seinen Zauberblick gebunden habe als der Kaukasus den Prometheus zu halten vermochte. Die andere Stelle findet sich in „Richard II.", in der dritten Szene des ersten Aktes, wo auf Gosford-Aue bei Coventry der Zweikampf zwischen Mowbray, dem Herzog von Norfolk, und Heinrich Bolingbroke ausgefochten werden soll. Bolingbroke wird von Richard II. auf sechs Jahre aus seinem Reich verbannt. Den so schwer Bestraften sucht in seinem Gram Johann von Gaunt zu trösten, der ihm rät, sich die Zeit des Fernseins in seiner Einbildung freundlich auszumalen und sein Leid nicht so schwer zu nehmen. Darauf erwidert ihm Bolingbroke nach der Schlegelschen Übersetzung: „O, wer kann Feu'r dadurch in Händen halten, daß er den frost'gen Kaukasus sich denkt? Und wer des Hungers gier'gen Stachel dämpfen durch bloße Einbildung von einem Mahl? Wer nackend im Dezemberschnee sich wälzen, weil er phantast'sche Sommerglut sich denkt?"

Wie die Krim wurde auch der Kaukasus durch Puschkin in die russische Dichtkunst eingeführt mit der schönen Beschreibung der „Bergesspitzen, schneeumhüllt, die keusch erglühn im Frührotglanze, bekränzt mit dunkelm Wolkenkranze, welche stolzes, wunderprächt'ges Bild!" Der „Gefangene im Kaukasus" (1821) behandelt die unglückliche Liebe eines Tscherkessenmädchens zu einem jungen Russen, den sie aus der Gefangenschaft befreit, um sich dann verzweiflungsvoll in den Strom zu stürzen. Auf Menschenwonne und -weh schaut der „doppelhäuptige" Elbrus herab,

der „bis in des Himmels Blau mit Eiskriſtallen“ geſchmückt iſt.

Aber der eigentliche Dichter des Landes iſt Michael Lermontow, in deſſen Werken zahlreiche Quellen poetiſcher Begeiſterung für dieſes Land aufſprudeln und die ruſſiſche Literatur befruchtet haben. Schon als zehnjähriger Knabe lernte er die eigenartige Schönheit der Gegend, die für ſein Schickſal ſo bedeutungsvoll werden ſollte, kennen und lieben. Da er an Skrofeln litt, brachte ihn ſeine Großmutter zur Stärkung ſeiner Geſundheit dorthin, wo die friſche Luft der Berge ebenſo günſtig auf ſeinen Körper wirkte, wie die Gewalt des nie geahnten Naturſchauſpiels ſeiner Phantaſie die Richtung gab, die es zu hohen künſtleriſchen Zielen tragen ſollte. Schon damals zehrte er von jener Empfindung, die er ſpäter mit den Worten ausdrückte: „Der Kaukaſus iſt mir heilig.“ In der Augen der Welt war es eine Verbannung, die über den flotten Huſaren verhängt wurde, als er von den luſtigen Tagen in Petersburg und Moskau Abſchied nehmen mußte. Aber indem er die Salons der Großſtadt mit dem Leben in der kleinen Garniſon vertauſchte und den Blick auf die ſchneebedeckten Gipfel des Südens richtete, kam er erſt zum vollen Bewußtſein ſeines Wertes und der Aufgaben, die ihm als Dichter geſtellt waren. Zum erſten Male mußte er wegen ſeines erſchütternden Klagegedichtes „Auf den Tod Puſchkins“ den Kaukaſus aufſuchen, weil er ſich mit dieſen Verſen dem Zaren zu Füßen warf und ihn um Rache für die Tötung des Dichters im Duell anflehte. Ein Zweikampf mit dem Sohne des Hiſtorikers Barante brachte ihn zum andern und der Haß eines einflußreichen Gegners, des Grafen Benckendorff, zum dritten Male dorthin, wo er 1841 im ſiebenundzwanzigſten Lebensjahre in

der Nähe von Pjatigorsk bei einem Duell ebenfalls sein Leben lassen mußte.

In den Dichtungen Lermontows strömt die Poesie des Kaukasus dahin, als wäre sie Blut von seinem Blut. Er hat sich den Charakter der Natur und des Volkes so zu eigen gemacht, daß beide ganz zu ihm gehören. Er atmet ihre Luft und fühlt mit ihrer Seele. Sein Blick schweift in die Vergangenheit, in deren Dunkelheit sagenhafte Gestalten verschwimmen, und erfaßt auch die Gegenwart mit realistischer Schärfe und Genauigkeit. Wohl hatte er das Recht, im Jahre 1838 sein Epos „Der Dämon" dem „Fürsten der Erde", wie er den Kaukasus nennt, zu widmen, denn sein Bild schwebt über dem ganzen Gedicht und verklärt die Leidenschaft, die darin lodert. Das Majestätische der Bergzacken erfüllt uns beim Lesen mit Andacht und das Brausen der Flüsse in den Schluchten erschreckt uns. Aber auch paradiesische Gegenden tauchen vor uns auf, „wo Rosen blühen und wo Nachtigallen schlagen". Der von Gott verstoßene Engel, von dem Anblick Tamaras, der Tochter des alten Gudal, berauscht, weiß mit verzehrenden Worten ihre Sinne zu verwirren und ihre Liebe zu gewinnen, während der Fürst von Sinodal mit prächtigem Gefolge herbeizieht, um sie als seine Gemahlin auf sein Schloß zu führen. Tamara stirbt bei der Hingabe an den Dämon, aber ein Engel entreißt ihre Seele dem Bösen und führt sie den Freuden des Himmels zu. Dieses Gedicht, dessen Stoff von Anton Rubinstein zu einer seiner schönsten Opern verwertet ist, endigt mit dem Bild der Vergänglichkeit und des alles hinraffenden Todes.

In den Gedichten Lermontows findet sich die Schilderung einer Schloßruine auf der berühmten grusinischen Landstraße, wo eine andere Tamara gelebt haben soll,

eine dämonisch-leidenschaftliche Königin, die harmlose Wanderer an sich lockte und sie nach genossener Liebesfreude in die brausenden Fluten des Terek stürzen ließ. In einem schönen Gedicht, dessen grusinischer Titel „Mziri" sich etwa mit „Novize" übersehen läßt, werden die Empfindungen eines Tscherkessenjünglings geschildert, der sich aus der Enge des Klosterlebens in die verlorene Freiheit der Natur hinausträumt und bei dem die Sehnsucht nach der wilden Pracht der Berge und Wälder zu einer unheilbaren todbringenden Krankheit wird. Das Naturgefühl, das gewaltsam aufgehalten und unterdrückt wird, schäumt dabei über wie ein Bergstrom, den man eindämmen will. In Lermontows berühmtem Roman „Ein Held unserer Zeit" wird uns ein Bild des modernen Gesellschaftslebens gegeben, wie es sich in einem kaukasischen Badeort aus den verschiedensten Elementen zusammensetzt, von dem blasierten Lebemann Petschorin, dem Helden der Erzählung, durch verschiedene Abstufungen des Naturells bis zu ungezügelten Naturkindern, die sich vom Sturm ihres Temperaments fortreißen lassen. Über alledem braut und brodelt das Wolkenmeer, das sich zwischen den Bergen festgesetzt hat. Lermontows Auflehnung gegen die Heuchelei und Übelstände der Gesellschaft klammert sich immer wieder an die Felsmauern des Kaukasus an, als müßte zwischen ihnen das Heilkraut für die Leiden wachsen, die sein Gemüt niederdrückten und von denen er mit so großer Beredsamkeit zu seinem Volke sprach.

Dem Beispiel von Puschkin und Lermontow folgte auch Graf L. N. Tolstoi, der nach einem Leben voll Saus und Braus, wie er es auf seinem elterlichen Gut in Jasnaja Poljana, sowie in Moskau und Petersburg geführt hatte, nach dem Kaukasus ging, um in eine Artilleriebrigade ein-

zutreten. Er brachte dort vier Jahre zu und erfüllte seine Phantasie mit ganz neuen Bildern im Verkehr mit der Natur, die ihm großartige Eindrücke bot, und den Menschen, denen er in seiner Garnison wie bei militärischen Streifzügen gegenübertrat. Die reifste Frucht seines Aufenthaltes in den Bergen ist die 1862 geschriebene Novelle „Die Kosaken", in welcher er die Schicksale eines vornehmen Moskowiter Lebemanns Olenin schildert, der sich an den Ufern des Terek niederläßt, um das Zerfahrene, Leichtsinnige und Grüblerische seines Wesens abzustreifen. Er hofft, indem er bei den Kosaken wohnt, mit ihnen auf die Jagd geht und ihre Lebensweise mitmacht, allmählich einer der ihrigen zu werden und innerlich zu gesunden. Ein schönes Kosakenmädchen, Marjanka, erregt seine Aufmerksamkeit, dann eine tiefe Liebesleidenschaft. Aber zu seiner Beschämung muß er erkennen, daß das Kind des Volkes den schmucken Offizier gar nicht versteht und für seine Empfindungen kein Verständnis zeigt. Sie bleibt ihm unerreichbar in ihrer natürlichen Schönheit wie die fernen Schneeberge, die er täglich vor sich sieht. Die „Gleichgültigkeit der Natur", von der Iwan Turgenjew mit Vorliebe sprach und in welcher er die Erklärung für ihre Erhabenheit in den Augen der Menschen fand, wiederholt sich für Olenin im Herzen des Kosakenmädchens. Beiden gegenüber kommt er sich schwach und verrenkt vor, und mit tieferer Schwermut, als er sie von seiner Ankunft im Kaukasus empfand, verläßt er das Land. Die Romantik Puschkins und Lermontows verwandelt sich bei Tolstoi in realistische Menschen- und Naturbeobachtung, die uns den späteren Schöpfer von „Krieg und Frieden", sowie „Anna Karenina" ankündigt.

Ein nicht geringes Verdienst hat sich Artur Leist in

Tiflis durch seine Übersetzung „Georgischer Dichter“ (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, 1887) erworben, deren Lieder, Elegien und Sprüche alle Farben und Stimmungen der kaukasischen Landschaft widerspiegeln, Freude und Wehmut des Menschenherzens in vollen Naturtönen ausklingen lassen und die landschaftlichen Schönheiten des Hochgebirges zu einem fesselnden Panorama gestalten. Die bald im Sonnenlicht schimmernden, bald von dichten Nebeln umwallten Gipfel der Berge, die Flüsse, die aus den Schluchten hervorbrechen, das Leben der Hirten in den Tälern bilden die äußere Umrahmung dieser Dichtungen. Alte Sagen und Märchen, die sich in der Phantasie des Volkes bis auf unsere Tage erhalten haben, Heldentaten einzelner Stämme und ihrer Führer werden darin verherrlicht. Frisch und ungezwungen fügt sich dem Schicksal der Nation das Leben des einzelnen in fröhlichem Genießen und schwärmerischer Verliebtheit ein. Gregor Orbeliani, Nachkomme eines alten georgischen Fürstengeschlechts und Zögling der Adelsschule in Tiflis, später im Rang eines Generaladjutanten und Statthalters von Transkaukasien, eröffnet diese Sammlung mit einem ergreifenden Hymnus auf sein Heimatland, seine Tapferkeit, Sangeslust und Gastfreiheit. Dann beklagt er wieder vor dem Bildnis der Königin Tamara im Kloster Bethanien bei Tiflis den Verlust der Freiheit und Selbständigkeit, den Zusammenbruch von so viel Edlem und Großem. Der Muschu, der Lastträger, der nichts als Not und Arbeit kennt, dessen Haare vor Entbehrung und Kummer grau geworden sind, erfüllt ihn mit tiefem Mitleid.

Auch Alexander Tschawtschawadse, ein anderer georgischer Dichter, brachte es bis zum Generalsrang. Seine Lieder sind voll Heiterkeit und Lebensfreudigkeit, Erinnerungen an glückliche Stunden, die durch rosige Mädchen-

lippen und Becher mit funkelndem Wein verklärt wurden. Sein Namensvetter Elias Tschawtschawadse ist gleichfalls ein reich begabter Lyriker und daneben auch vielseitig publizistisch tätig. Nachdenklich und wehmütig steht er an den Ufern seiner Heimatflüsse: des Kur, in dessen Fluten ihm die ehemalige Pracht des Landes begraben zu sein scheint, der Aragwa, wo die Wiege der georgischen Heldengröße stand, und des Alasan, wo sich ihm die Riesengletscher mit dem blassen Licht des Mondes, dem Rauschen der Wasserfälle, dem Flüstern des Waldes und dem Liede des Fuhrmanns auf seinem knarrenden Wagen zu einem einzigen prächtigen Naturbild vereinigt. Wachtang Orbeliani besingt die alte Kirche bei Gelati bei Kutais in Imeretien und gedenkt dabei der Königin Tamara, deren Grab sich dort befindet. Eine Anzahl Volkslieder, deren Verfasser unbekannt geblieben, die aber auf einen einschmeichelnden Herzenston gestimmt sind, beschließen diese Sammlung. Ihr Umfang ist nicht groß, aber ihr Inhalt reich und bildet gewissermaßen einen Auszug von der Poesie des Kaukasus. Manchem unter diesen georgischen Dichtern ist es gelungen, in wenigen Versen eine Anschauung und Empfindung wiederzugeben, die selbst durch lange Beschreibungen nicht besser ausgedrückt werden konnten.

Dann tritt der Sänger des „Mirza Schaffy" in die Gruppe der Männer, denen wir für unsere Kenntnis des Kaukasus wesentlich verpflichtet sind. Friedrich Bodenstedt wurde als junger Mann von noch nicht zweiundzwanzig Jahren durch einen unbestimmten romantischen Drang veranlaßt, nach Rußland zu reisen und sein Talent für fremde Sprachen und Kulturgebiete dort weiter auszubilden. Aus den kleinen Verhältnissen seiner Vaterstadt Peine, wo er 1819 geboren war, hatte er sich emporgearbeitet, die kaufmännische

Tätigkeit, für die er ursprünglich bestimmt war, beiseite geschoben und sich auf den Universitäten Göttingen, München und Berlin für seinen literarischen Beruf vorgebildet. Schilderungen von Freunden hatten ihm verlockende Bilder von slawischen Osten entworfen und ihn ermutigt, gleich mit der alten Hauptstadt, dem Mittelpunkt des Reichs, Moskau, anzufangen. Dort fand er zu Anfang des Jahres 1841 eine Stellung als Erzieher beim Fürsten Michael Gallizin, nachdem er zu Schiff von Lübeck nach Petersburg und dann im Eilwagen — eine Eisenbahn zwischen den beiden Städten gab es damals noch nicht — das Ziel seiner Reise erreicht hatte.

Drei Jahre später erhielt er einen Ruf als Lehrer an das Gymnasium in Tiflis, den er um so lieber annahm, als ihn die Dichtungen Puschkins und Lermontows bereits mit Begeisterung für den Kaukasus erfüllt hatten, wo der Kampf zwischen den Russen und den Eingeborenen in voller Entfaltung begriffen war und vom europäischen Publikum mit größter Aufmerksamkeit verfolgt wurde. Die vierwöchentliche Reise dorthin über Tula, Woronesh, Nowo Tscherkask und Stawropol, endlich von Wladikawkas über die grusinische Heerstraße nach Tiflis bildete die beste Vorbereitung für das Studium des Landes, in dem er bis zum Jahre 1846 blieb. Mit dem Fleiß, der ihn stets auszeichnete, hatte er sich im Kaukasus umgesehen, Beziehungen zu maßgebenden Persönlichkeiten gewonnen und, wo seine eigenen Kenntnisse nicht ausreichten, sich an die Arbeiten von Männern gehalten, die für die ethnographische und geographische Durchforschung des Reiches zu jener Zeit von Bedeutung waren.

So ließ Bodenstedt, als er wieder nach Deutschland zurückgekehrt war, im Jahre 1847 sein erstes Werk über

das Gebirgsland zwiſchen dem Schwarzen und Kaſpiſchen Meer unter dem Titel „Die Völker des Kaukaſus“ erſcheinen (Berlin, Deckerſcher Verlag), deſſen zwei Bände ein ſorgfältig geſammeltes und geſichtetes Material enthalten. Was er über das Gebirgsſyſtem, die Vegetation, das Klima und die Wegeverbindungen ſowie über die Bewohner des Landes ſagt, ſteht ſelbſtverſtändlich nicht in allen Punkten mit den Ergebniſſen der heutigen Wiſſenſchaft im Einklang, brachte aber doch zu jener Zeit in das verwickelte Thema Ordnung und Syſtem hinein. Es erweckte in weiten Kreiſen zum erſten Male klare Vorſtellungen über ein Gebiet, das den Gebildeten bis dahin völlig verſchloſſen war. Die meiſten Leſer werden bei der Lektüre eher über zuviel als zuwenig Belehrung geklagt haben, denn bei der Schilderung der aufſtändiſchen Bergvölker unter der Führung Schamyls verliert ſich die Darſtellung allzuſehr in Einzelheiten. Überall merkt man aber dem Verfaſſer an, daß er ſich nicht nur mit Eifer und Gewiſſenhaftigkeit, ſondern auch mit voller Herzenswärme und reger Phantaſie ſeines Stoffes bemächtigt hat.

Gleich darauf im Jahre 1847 ließ Bodenſtedt ein anderes Werk erſcheinen, das ebenfalls ſeinen Aufenthalt im Kaukaſus ſchildert, aber das Thema in einer viel unmittelbareren Weiſe behandelt. „Tauſend und ein Tag im Orient“ (Berlin, R. v. Deckers Verlag) iſt eine freie Zuſammenſtellung von perſönlichen und ſachlichen Schilderungen, von Erlebniſſen und Beobachtungen, von phantaſievollen Erfindungen und trockenen Berichten, von Poeſie und Proſa. Dieſe Miſchung berührt nicht ſonderlich künſtleriſch, aber ſie gewinnt dem Stoff eine beſtändig wechſelnde Beleuchtung ab, bei welcher das Intereſſe des Leſers immer friſch erhalten wird.

Bodenstedt hielt sich nicht nur in der Hauptstadt des Kaukasus auf, sondern machte auch verschiedene interessante Ausflüge ins Innere des Landes. Er lernte Eriwan, die Hauptstadt Armeniens mit ihren prächtigen Moscheen, und das uralte Kloster Etschmiadsin kennen, den Sitz des Patriarchen nahe der Grenze zwischen Rußland, Persien und der Türkei, wo in einsamer Größe der Ararat sein schneebedecktes Haupt zum Himmel emporstreckt. Dann trat er eine Reise nach der Ostküste des Schwarzen Meeres an, berührte die Ortschaft Mzchet, die aus der ehemaligen Hauptstadt des Reiches mit ihrer Burg und Kathedrale zu einem armseligen Dorf zusammengeschrumpft ist, ferner die grusinische Kreisstadt Gori und erreichte Kutais, das alte Kolchis, dessen herrliches Klima und üppige Vegetation ihn entzückten. Statt der Eisenbahn, die den Reisenden jetzt ebenso bequem wie im westlichen Europa von Tiflis nach der Hafenstadt Batum bringt, mußte er sich von einem Bauernwagen ohne Federn und — was noch schlimmer ist — von einem Karren, dem Ochsen vorgespannt waren, vorwärtsbringen lassen. Aber sicher hat er dabei mehr gesehen als seine Nachfolger, an deren Auge die originellsten Eindrücke des Kultur- und Naturlebens viel zu schnell vorüberzogen, als daß sie tiefere Eindrücke in der Phantasie zurücklassen konnten. Die Strecke von Kutais bis zu dem Hafen Redut Kale legte er in einer Barke auf reisenden Gebirgsströmen zurück und träumte, während zwei junge Mingrelier die Ruder in die Fluten des alten Phasis senkten und bläuliche Wolken aus seinem Tschibuk emporwirbelten, vom kolchischen Wunderland, vom Palast des Aetes und dem Tempel der Leukothea, von den Zauberinnen Kirke und Medea.

Der schwärmerische Zug, der leicht durchklingt, führt ihn

doch nur selten zu Übertreibungen. Er warnt sogar vor den fehlerhaften Vorstellungen, die man sich bei uns über orientalische Pracht und Herrlichkeit macht, weil die Reisenden weniger das Gewöhnliche als das ausnahmsweise Pomphafte hervorheben. Eine Küstenfahrt nach Suchum Kale und der Ruinenstadt Pitzunda und Gagra, dessen großartige Umgebung die Sage entstehen ließ, daß dort der Felsen des Prometheus gestanden habe, brachte neue Eindrücke und Berührungen mit einem bunten Völkergemisch. Am lebendigsten wirkte Bodenstedt auf unser Publikum durch die Schilderungen von Tiflis selbst. Er hatte die Stadt im Spätsommer und im Winter gut beobachtet und bietet uns interessante Bilder von ihrem Straßen- und Salonleben, von den Sitten und Gebräuchen des Volkes. Er führt uns in die Wohnungen der Tataren hinein und macht uns zum Zeugen einer armenischen Hochzeit, wobei er eine Menge Dinge streift, die für die meisten seiner Leser bis dahin völlig im dunkeln lagen. Der eigentliche Erfolg des Buches lag allerdings in dem Umstand, daß die originelle Figur seines Mirza Schaffy zum ersten Male ihren an Sprüchen und Liedern reichen Mund auftat. Bodenstedt wohnte in Tiflis zu Füßen des Davidklosters, von dessen Höhe man einen umfassenden Rundblick über die Bergschlucht und die zu beiden Seiten der Kura malerisch ausgebreiteten Stadt genießt. Nach einem heiteren Festmahl in der alten Kyrosstadt hatte Bodenstedt das Unglück, von der morschen Galerie seiner Wohnung auf den Hof zu stürzen und sich dabei nicht unbedenklich zu verletzen. Während er seine Genesung abwartete, nahm er bei Mirza Schaffy Unterricht im Tatarischen, da er die Kenntnis dieser Sprache für sein Studium des Kaukasus nicht entbehren konnte. Von diesem Manne, der sich den ersten Weisen

des Morgenlandes nannte, während er annahm, daß die Kindes des Abendlandes noch in Finsternis und Unglauben stecken, erhielt er aber nicht nur Sprachunterricht, sondern auch die Anregung zu seinen Liedern, die in „Tausend und ein Tag im Orient" eingestreut sind und später in der Sonderausgabe eine so weite Verbreitung fanden wie wenige deutsche Bücher.

Was Bodenstedt an Anregungen und Belehrungen über den Kaukasus dem deutschen Publikum bot, leistete einige Jahre später der ältere Alexandre Dumas in anderer Weise für die französischen Leser. War jener als junger Musensohn ohne gesicherte Lebensstellung im Vertrauen auf seinen guten Stern in die weite Welt hinausgezogen, so stand dieser auf der Höhe seines Ruhmes, als er die Reise nach Rußland antrat, über die er ein langatmiges Werk veröffentlichte. In seiner unruhigen, romantisch überhitzten Phantasie sprudelten Theaterstücke und Romane ohne Zahl wie Gießbäche aus einer Bergschlucht hervor, und wie es ihm gelungen war, sich die Bühnen und die Feuilletonspalten großer Blätter in Paris zu erobern, schien es ihm auch ein leichtes, sein frisches, abenteuerliches Darstellungstalent bei der Beobachtung fremder Kulturverhältnisse zur Anerkennung zu bringen. Nachdem er auf diese Weise Nordafrika, Syrien und Ägypten durchstreift hatte, sollte nunmehr das Reich des Zaren an die Reihe kommen.

Im November 1857 reiste er über Astrachan nach dem Kaukasus, und 1859 lag bereits ein Werk in sieben Bänden vor, dessen Inhalt schon durch den seltsamen Titel „Le Caucase depuis Promethée jusqu'à Chamyll" in seiner Tonart charakterisiert wird. Es beruht auf Eindrücken, die mit erstaunlicher Schnelligkeit aufgenommen und mit so großem Geschick zusammengestellt wurden, daß

ſich niemand dem eigentümlichen Reiz dieſer Darſtellung völlig entziehen kann. Er weiß den Stoff nach allen Richtungen zu drehen und zu wenden, ſo daß man beim Leſen keinen Augenblick zur Ruhe kommt. In den kurzen Abſätzen ſeiner Beſchreibungen ſtellt er ſeine Behauptungen, auch wenn ſie noch ſo ſeltſam klingen, mit einer ſolchen Selbſtverſtändlichkeit hin, daß man im erſten Augenblick an ihrer Richtigkeit nicht zu zweifeln wagt. Die Naivität, mit der er fremdes Material kritiklos verarbeitet, iſt ebenſo unglaublich wie die Selbſtgefälligkeit, mit der er ſich in den Mittelpunkt der Begebenheiten ſtellt. Mit dem Gefühl eines Klaviervirtuoſen oder einer Primadonna, deren Auftreten ſchon lange vorher mit Spannung erwartet wird, zieht er in den Kaukaſus ein. Mit Vorliebe bedient er ſich der dialogiſchen Form, um alles wiederzugeben, was er zu Pferd, im Wagen und Schlitten, in der Einſamkeit der Wälder oder am Ufer der Bergſtröme, in den Salons der Gouverneure wie in den Hütten der Eingeborenen erlebt hat, ſo daß ſein Buch auch äußerlich einem Roman gleicht.

Dumas vergißt niemals, daß er der Dichter des „Grafen von Monte-Chriſto“ und der „Drei Musketiere“ iſt, und daß dieſe Erzählungen auch im fernen Kaukaſus der gebildeten Geſellſchaft geläufig ſind. Aber wie es einem Fürſten läſtig wird, wenn die Menſchen das Portal ſeines Palaſtes neugierig umlagern, bittet er ſeine Gaſtfreunde, daß ſie ihn in der Rolle des berühmten Mannes nicht allzuſehr herausſtellen möchten. Er fühlt es offenbar, daß der Kaukaſus auf ihn gewartet habe, um für die moderne Welt entdeckt zu werden. In allen Dingen wahrt er ſeine Überlegenheit, und ſelbſt die berühmteſten Zechbrüder Georgiens weiß er im kachetiſchen Wein niederzutrinken, angeblich — und darin liegt ein beſonderer Humor! —

weil er an Waſſer gewöhnt und infolgedeſſen gegen die berauſchenden Wirkungen des Alkohols beſſer als die Eingeborenen geſchützt war. Über dieſe Leiſtung wurde ihm von der Redaktion der Tifliſer Zeitung, wo dies Gelage ſtattfand, ein beſonderes Zeugnis ausgeſtellt, aus dem wir entnehmen dürfen, daß er den Rebenſaft des Kaukaſus zwar nicht ſo ſchön beſingen, aber beſſer vertragen konnte als Bodenſtedt. Beim Abſchied vom Kaſpiſchen Meer, wo er in Derbent und Baku weilte, empfindet er den Schmerz der Trennung, als handle es ſich um den Abſchied von einem ſchnell gewonnenen Freunde. Er iſt glücklicher als Orpheus und Homer, von den modernen Dichtern ganz zu ſchweigen, die dies Küſtenland nicht betreten haben.

Wollte man die Überſchwenglichkeiten im einzelnen feſtſtellen, die ſich in den Bänden ſeines Reiſewerkes über den Kaukaſus finden, ſo würde man ohne ein langes Regiſter nicht auskommen. Was er von den georgiſchen Frauen nach den Angaben des Holländers Struys erzählt, verdient im weſentlichen ins Fabelland verwieſen zu werden. In Tiflis nimmt er ein Völkergemiſch wahr, bei dem alle Kontinente und Zonen vertreten ſind. Einmal behauptet er, daß man im ruſſiſchen Lexikon das Wort „Waſchſchüſſel" nicht finde und daß mit Ausnahme der großen Städte Waſſer nur in den Flüſſen, und auch in ihnen nur während der Schneeſchmelze vorkomme. Um dieſe unglaubliche Behauptung zu ſtützen, erzählt er ferner, daß man ihm allerdings ein einziges Mal ein Waſchbecken und zwar ein ſolches aus Silber gereicht habe, aber äußerſt erſtaunt geweſen ſei, als er auch den Wunſch nach Waſſer ausgedrückt habe. Abgeſehen von zahlreichen Druckfehlern, die ſich in dem Werk finden, ſind die ruſſiſchen Namen und Redensarten, um ſie dem franzöſiſchen Ohr geläufig zu

machen, oft so angegeben, daß man sie im ersten Augenblick gar nicht wiedererkennt. Trotz alledem liest sich das eilig zusammengeschriebene Werk in den meisten Abschnitten gut und man bleibt in der Stimmung, die allerdings ein seltsames Gemisch von Kaukasusschilderung und Dumasbespiegelung ist. Einzelnes wird auch für spätere Forscher, obwohl sie es nur mit der größten Vorsicht benutzen können, seinen Wert behalten, so die Kapitel über Schamyl und die drollige Beschreibung der kaukasischen Nasen. Auch für die poetischen Schilderungen des Landes, die damals vorlagen, hat er ein nicht zu unterschätzendes Verständnis. Namentlich sind es Lermontow und Marlinsky, von deren Schicksalen und Gedichten er viel erzählt. Eine Anzahl von ihnen bringt er sogar in Übersetzungen und stellt sie neben das Beste, was die moderne lyrische Poesie aufzuweisen habe. Wie Bodenstedt reiste er über die grusinische Heerstraße und machte wie dieser die Fahrt über Kutais ans Schwarze Meer, wo er in Poti das Schiff erreichte. Stellt man sich auf den Standpunkt, daß bei einem unbekannten Lande mit reichen Kultur- und Naturschätzen der romantische Erzähler zunächst mehr als der Mann der wissenschaftlichen Arbeit geeignet ist, die allgemeine Aufmerksamkeit auf neue Ziele für Forscher und Touristen hinzulenken, so wird man bei vielen Einschränkungen auch dem Werk von Dumas manches Verdienstliche nicht abstreiten können.

Die erste wissenschaftliche Durchforschung des Kaukasus, seiner Bergriesen und Hochgebirgstäler, seiner Landschaft und Bevölkerung verdanken wir dem 1845 geborenen Engländer D. W. Freshfield, der, wie er uns selbst erzählt, schon im College durch die Lektüre von Äschylos' „Gefesseltem Prometheus" für den Kaukasus begeistert wurde, Sein Fuß betrat zuerst die Höhen der alten, in Schnee

und Eis gehüllten Vulkane, die bis dahin mit ihren geheimnisvollen Schrecken jede Annäherung von Menschen zurückgescheucht hatten. Schon als Schüler des Eton College zeigte er eine auffallende Begabung für alpinen Sport und unternahm eine Besteigung des Montblanc. Nachdem er seine Studien in Oxford beendigt hatte, vereinigte er sich im Alter von dreiundzwanzig Jahren mit zwei gleichgesinnten Genossen, Moore und Tucker, sowie dem Führer Devouassand zu jener bedeutungsvollen Fahrt nach dem Kaukasus, die man mit Recht einen modernen Argonautenzug genannt hat. Die Spitzen des Elbrus und Kasbek wurden durch ihm im Jahre 1868 ihres rätselhaften und geheimnisvollen Charakters entkleidet, der ihnen seit Menschengedenken angehaftet und der Phantasie einen unbegrenzten Spielraum gegeben hatte. Freshfield durchbrach ebenso mutig wie klug eine Kette, die auf diesem Gebiet an der Grenze von Europa und Asien der wissenschaftlichen Erkenntnis gezogen zu sein schien, und legte die Ergebnisse seiner Forschungen in Werken nieder, die von bleibendem Wert sind und der englischen Literatur zur Zierde gereichen.

Freshfield konnte bereits im Jahre 1869 über seine Erlebnisse und Eindrücke, die unsere Kenntnisse der Hochgebirgswelt so wesentlich bereicherten, in seinem Buche „Travels in the Central Caucasus and Bashan“ Rechenschaft ablegen und darin seinen Nachfolgern die Wege für weitere Forschungen zeigen. Der Reisende hatte seine Fahrt mit Ägypten und Palästina begonnen. Dann fuhr er zu Schiff nach Trapezunt und Poti und von hier auf dem Rion, dem alten Phasis, in das Innere des kaukasischen Gebietes, das er allem Widerstand zum Trotz nicht nur einem engeren Kreise von Gelehrten, sondern allen

Gebildeten, die sich für dies Thema überhaupt interessierten, in mustergültiger Weise erschließen sollte. Sein Buch ist vortrefflich geschrieben, trotz der vielen Überraschungen, die er seinen Lesern bietet, ohne Selbstgefälligkeit und Schönrederei, anziehend und spannend ohne romanhafte Ausschmückungen und Übertreibungen, belehrend und berichtigend in jedem Kapitel. Der praktische Sinn des Engländers drückt sich darin aus, daß er für alles, was ihm in den Weg tritt, Interesse zeigt, nichts übersieht und das richtige Wort findet, um das Gesehene anschaulich wiederzugeben.

Als Leitmotiv, möchte man sagen, dient ihm der Vergleich unserer Alpenwelt mit dem kaukasischen Hochgebirge. Er erwärmt uns von vornherein für sein Thema, nimmt ihm das Unnahbare und schwer Faßliche. Er versetzt uns auch dadurch in die frische Stimmung des Selbsterlebten, daß er sich im wesentlichen an die Aufzeichnungen seines Tagebuchs hält und uns Zug um Zug das Aufregende und Erhebende einer solchen Fahrt durch völlig unbetretenes Gebiet, das er sich mit jedem Schritt erst erobern mußte, mitgenießen läßt. Wie einfach und mit einem leichten Anflug von Humor beschreibt er den Eindruck, den er auf die Bevölkerung machte, als er nach der Besteigung des Kasbek wieder im Tal anlangte, wo seine Angaben zunächst keinen Glauben fanden, und wie er dann angestaunt wurde, als an dem glücklichen Verlauf dieser Expedition kein Zweifel mehr aufkommen konnte. Ähnlich erging es ihm, als er nach der mühseligen Expedition auf den Elbrus nach langen Entbehrungen und Gefahren wieder in einem behaglichen Hotelzimmer unter fröhlicher Gesellschaft saß und sich bei Speis' und Trank von den Anstrengungen erholen konnte.

Der ausgezeichnete Forscher ließ dann siebzehn Jahre dahingehen, um die Resultate seiner ersten Reise nach dem Kaukasus mit dem zu vereinigen, was er auf den beiden späteren Expeditionen in diesem Lande gesammelt hatte und das umfangreiche Material nach einem anderen Gesichtspunkt zu ordnen. Handelte es sich in dem erwähnten Werk um Augenblicksbilder, die dem Leser in vieler Beziehung etwas ganz Neues boten und durch ihre Genauigkeit die Wissenschaft wesentlich förderten, so wollte Freshfield nun alles, was er vom Kaukasus wußte, nach einem genauen Plane zusammenfassen und sein Publikum mit Hilfe von Illustrationen in die ferne und den meisten noch so fremde Welt einweihen. Hatte er mit jugendlicher Frische seine erste Reise geschildert und chronologisch seine Eindrücke aneinandergereiht, so beabsichtigte er sich jetzt von einer sachlichen Gruppierung des Themas leiten zu lassen, vom Allgemeinen zum Besonderen überzugehen und als richtiger Bergsteiger zwar zu demselben Gipfel, aber auf anderem Wege, vorzudringen.

So entstanden die beiden großen verschwenderisch ausgestatteten Bände seines Werkes „The Exploration of the Caucasus", die im Jahre 1896 (Edward Arnold, London and New York) erschienen und für die Erforschung des Kaukasus in anderem Sinne einen Markstein bilden. Freshfield erkannte es mit Recht für notwendig, der Phantasie der Leser nicht nur durch einzelne, zufällig ausgewählte Illustrationen und Karten, sondern durch einen Bilderschmuck entgegenzukommen, der auf der Höhe unserer Technik steht. Dem ernsten Inhalt sollte auch die Ausstattung entsprechen und alles vermieden werden, was an ein Prachtwerk für den Weihnachtstisch erinnern könnte. Für diese Illustrationen wurde in Vittorio Sella ein wirklicher Künst-

ler gewonnen, der sich mit der kaukasischen Welt genau vertraut gemacht hatte und Geschmack und Urteil genug besaß, um zu wissen, worauf es einem Mann wie Freshfield ankommen mußte. Die groß ausgeführten Vollbilder der Bergspitzen, Gletscher und Pässe, die Aufnahmen von einzelnen Gebirgsketten wie von der Höhe des Elbrus sowie die Wiedergabe von Volkstypen sind schwer zu übertreffende Meisterleistungen und schließen sich in glücklicher Weise dem Text an, um den Eindruck der einzelnen Schilderungen allseitig zu vertiefen und nachhaltig zu gestalten. Über einzelne Gebiete hat Freshfield außerdem eine Gruppe von Mitarbeitern zu Worte kommen lassen, die sich dabei als Spezialforscher gut einführen und über Klima, Bodenbeschaffenheit, Temperatur und ähnliches verdienstvolle Mitteilungen machen. Freshfield hat sich mit diesem Werk innerhalb der modernen Alpenforschung ein Denkmal errichtet, das für ferne Zeiten an sein ruhmreiches Vordringen in die Schrecknisse und Schönheiten des Kaukasus erinnert und nicht wieder vergessen werden kann.

Der fachwissenschaftlichen Schilderungen des Kaukasus, die in großer Anzahl vorliegen, kann an dieser Stelle nur flüchtig gedacht werden. Sie behandeln das Land und seine Bevölkerung von verschiedenen Gesichtspunkten in Form einer allgemeinen Übersicht, geschlossener Essays über Einzelgebiete oder endlich, was für das große Publikum am anziehendsten ist, als Reisebeschreibungen, die aus den frisch empfangenen täglichen Eindrücken hervorgegangen sind und die Leser nicht nur belehren, sondern durch persönliche Erlebnisse auch unterhalten und zur tieferen Beschäftigung mit dem Gegenstand anregen. Als die Kraft der kaukasischen Bergvölker nach dem Aufstand Schamyls gebrochen war und das Land dem großen russi-

schen Reiche einverleibt wurde, drangen Forscher und Reiseschriftsteller auf den Wegen, die durch die Gewalt der Waffen freigelegt waren, in das Innere des Kaukasus ein und ließen dem kriegerischen Eroberungszuge einen friedlichen im Dienst der Wissenschaft folgen. Oft kamen sie von weit her, um sich in eine Umgebung, die ihnen ursprünglich selbst fremd war, immer tiefer einzuleben und endlich eine zweite Heimat zu finden, mit deren Sprache, Sitten und Gebräuchen sie vollständig verwuchsen.

Das charakteristische Beispiel einer solchen glücklichen Verpflanzung im Dienste der Wissenschaft bildet Dr. Gustav Radde, der in seiner Vaterstadt Danzig als Apothekerlehrling gewiß nicht ahnen konnte, daß er sich dereinst in Tiflis zu einer unserer ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Kaukasusforschung entwickeln und durch die Begründung eines großartigen Museums seinen Namen berühmt machen würde. Im Jahre 1863 begann er in bescheidenem Umfang in einer Mietswohnung eine Sammelstelle für die Erzeugnisse des Kaukasus zu schaffen und mit ebenso großer Begeisterung für die Sache wie geschäftlicher Klugheit die Aufmerksamkeit einflußreicher Persönlichkeiten auf sein Unternehmen zu lenken. Unermüdlich und durch keinerlei Schwierigkeiten abgeschreckt schritt er auf seinem Wege vorwärts und klopfte überall an, um mit der natürlichen Liebenswürdigkeit seines Wesens weitere Kreise für seine Idee zu erwärmen, sowie zur Erhaltung und Bereicherung des Geschaffenen weitere Hilfsmittel aufzubringen. Jetzt erhebt sich an der schönsten Straße von Tiflis gegenüber dem Palais des Generalgouverneurs ein großes zweistöckiges Gebäude mit Vorder- und Hinterhaus nebst einem kleinen Garten, wo seine Sammlung in prächtigen Räumen untergebracht ist und eine Anschauung von dem Reichtum

des Kaukasus gibt, wie man sie lebendiger, vielseitiger und belehrender sonst nirgends empfangen kann. Raddes eigentliche Forschungen bezogen sich zumeist auf das Tierleben in den Hochgebirgsgegenden, die er Jahrzehnte hindurch bereist und in anziehender Weise beschrieben hat. Als Leiter dieses Museums war er jedoch bestrebt, den Kaukasus auf allen Gebieten der Wissenschaft gleichmäßig zur Anschauung zu bringen, gewissermaßen eine Enzyklopädie für dieses Land und seine Erforschung zu schaffen. Zoologie und Geologie zeigen dem Besucher im unteren Stockwerke Ethnographie, Botanik und Entomologie, im oberen Stockwerk alles, was auf der Erde schweift und in ihren Tiefen schlummert, auf den Höhen der Berge sprießt und blüht und in den Flüssen als schuppige Brut gedeiht. In dem schönen Treppenhaus grüßen uns die Wandgemälde von Franz Simm mit den Sagen des Prometheus, der Argonauten, des Georgierfürsten David II. und der legendenhaften Königin Tamara. Radde, dessen literarische Arbeiten die Wissenschaft wesentlich bereichert haben, gebührt für alle Zeiten ein Platz im Vordergrunde der Männer, die uns den Schleier von dem Mysterium des Kaukasus gelüftet haben.

Seine gelehrten Arbeiten waren zumeist in wissenschaftlichen Zeitschriften erschienen oder in russischer Sprache abgefaßt, die ihre weitere Verbreitung hinderten. Am bekanntesten sind seine „Vier Vorträge über den Kaukasus" geworden, die im Jahre 1874 als Ergänzungsheft zu Dr. A. Petermanns „Geographischen Mitteilungen" veröffentlicht wurden. Raddes Leben und Entwicklungsgang waren von einem Schimmer der Romantik umgeben, den man auch im persönlichen Verkehr mit ihm empfand. Ein phantastischer Zug hatte ihn erfaßt, sich aus dem engen und

beſchränkten ſeines urſprünglichen Berufes in eine weit umfaſſende Sammler- und Gelehrtentätigkeit im fernen Oſten, auf den uralten Kulturſtätten der Menſchheit, hinüberzuſchwingen. Über die „Sammlungen des kaukaſiſchen Muſeums“ hat er ein groß angelegtes, fünfbändiges Werk in ruſſiſcher und deutſcher Sprache veröffentlicht, das auch vortreffliche Abbildungen aus den verſchiedenen Gebieten ſeiner Forſchungen enthält (Tiflis, Typographie der Kanzlei des Landeschefs). Im März 1903 brachte der Telegraph die betrübende Nachricht, daß Radde geſtorben ſei, und zwei Wochen ſpäter empfing ich den fünften Band ſeines Werkes, der den archäologiſchen Teil in der Bearbeitung der Gräfin Uwarow enthielt, mit einem Begleitſchreiben des verhältnismäßig ſchnell Dahingeſchiedenen. Er teilte mir darin mit, daß er ſeit einiger Zeit krank ſei, daß ſein Zuſtand aber nichts Gefährliches habe. Inzwiſchen war er ſchon auf dem Boden, den er ſich und der Wiſſenſchaft erobert hatte, und auf dem Beſitztum ſeines Wohltäters, des Großfürſten Nikolai Michailowitſch, beigeſetzt worden.

Wir hatten uns im April 1901 in Tiflis kennen gelernt, als die Hamburg-Amerika-Linie auf der Luſtyacht „Prinzeſſin Victoria Luiſe“ ihre erſte Vergnügungsreiſe nach der Krim und dem Kaukaſus veranſtaltete. Der erſte Eindruck, den man von ſeiner Perſönlichkeit empfing, hatte etwas Groteskes. Radde war ein korpulenter, in ſeinen Bewegungen ſchwerfälliger Herr, der ſich aus ſeiner hohen Stellung als ruſſiſche Exzellenz, als Schöpfer und Leiter des kaukaſiſchen Muſeums in Tiflis nur wenig zu machen ſchien und ſich ſelbſt als „Danziger Pomuchelskopf“ bezeichnete. In Wahrheit wußte er aber ganz genau, daß gerade die Ungezwungenheit ſeines Weſens und die Lebhaftigkeit, die aus ſeinem breiten, nicht eben ſchönen Geſicht

ſprach, auf ſeine Umgebung den beſten Eindruck machten. Das galt namentlich von den Gäſten des deutſchen Kaiſers, die ſich damals an Bord der Hamburger Luſtyacht befanden und die Fahrt von Batum nach Tiflis mitgemacht hatten. Er erwartete ſie im Speiſeſaal des gemütlichen „Hotel London“ und verkehrte mit ihnen, vor allem mit dem Erbprinzen Philipp Ernſt von Hohenlohe, wie mit guten alten Bekannten, hatte ſich auch über jeden im voraus genau orientiert und wußte alle individuell zu behandeln. Die Unterhaltung nahm denn auch bald einen ſo urgemütlichen Charakter an, daß Radde nach einer Stunde mit krähender Greiſenſtimme ein paar deutſche Volkslieder anzuſtimmen begann. Während die übrigen ſich, von der zwölfſtündigen Eiſenbahnfahrt ermüdet, bald darauf zurückzogen, hielt er als letzter an der Wirtstafel aus.

An einer der ſchönſten Stellen des kleinen Kaukaſus, in dem namentlich im Sommer vielbeſuchten Borſham, konnte ſich Radde in ſeine deutſche Heimat zurückträumen, wenn er auf die grün bewaldeten Höhen blickte, die eine auffallende Ähnlichkeit mit Partien aus dem Schwarzwald haben. Der Großfürſt, der in der Nähe von Borſhom ein im Renaiſſanceſtil aufgebautes Schloß Likani beſitzt und ein ungewöhnliches Intereſſe und Verſtändnis für alle künſtleriſchen und literariſchen Beſtrebungen zeigt, ſtand in einem wahrhaft freundſchaftlichen Verhältnis zu Radde. Den greiſen Gelehrten, der das zweiundſiebzigſte Lebensjahr erreicht, müſſen wir uns auf dieſem Fürſtenſitz denken, wie er, nach einem Blick auf die herrliche Hochgebirgswelt, bei einer Flaſche Rüdesheimer und von den Wolken ſeiner Havannazigarre eingehüllt, ſich über den Schreibtiſch neigt, um nach Vollendung ſeiner wiſſenſchaftlichen Arbeiten ſeine Lebenserinnerungen niederzuſchreiben. Hoffentlich hat er ſie zu Ende geführt,

denn er hatte nicht nur viel gesehen und bedeutende Menschen kennen gelernt, sondern war auch ein Erzähler, bei dessen Beschreibungen die Stunden wie im Flug vorbeieilten.

Auf seinen Spuren, oder doch durch ihn und sein Beispiel wesentlich beeinflußt, haben dann andere Gelehrte das Material, das ihnen immer reichlicher zuströmte, zu sichten und zu ergänzen gewußt. Auch C. von Hahn, Professor am ersten Gymnasium in Tiflis, darf mit Genugtuung von sich sagen, daß er dort seine zweite liebe Heimat gefunden, seinen Herd und sein Glück begründet habe. Als großfürstlicher Erzieher nach dem Kaukasus berufen, fand er im Laufe der Jahre immer mehr Freude an den Schönheiten der Gebirgswelt und wurde zu einem rüstigen, unermüdlichen Wanderer, der sowohl den Drang als auch den Beruf in sich fühlte, anderen von seinen Beobachtungen Mitteilungen zu machen. So entstanden im Laufe der Jahre 1892—1900 die drei Bände seiner Studien, die unter dem Titel „Aus dem Kaukasus", „Kaukasische Reisen und Studien" und „Bilder aus dem Kaukasus" veröffentlicht wurden. Klar und unbefangen blickt er in diese fesselnde Welt, um sie in farbigen Bildern festzuhalten. Ihn interessiert sein Thema nach allen Seiten. Die Völkergruppen sondern sich bei ihm nach bestimmten Gesichtspunkten. Religion und Rechtspflege finden ihre Berücksichtigung. Flüsse und Gletscher weiß er mit eindringlicher Schärfe zu charakterisieren. Es ist anscheinend ein zufälliges Zickzack, das wir mitmachen, aber der Inhalt dieser Bände baut sich doch systematisch auf und enthält zum mindesten wertvolle Beiträge und Beobachtungen für weitere Untersuchungen.

Das klassische Buch über den Kaukasus haben wir

Deutſchen 1901 aus der Feder Gottfried Merzbachers erhalten, der nach ſorgfältigen Studien und Vorbereitungen das Hochgebirgsland in den Jahren 1891 und 1892 nach verſchiedenen Richtungen bereiſte. Der Zweck ſeines Unternehmens beſtand darin, ſolche Gebiete kennen zu lernen, zu denen der Fuß des Touriſten den Weg ſonſt niemals findet, und die wegen Beſchaffenheit des Gebirges und der Naturwüchſigkeit der Bevölkerung der Beobachtung des Alpenſteigers die größten Schwierigkeiten bereiten. In Merzbacher bewundern wir eine ungewöhnlich vielſeitige Begabung für dergleichen Forſchungsreiſen und ihre literariſche Verwertung. Er iſt ein Mann von ausgebreitetem Wiſſen, der die Arbeiten ſeiner Vorgänger genau kennt und kritiſch benutzt hat, der ohne Überhebung mancherlei unrichtige Überlieferungen zerſtört und den Beweis erbringt, daß die auf Tatſachen beruhende Wahrheit viel intereſſanter iſt als das Flimmernde der Romantik, mit welcher man die Wirklichkeit aufputzen wollte.

Sein Werk „Aus den Hochregionen des Kaukaſus, Wanderungen, Erlebniſſe, Beobachtungen“ (Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot) beſteht aus zwei ſtarken Bänden von faſt 2000 Seiten und bietet keine leichte Lektüre. Die Gipfel, Päſſe, Täler und Ortſchaften, die darin beſchrieben werden, dürften den meiſten Leſern zunächſt fremd ſein, während andere Abſchnitte des Werkes ſchon durch den Stoff ſelbſt viel Anziehendes haben und ſo friſch und unmittelbar einſetzen, daß man dem ausgezeichneten Führer mit wirklicher Freude zu ſeinen Raſtpunkten folgen wird. Er zeigt ſich im beſten Sinn als eine Doppelnatur, als ein ſtreng ſachlicher Beobachter, der alles nur irgendwie Erreichbare zuſammenfaſſen will und vor keiner Mühe und Entbehrung zurückſchreckt, um Neuland zu entdecken, und

dann wieder als ein schwärmerischer, künstlerisch veranlagter Mann, dessen Feder sich in den Pinsel eines Landschaftsmalers großen Stils verwandelt. Gegen zweihundert Illustrationen nach Photographien, die an Ort und Stelle aufgenommen worden sind, sowie drei treffliche Karten, bei denen die Angaben des russischen Generalstabes als Richtschnur dienten, suchen die Beschreibung in Anschaulichkeit und Leben umzusetzen. Wie Merzbacher namentlich für Freshfield eine unbegrenzte Bewunderung zeigt, so führt er die Arbeit des Engländers fort, indem er sich auch über die Ethnologie und Landeskunde des Kaukasus ausführlich ausläßt, genaue Vorschriften über die Ausrüstung bei einer solchen Expedition in das Innere des Kaukasus gibt und dadurch seinen Nachfolgern die Wege wesentlich ebnet.

Merzbacher ist ein Gelehrter von reich ausgebildetem praktischem Verstand und großem persönlichem Mut. Aber in ein wirkliches Verhältnis zu ihm kommt man doch erst durch seine Empfindungswärme und den Schwung seiner Phantasie, mit welcher er die Stadtmenschen aus der Enge ihrer Straßen und Häuser in die erhabene Schönheit der Gottesnatur hinausführt. Neben der Unendlichkeit der Sandwüste, dem unbegrenzten Gewoge des Ozeans sind ihm die unabsehbaren Eis- und Schneefelder, die Höhen des Kaukasus und dann wieder die in den Tälern hausenden Völkergruppen mit den Resten einer uralten Kultur zur Schule tiefster Erkenntnis geworden. Das Glück, das er in der weltfremden Einsamkeit unter zahllosen Gefahren genossen hat, stellt er höher als das Behagen, das ihm die verfeinertste europäische Kultur gewähren konnte. Im Kaukasus hat er das Gefühl gehabt, unserer großen Lehrmeisterin, der Natur, unendlich näher gekommen zu sein als sonst irgendwo.

Merzbacher geht von dem Grundgedanken aus, daß der wissenschaftlich geschulte Forscher im Gebiete der europäischen Alpen kaum noch etwas Neues entdecken könne, und daß er sich nach jungfräulichem Boden umsehen müsse, um seine Geschicklichkeit und seinen Drang nach Erkenntnis zu erproben. Gleich zu Anfang des Werkes erhalten wir eine glänzende Parallele zwischen den Alpen und dem Kaukasus. Im Lande des Prometheus und der Argonauten finden wir allerdings nicht die freundlich einladenden Täler und Dörfer, wo der Fremde nach ermüdenden Wanderungen überall auf gastliche Aufnahme rechnen darf, nicht die Alpenseen und Wasserfälle, deren Anblick unauslöschliche Bilder in der Erinnerung zurückläßt, wie in der Schweiz. Der Kaukasus kennt keine Sennhütten, er gewährt kaum den idyllischen Reiz weidender Herden, und das Wesen der Menschen, mit denen man zusammentrifft, erscheint ungastlich und rauh, weil man ihre Sprache nicht versteht. Weder die gewöhnlichen Transportmittel noch Wege und Brücken findet man auf den Pässen und Höhen, auf denen man von allen Beziehungen zur menschlichen Kultur durchaus abgeschnitten ist. Ohne eine amtliche Empfehlung, welche die Ortsvorstände verpflichtet, dem Reisenden Holz, Lasttiere und Träger zu liefern, kommt man überhaupt nicht vorwärts, da es keine Wirtshäuser oder andere allgemein zugängliche Einrichtungen für Unterkunft und Verpflegung gibt. Was die Ernährung betrifft, so sind Hühner und Eier knapp, süße Milch und Butter sehr selten. Ein aus Gerste oder Hirse zubereiteter Pudding vertritt die Stelle unseres Brotes, das, wenn es vereinzelt vorkommt, schlecht und dem europäischen Magen nicht bekömmlich ist. Erträglich findet man das Fleisch, da im Kaukasus ein junges Schaf, das $1^1/_2$—4 Rubel kostet, sich ebenso zum

Kochen wie Braten eignet und eine gute Suppe gibt. Die Ausrüstungsgegenstände müssen vorher auf das sorgfältigste gewählt werden, da man in Gegenden kommt, wo Zwirnsfaden und Kerze, Knopf und Zündholz, Schuster und Schneider, Apotheke und Arzt unbekannte Dinge sind. Ein Dolmetsch, der sich in dem bunten Gemisch der Bergvölker verständigen kann, ist unentbehrlich, aber anderseits empfiehlt es sich auch nicht, den Eingeborenen allzusehr zu vertrauen, die an Unzuverlässigkeit Unglaubliches leisten. Merzbacher hatte sich daher zwei Tiroler Führer mitgenommen, die mit ihren Hünengestalten und der charakteristischen Kleidung ihrer Heimat überall das größte Aufsehen erregten.

Für die Überwindung dieser Schwierigkeiten wird man aber durch die überwältigenden Schönheiten des Kaukasus reichlich belohnt. Seine Hochgipfel überragen die höchsten Spitzen der Alpen und wirken auf das Auge gewaltiger, weil sie aus der Talsohle unvermittelt zu den Kammlinien emporsteigen. Die Verteilung von Fels, Firn und bewachsenem Terrain schildert Merzbacher als wundervoll. Nach seinen Beobachtungen sind die Gletschertäler des Kaukasus ausgedehnter, reiner und schöner als die europäischen und haben außerdem den Vorzug, daß die Pflanzenwelt unmittelbar an die starren Eismassen heranrückt und sie oft mit lieblichen Alpenblumen schmückt ohne das breite Gebiet von ödem Gestein, das in der Schweiz meist dazwischen liegt. Die Flora ist viel mannigfaltiger als in der Schweiz und den italienischen Alpentälern. Der Forscher spricht von einer kaum glaublichen Menge der Arten, von einer beispiellosen Farbenpracht und Fülle der Gräser und Blumen, zwischen welchen ein Mann sogar hoch zu Roß verschwindet, von erstaunlichen Baumriesen und undurch-

dringlichem Buschwerk von Schlinggewächsen, die alles überwuchern und den Wald in den Tiefen und auf den Höhen in ein unabsehbares Meer von Grün verwandeln. Die Schluchten und Felsklammen sind einzig und werden nach der Versicherung des Verfassers weder von der Via mala noch von der Taminaschlucht und der Lichtensteinklamm erreicht.

Für den Leser, der ein empfänglicher Naturfreund ist, ohne die Alpenforschung im einzelnen zu beherrschen, dürften die Kapitel am ergiebigsten sein, in denen der Verfasser seine Expeditionen auf den Elbrus und Kasbek beschreibt. Ohne von der Linie des Tatsächlichen und persönlich Erlebten abzuschweifen, packt er den Leser doch durch die furchtbare Majestät dieser Bergriesen, die an Höhe selbst den Montblanc um mehrere hundert Meter überragen. Was Worte überhaupt zu leisten vermögen, um uns unvergleichliche Natureindrücke vor die Seele zu zaubern, ist hier in vollendeter Weise erreicht. Der Autor greift bis zu den alten Sagen zurück, deren Kern darin liegt, daß diese Höhen den Menschen ewig verschlossen sind, etwas Unberührtes und Heiliges darstellen und den Übergang zu dem Göttlichen und Ewigen bilden. Er zeigt sich auch mit dichterischen Schöpfungen wie den Poesien Puschkins und Lermontows wohlvertraut, und schmückt seine Darstellung gern mit Zitaten aus den Liedern und Elegien georgischer Dichter in der erwähnten Übersetzung von Artur Leist. Wir glauben, wenn wir seiner Darstellung folgen, die frische Erregung nachzufühlen, die ihn und seine Begleiter durchdrang, als sie die Städte verließen und die Einzelgehöfte und Hütten auf ihrem Wege erblickten, um aufwärts zu steigen zu der gewaltigen Einsamkeit, die sich um sie ausbreitete.

Zuerſt lernen wir den Doppelgipfel des Elbrus kennen, der wie ſein Bruder, der Kasbek, vulkaniſchen Urſprunges iſt. Einem furchtbaren Gewitter, das der Führer der Expedition unter einem Felſen allein bis zum Anbruch des Tages beobachtete, folgte das feierliche Schauſpiel eines klaren, ſonnendurchglänzten Tages. Dann verſperrte eine dichte Nebelſchicht den Weg und ſtimmte die Reiſenden zur völligen Mutloſigkeit herab, bis das Schauſpiel der Höhen und Gletſcher ſich ihnen in ſeiner vollen Schönheit darbot. Die Wanderung zur äußerſten Höhe, wo man ſich infolge des raſenden Sturmes nur noch durch Gebärden verſtändigen konnte, und der Geſamtblick über das ungeheure Gebiet von Schnee und Eis, das ſich ihnen eröffnete, treten dem Leſer lebendig nahe. Man glaubt, die ſchwirrenden Eisnadeln, die den kühnen Steigern wie mit flammender Lohe Geſicht und Nacken brannten, ſelbſt zu ſpüren, und macht alle Empfindungen der Beklommenheit, Angſt und Befriedigung über das erreichte Ziel in ſich durch.

Ebenſo maleriſch und glücklich in allen Einzelheiten iſt in dem Werke die Beſchreibung der gruſiniſchen Heerſtraße, die von Wladikawkas über den Rücken des Kaukaſus nach Tiflis führt. Merzbacher faßt ſein Urteil dahin zuſammen, daß dieſe Straße von der Voralpenſtadt im Norden bis zu der vielbeſungenen Hauptſtadt des Kaukaſus im Süden die Pracht des vergletſcherten Hochgebirges zwar nur an wenigen Stellen erſchließe, auch keine Seen und Waſſerfälle zeige, aber doch zu den ſchönſten Bergſtraßen gezählt werden müſſe, und an Reichtum und Erhabenheit der Bilder nur von wenigen ähnlichen Alpenübergängen Europas übertroffen werde. Die Beſteigung des Kasbek gibt dem Verfaſſer dann wieder Gelegenheit zu einer glänzenden Schilderung, die eine wahrhaft dich-

terische Wärme ausströmt und als ein Kunstwerk für sich betrachtet werden muß. Der Kaukasus verliert für die Leser dieses Werkes viel von dem Unfaßbaren, Abschreckenden und Unbestimmten, das ihm in den Augen mancher Gebildeten noch immer anhaftet, und wir lernen seine Naturwunder, wenn wir uns von Merzbacher führen lassen, verstehen, bewundern und lieben.

Stimmungsbilder aus St. Petersburg.

März 1902.

Der Wunſch, die Schöpfung Peters des Großen an der Newa in der ſtillen Faſtenzeit kennen zu lernen, führte mich wieder einmal mit der Eiſenbahn bis zum ſechzigſten Breitengrade und in eine Schnee- und Eislandſchaft, von der man in unſeren Gegenden gar keine Vorſtellung hat. Gleich hinter Eydtkuhnen begann eine empfindliche Kälte, und zu beiden Seiten der Eiſenbahnſtrecke tanzten glitzernde Flocken um uns her, die ein unendliches weißes Tuch, ſo weit das Auge reichte, zu beiden Seiten des Zuges über die Ebene ausbreiteten. Mit dem immer dichter fallenden Schnee ſpielte in reizender Weiſe das Feuer, das aus der mit Holz geheizten Lokomotive in wilder Haſt herausflog und ſich für das Auge der Paſſagiere in lauter glühende Schlangen verwandelte. Selbſt auf dem Schnee glimmten die brennenden Stücke noch eine Weile fort, ſo daß ſie des Nachts wie herabgefallene Sterne ausſahen. In Gatſchina, eine Stunde vor Petersburg, kündigte der Schaffner einundzwanzig Grad Kälte an, und in der Zarenreſidenz ſelbſt ſah man lauter vermummte Geſtalten in Pelzen, dicken Handſchuhen und Tüchern, die um die Ohren gewickelt waren und das Antlitz faſt unkenntlich machten. Und das alles Mitte März! Eines ſo gleichmäßig ſcharfen Winters, der beinahe ohne Unterbrechung fünf Monate gedauert hat, können ſich in der nordiſchen Palmyra nur wenige Leute erinnern, obwohl die Kälte dort als etwas Selbſtverſtändliches angeſehen und dem Tauwetter mit

Schmutz und darauffolgendem Glatteis in jeder Beziehung vorgezogen wird. Der Frost gewinnt außerdem vielen Dingen einen andern und keineswegs schlechteren Charakter ab. Er schafft für die Schlitten eine ideale Pflasterung, denn über den festen Schnee saust man mit den munteren Petersburger Pferden ganz anders hinweg, als es selbst der willigste Kutscher mit seinem rädernen Gestell über die spitzen Steine zu tun vermag.

Auf der Newa entwickelt sich ein Verkehr, der sich mit den Passagier- und Frachtdampfern, den Segelböten und Kähnen im Sommer durchaus vergleichen läßt. Das Eis ist so festgefroren, daß man gar nicht daran denkt, wie weit seine Tragkraft wohl reichen könne, sondern sich mit Menschen und Lasten, mit Wagen und Pferden genau so wie auf dem festen Lande bewegt. Der mächtige Strom verwandelt sich für unser Auge einfach in eine riesige Schneefläche, auf welcher der Verkehr eine Anzahl Straßen gezogen hat. Man braucht im Schlitten fünf, zehn oder noch mehr Minuten, um von dem einen Ufer der Newa zum andern zu gelangen. Der Boden ist gerade so durchfurcht und schmutzig grau wie auf einer Chaussee. An einzelnen Stellen, möglichst nahe den Uferstraßen, sind kleinere Gebiete umhegt und für die Schlittschuhläufer eingerichtet worden. In der Mitte des Stromes sind ein paar Dutzend Männer tätig, die rechtwinklig zugeschnittenen Stücke grünlich schimmernden Eises aus den offengehaltenen Löchern herauszuheben, auf Wagen zu schaffen und als Vorrat für den Sommer in die Keller zu fahren. An zwei Stellen führt gegenwärtig eine elektrische Bahn über die Newa, vom Senatsplatz, dort, wo sich Falconets berühmtes Denkmal Peter des Großen erhebt, zur Kunstakademie, und vom Winterpalais auf die Petersburger Seite. Die Schienen

werden aufs Eis gelegt und frieren darauf fest an. Die Masten mit den Drähten, die den elektrischen Strom aufnehmen, rammt man ebenso leicht in die Eis- und Schneemasse, und der ganze Apparat für den Verkehr ist fertig. Auf dem Eise brennen in regelmäßigen Abständen elektrische Lichter und auf der Mitte des Stromes hat sich in einer Holzbude, aus welcher leichter Rauch aufwirbelt, der Streckenwärter, der für die Aufrechterhaltung der Ordnung sorgt, häuslich niedergelassen. Die Wagen sehen zwar nicht sonderlich schön aus, man kommt auch nicht gerade schnell über das Eis vorwärts, aber es geht doch besser, als wenn man den Umweg über die Nikolai- oder die Alexanderbrücke nehmen müßte. Einen dritten festen Übergang über die Newa wird allerdings Petersburg im nächsten Jahre mit der massiven Troitzkibrücke erhalten, zu welcher der Präsident Felix Faure bei seinem Besuche in Petersburg im Sommer 1897 den Grundstein legte und deren eiserne Bogen sich bereits eindrucksvoll über den Fluß wölben.

Die vergangene Woche war angeblich die stillste im ganzen Jahre, weil sie den Anfang der Fasten bezeichnet, in welcher keine Theater und Konzerte stattfinden dürfen. Eine solche Ruhepause entspricht nicht nur den Anforderungen der Kirche, sondern nach dem tollen Leben der Butterwoche auch einem rein menschlichen Erholungsbedürfnis. Die Schaubuden der „Maslanitza" auf dem Semenowplatz wurden während meiner Anwesenheit gerade abgeschlossen und abgebrochen, aber von der gleichmäßigen Ruhe und Starrheit des russischen Lebens, von der man so oft fabeln hört, war wenig zu merken. Die Stimmung vor Ostern, wie wir sie fanden, war nur eine Vorbereitung für eine Unmasse von Schaustellungen aller Art, die von allen Seiten auf die genußfrohe Menge an-

ſtürmten. Pünktlich, wie immer, war Philipp Bock mit ſeinem ſorgfältig zuſammengeſtellten Enſemble von namhaften deutſchen Künſtlern eingetroffen, um den Petersburgern einen Überblick über die Novitäten des letzten Jahres und beſonders unſern Landsleuten eine Entſchädigung dafür zu bieten, daß ihnen ein ſtändiges deutſches Theater leider entzogen iſt. Dies deutſche Unternehmen iſt aus der genauen Kenntnis der dortigen Verhältniſſe hervorgegangen, da Philipp Bock, ein richtiger Berliner, bereits länger als ein Menſchenalter hindurch in der nordiſchen Hauptſtadt tätig iſt, den Geſchmack des Publikums genau kennt und auch die Schwierigkeiten nicht unterſchätzt, die er in jedem einzelnen Jahr zu überwinden hat. Im übrigen ſchwirrten die Anzeigebogen der Petersburger Blätter bereits von Schauſpielen in allen Sprachen bis zur japaniſchen, die durch Frau Sada Yacco vertreten war. Statt einer Theatervorſtellung genoß ich bei dieſer Gelegenheit aber einen Straßentumult, der wegen der Umgebung und der dabei auftretenden Perſonen weit intereſſanter war, als irgend etwas, das den Mitſpielenden aus dem Kaſten über dem Orcheſter eingeblaſen wird. Freilich fehlte es auch bei dem Tumulte der Studenten auf dem Newski-Proſpekt, von dem die Rede ſein ſoll, nicht an einer ſorgfältigen Vorbereitung, wie beim Theater, von dem ſich jedoch jener hoffentlich dadurch unterſcheidet, daß keine allzu häufigen Wiederholungen ſtattfinden.

Bereits vor einigen Wochen hatten die Petersburger Studenten in Verbindung mit allerlei zweifelhaften Elementen, die ihnen aus den unteren Volksklaſſen zuſtrömten, einen Putſch veranſtaltet, der wie ein dummer Jungenſtreich begann, aber derartig ausartete, daß die Polizei ſich genötigt ſah, ihn gewaltſam niederzuſchlagen. Der Vorgang

berührte um so peinlicher, als die lärmenden und ärgerlichen Auftritte sich in einer Umgebung abspielten, die dazu am wenigsten aufreizen konnte, in einem neuen, großartigen Gebäude, das erst im verflossenen Jahre vollendet und zu dem Zweck errichtet war, die breiteren Schichten an anständige Unterhaltung zu gewöhnen. Wenn man über die Troitzkibrücke die Newa überschreitet, dort, wo der Fluß seine größte Breite erreicht, und auf der Petersburger Seite die Festung mit der Peter-Paul-Kathedrale und den Kaisergräbern links liegen läßt, gelangt man in die Anlagen des Alexanderparkes. „Hier ist des Volkes wahrer Himmel," namentlich an Sonn- und Festtagen, an denen ein langes Programm billiger Vergnügungen heruntergespielt wird. In der Mitte des Halbkreises, den die Bäume und Büsche, Spazier- und Fahrwege dieses Parkes bilden, erhebt sich ein riesiges Bauwerk, das von einer imponierenden Kuppel überragt wird und dessen beide Flügel sich weit ausdehnen. Es ist das Volkstheater Kaiser Nikolaus II., mit dessen Begründung ein gerade für Petersburg und Rußland überhaupt bedeutungsvoller Schritt zur Anregung und Befriedigung geistiger Interessen unternommen worden ist. Wenn fast in allen Großstädten gehaltvolle Bühnenvorstellungen einen Genuß bilden, den sich große Schichten des Publikums wegen der hohen Eintrittspreise versagen müssen, so ist der Besuch der Theater in der Residenz des Zaren für die meisten vollends unerschwinglich. Schauspiel und Oper waren bis vor kurzem an der Newa ein Luxusartikel für die gebildeten Klassen. Um so mehr mußte der Versuch, dergleichen Darbietungen dem Volk zugänglich zu machen und mit ihnen einen Damm gegen die Verlockungen des Tingeltangels und der Schnapsbuden zu ziehen, Beachtung und Dank verdienen.

Das „Narodni Dom“ in Petersburg bildet ein Unternehmen, das unſeres Wiſſens ſonſt nirgends in Europa vorhanden iſt und für die Erziehung des Volkes von hervorragender Bedeutung zu werden verſpricht. Das Baumaterial war durch das eiſerne Hauptgebäude der ruſſiſchen Ausſtellung in Niſhnij-Nowgorod vom Sommer 1896 im weſentlichen geliefert. Die einzelnen Teile wurden auseinandergenommen, von der Wolga an die Newa geſchafft und in einer Gegend, die von der Volksunterhaltung von jeher bevorzugt war, auf einem maſſiven Fundament neu aufgebaut. Der wie ein Dom aufragende Mittelbau, der die Eintrittshalle bildet, fällt dem Spaziergänger ſchon von weitem auf. Das Ganze überraſcht zwar nicht durch eigenartige Formen, wirkt aber mit dem gelblich-braunen Ton, der ſich ebenſo angenehm von der Luft, wie von den Bäumen des Alexanderparkes abhebt, durchaus wohltuend auf das Auge. Im Innern hat die Kunſt, Maſſen zu bewältigen, ihnen einen behaglichen Aufenthalt zu gewähren und ihren Geiſt zu beſchäftigen, ohne Zweifel ein Meiſterſtück fertig gebracht. In den ſechsunddreißig Parkettreihen des Theaters, die weit genug voneinander ſtehen, daß man auch bei beſetztem Hauſe zwiſchen ihnen bequem hindurchgehen kann, haben gegen tauſend Menſchen Platz. Darüber zieht ſich zu beiden Seiten eine mächtige Galerie hin, die mit einer Reihe Bogenausſchnitte in den Zuſchauerraum vortritt und Stehplätze enthält, von denen man die Bühne ebenfalls überſehen kann. Eine ſolche Galerie zieht ſich auch über die ganze Breite des Eingangs hin, wo ſie Sitzplätze enthält und noch von einem zweiten ähnlich eingerichteten Raum überragt wird. Im ganzen laſſen ſich in dem Hauſe bequem dreitauſend Menſchen unterbringen. Die Eintrittspreiſe ſind je nach der Lage der Plätze ganz

verſchieden. Sie ſchwanken im Parkett zwiſchen zwei Rubel und ſechzig Kopeken, auf der Galerie zwiſchen ſiebzig und dreißig Kopeken. An Sonn- und Feiertagen ſinkt dieſer Preis jedoch regelmäßig auf die Hälfte herab, ſo daß man ſich ſchon nach unſerem Gelde für nicht mehr als dreißig Pfennige den Genuß verſchaffen kann, einer durchaus annehmbaren Schauſpiel- oder Opernaufführung beizuwohnen. Dieſes Rieſentheater bildet aber nur eine Hälfte des ganzen Gebäudes, deſſen anderer, ebenſo großer Teil als Wandelhalle und Erfriſchungsraum gedacht iſt, ſo daß die Zuſchauer ſich während der Pauſen darin bequem ergehen können. Der Ausſchank von Spirituoſen iſt ſtreng verpönt, ſonſt aber zu überaus mäßigen Preiſen alles zu haben, was man ſich an Getränken und Speiſen nur denken kann. Endlich ſchließt ſich für den Sommer daran auch noch ein großer Garten, in dem für Zerſtreuungen und Beluſtigungen verſchiedenſter Art geſorgt iſt.

„Brot und Spiele", mit denen ſich das römiſche Volk beruhigen ließ, haben aber in Petersburg nicht hingereicht, die Bewegung, die ſich neuerdings unter den Studenten in Verbindung mit den Arbeitern entwickelt, zum Stillſtand zu bringen. Es ſcheint vielmehr, als ob die freiere Beweglichkeit, die dadurch in die Maſſen gekommen iſt, die Unzufriedenen nur noch dreiſter gemacht hat. Vor den Bildern des ruſſiſchen Kaiſers und der Kaiſerin haben ſich in der Kuppelhalle zwiſchen dem Theater und dem Erfriſchungsraum unflätige Szenen abgeſpielt, denen ſchnell ein Ende gemacht werden mußte, wobei es ohne brutale Mittel nicht abging. Ebenſo peinlich berühren die Flugblätter revolutionären Inhalts, die jetzt wieder in größeren Maſſen verbreitet werden, ohne daß ſich ihre Urheber ermitteln laſſen. Sie werden nicht mehr, wie früher, in Ge-

heimdruckereien hergestellt, sondern durch Schreibmaschinen und auf Hektographen in tausenden von Abzügen vervielfältigt. Uns haben selbst ein paar von diesen Blättern vorgelegen, die äußerlich dadurch auffallen, daß die Schrift schräg gesetzt ist. Der Inhalt dieser Proklamationen wendet sich nicht nur gegen das herrschende Regierungssystem, sondern gegen die Dynastie als solche und ist in einzelnen Wendungen nicht wiederzugeben. Eine Verbindung von Studenten und Arbeitern, wie sie augenblicklich zu bestehen scheint, erfordert naturgemäß strenge Gegenmaßregeln, zumal die Bewegung wie in früheren Zeiten von längerer Hand vorbereitet zu sein scheint. In den südlichen Teilen Rußlands bis nach Charkow dringen gefährliche Einflüsse vor und der Norden nimmt sie weiter auf, so daß in der Residenz des Zaren sich Szenen abspielen, die das öffentliche Leben wiederholt in eigentümliche Bewegung und Erregung brachten.

Ein solches Schauspiel bot Petersburg auch an einem Sonntag und veränderte die Physiognomie der Stadt für eine Weile so sehr, daß man glauben konnte, es würde sich jeden Augenblick auf den Straßen ein aufsehenerregendes Ereignis abspielen. Zwei Tage vorher wurde die Erinnerung an das furchtbare Attentat, dem Kaiser Alexander II. durch die Dynamitbomben der Nihilisten zum Opfer gefallen war, trotzdem einundzwanzig Jahre darüber hinweggegangen sind, im Volke wieder lebendig. Der Zar und die Zarin, sowie sämtliche in Petersburg anwesende Großfürsten hatten sich in der Peter-Pauls-Kirche, wo die Herrscher aus dem Hause Romanow seit Peter dem Großen beigesetzt sind, eingefunden und der Totenfeier für den Monarchen beigewohnt, der ein so schreckliches Ende fand, obwohl er seinem Volke die Kette der Leibeigenschaft

gelöst hatte. Die Stelle am Katharinenkanal, wo er mit zerrissenem Leibe im Schlitten nach dem Winterpalais gefahren wurde, um gleich darauf zu verscheiden, sollte mit ihren blutigen Spuren durch eine prachtvolle Sühnekirche für ewige Zeiten verdeckt werden. Nachdem zwanzig Jahre seit der Grundsteinlegung verflossen sind, naht sich das mächtige Gebäude allmählich seiner Vollendung, wenn es auch in seinem unteren Teile vom Gerüst noch nicht befreit und in seiner innern Ausschmückung ebenfalls noch nicht fertig ist. Aber seine charakteristischen Teile ragen bereits frei empor und lassen ahnen, welchen seltsam-phantastischen Eindruck diese Kathedrale mit dem üppigen Reichtum ihrer Farben und Formen hinterlassen wird. Es konnte zunächst bedenklich erscheinen, ein Gotteshaus, das aus dem nationalen Gedanken des Sühnebedürfnisses für ein schändliches Verbrechen hervorgegangen ist, zwischen die verhältnismäßig schmalen Straßen eines Kanals einzuzwängen. Aber die Ausführung hat bewiesen, daß die perspektivische Berechnung richtig war und daß die Wirkung dieser für Petersburg ganz neuen Architektur genau so ausfällt, wie sie beabsichtigt ist. Bei dem Bau dieser in Form eines griechischen Kreuzes gehaltenen Kathedrale hat man nämlich auf den altrussischen Stil zurückgegriffen, wie er sich in Moskau erhalten hat und dort auch auf monumentale Neubauten mit Erfolg angewendet wird. Bei der Isaakskirche hat man in Petersburg die Vorhalle des Pantheon in Rom im Auge gehabt und ihr die Portiken mit den dreireihigen Monolithsäulen nachgebildet. Bei der Kolonnade der Kasanschen Kathedrale wird man an eine Nachahmung der Peterskirche in der ewigen Stadt erinnert, wenn auch diese Kopie nur die große Überlegenheit des Originals erkennen läßt. Die Sühnekirche sollte dagegen

an die Blütezeit des russischen Kunstgeschmacks gemahnen, wie er sich im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert im Herzen des Landes herausgebildet hat, als byzantinische und türkische Einflüsse für den Kunstgeschmack des Reiches maßgebend waren.

Unwillkürlich kommt dem Spaziergänger, der in die Nähe der Sühnekirche in Petersburg gelangt, das in Ananas- und Zwiebelformen wirr durcheinander gegliederte und in allen nur denkbaren Farben leuchtende Rätselgebilde russischer Architektur, die Basiliuskirche in Moskau in den Sinn, die sich wie ein ungeheurer bunter Vogel mit ausgebreiteten Flügeln auf dem Abhang des roten Platzes niedergelassen hat. Ähnlich wirken auch die sechs Kuppeln und der über hundert Meter hohe Glockenturm der Petersburger Kirche, an der immer eine Reihe von Ornamenten über die andere gesetzt ist, so daß das Auge nirgends zur Ruhe kommt. Da spielen die durchbrochenen Fenster, bald groß, bald klein und seltsam ausgezackt, die hervorspringenden Gesimse, die goldenen Kreuze, die Kuppeln, die alle verschieden in den Farben und oft selber wieder mehrfarbig in bunten Streifen, gelb, blau, grün, sowie in Kassettierungen ausgeführt sind, wie Schöpfungen der Willkür und Laune, frei durcheinander, zumal die Häuser in dieser Gegend aus dem Rahmen des Gewöhnlichen nirgends heraustreten. Betrachtet man das Bauwerk aber aus der Entfernung, etwa von den Anlagen des Michaelplatzes oder dem Marsfelde aus, so muß man zugeben, daß in allem Launenhaften doch eine gewisse Ordnung zu finden ist und der Bau eine originell phantastische Stimmung ausdrückt. Auch von den Säulengängen der Kasanschen Kathedrale sieht man ihn herüberschimmern, und an dieser Stelle sowie an der gegenüberliegenden katholischen Katharinakirche ent-

wickelten sich die Studenten- und Arbeiterunruhen am betreffenden Sonntage, der einen schönen, frischen, aber keineswegs unangenehmen Wintermorgen der Residenz bescherte und die Spaziergänger zu vielen Tausenden auf den Newski-Prospekt trieb. Es wurden allerlei Brandreden gehalten, rote Fahnen geschwenkt und zahlreiche Verhaftungen vorgenommen, wobei man sich natürlich zunächst mit dem traurigen Gedanken beschäftigte, wie viele Menschen, die von irgend einer Seite aufgehetzt sind, sich bei solchen Gelegenheiten unglücklich machen. Anderseits fehlte es aber auch nicht in komischen Episoden. Ein Mann gebärdete sich wie toll, schrie ununterbrochen „Preßfreiheit!" und „Nieder mit der Zensur!" und als man ihn ins Gewahrsam brachte und fragte, ob er lesen könne, antwortete er ganz unbefangen: „Nein!" Die ganze Angelegenheit nahm aber doch einen unangenehmen Charakter an, denn man durfte um keinen Preis den Krawall weiter um sich greifen lassen, sondern mußte ihn schnell unterdrücken.

Einen seltsamen Anblick gewährte es für den Ausländer, als ein Zug von vier- oder fünfhundert Hausknechten, immer zu Zweien, über die vornehmste Straße Petersburgs geschritten kam, um, wenn es nötig sein sollte, die Ordnung aufrecht zu erhalten oder gar mit den Fäusten dreinzuschlagen. Diese „Dworniks", die man des Nachts, in ihren Pelz eingehüllt, vor jeder Haustür kauern sieht, stehen in Rußland in einem ganz anderen Verhältnis zum Hauseigentümer, wie bei uns die Portiers, denn jene müssen, obwohl vom Wirt bezahlt, sich gleichzeitig auch der Polizei auf Verlangen zur Verfügung stellen, dürfen ihr keine Auskunft verweigern und können, wie bei den jetzigen Studentenunruhen, zu ihrer Unterstützung jeden Augenblick in Anspruch genommen werden. Diese Zivilgarde der Polizei

machte bei ihrem Aufmarſchieren jedenfalls eine verteufelt ernſte Miene und wirkte wie ein einziger, aus Armen und Beinen zuſammengeſetzter Mechanismus, der richtig aufgezogen iſt und genau ſo in Tätigkeit gebracht werden kann, wie es ſein Erfinder wünſcht. Als die lange Schlange von Tür- und Torwächtern mit den ſtumpfen Geſichtern, den in die Stirn gedrückten Mützen und den faſt bis auf die Erde herabreichenden Kaftans ſich über den Newski-Proſpekt wälzte, wurde die Straße zu beiden Seiten eine Weile hindurch ganz abgeſperrt. Dann wurde der Sicherheitsdienſt von einzelnen Trupps Koſaken, jeder etwa fünfundzwanzig Mann ſtark, übernommen, die auf ihren flinken Pferden die breite Perſpektive von dem Anitſchkowpalais bis zur Polizeibrücke, wo ſich die Unruheſtifter namentlich aufzuhalten pflegen, unaufhörlich auf und ab ritten.

Man kann nicht ſagen, daß die Leute, die ihren Sonntagsſpaziergang machten und durch die Gerüchte von dem Krawall natürlich äußerſt zahlreich auf die Straßen gelockt wurden, in ihrem Vergnügen irgendwelche Störung erlitten. Es geſchah ihnen nichts, aber man hatte doch jeden Augenblick das Gefühl, daß irgend etwas recht Unangenehmes ſich ereignen könnte. Alle Fenſter waren mit Leuten beſetzt, die neugierig die ſich hin und her ſchiebende Menſchenmenge beobachteten. Auf dem Newski-Proſpekt ſelbſt wurde unaufhörlich getuſchelt, gefragt und erzählt, und ſogar in den Nebengaſſen, die in ihn münden, konnte man erregte Gruppen beobachten, die miteinander flüſterten. Wer eine Senſation im großen Stile erwartete, kam alſo kaum auf die Koſten, aber die Luft war bei alledem ſchwül und unbehaglich. Die Gäſte im „Hotel de l'Europe" an der Ecke des Newski-Proſpekts und der Michailowskaja ließen ſich allerdings dadurch bei ihrem guten Frühſtück in keiner

Weise stören, sondern blickten durch die Fenster auf die Straße, als ob es sich um eine bloße Kinderei handle, über die es viel zu reden gar nicht lohne. Aber die andern, die nicht so schnell satt wurden, schienen die Sache keineswegs auf die leichte Achsel zu nehmen, und die Händler schlossen eiligst ihre Ladenfenster und Türen, um nicht behelligt oder geschädigt zu werden. Die völlig mit sich Zufriedenen rührten sich überhaupt nicht aus dem Hause, sondern warteten auf das, was ihnen von guten Freunden und Bekannten zugetragen wurde. Da die Zeitungen über dergleichen Vorgänge nichts bringen dürfen, setzt die sagenbildende Phantasie des Volkes sofort ein, indem sie die Bedeutung des Krawalls übertreibt, und unter diesem Einfluß stehen leider auch viele Nachrichten, die über solche Begebenheiten außerhalb Rußlands verbreitet werden. Immerhin ist man sich in allen urteilsfähigen Kreisen darüber klar, daß die Fäuste der Dworniks und die Knuten der Kosaken wohl für den Augenblick die Ruhe wiederherstellen, aber die erregten Geister der akademischen Jugend und der Arbeiter nicht dauernd beschwichtigen können.

Hätten wir uns während der großen Fasten genau an die Vorschriften gehalten, welche die russische Kirche über den Küchenzettel verhängt, so wären wir in einer üblen Lage und ausschließlich bei Schmalhans zu Gast gewesen. Offiziell ist nämlich für die Zeit zwischen der Butterwoche und Ostern aus dem Bereich der Hausfrau alles verbannt, was aus dem Tierreich stammt. Sowohl den feisten Vierfüßlern im Stall, wie dem, was auf dem Hof flattert oder durch die Lüfte fliegt, wird in diesen Wochen von der Geistlichkeit ausdrücklich Schutz zugesichert. Aber die Beschränkung auf eine lange Reihe von Suppen, Pilzen, Rüben und Ragouts, das Verbot von Milch und Eiern ist bei der Erinnerung

an die Braten und Kuchen, mit denen ſich die Mittagstafel vorher bei der „Maslanitza“ bedeckte, ein ſo trauriger, daß die Faſtengeſetze, wenigſtens für die beſitzenden Klaſſen, meiſt nur auf dem Papier ſtehen und nach Möglichkeit umgangen werden. Für uns wenigſtens kehrte in der erſten Faſtenwoche die Erinnerung an den ruſſiſchen Karneval in Geſtalt eines Nationalgerichts wieder, das nur in dieſer Zeit zubereitet wird, dann aber ſieben Tage hintereinander auf der Tafel erſcheinen muß. Wir meinen die berühmten Blinni, deren bloße Erwähnung bei jedem Ruſſen ein Gefühl von Wohlbehagen erweckt, und mit denen er ſich für die Entbehrungen der Faſtenzeit im voraus ſtärkt. Man verſteht darunter dünne Eierkuchen oder, wie man in Oſtpreußen ſagt, Flinſen, von der Größe eines Kompottellers, über die man zerlaſſene Butter gießt, während man mit Kaviar oder Stücken geräucherten Lachs über die Zunge gleiten läßt. Dieſe Miſchung ſchmeckt in der Tat vorzüglich und ein halbes Dutzend von ſolchen bräunlich gebackenen Fladen zu verſpeiſen, wird nur als eine Durchſchnittsleiſtung für einen ordentlichen Appetit und Magen angeſehen. Doch müſſen die Blinni nicht zu weich gebacken ſein, ſondern ſich bequem in einzelne Teile zerlegen laſſen. Sie dürfen auch nicht kalt werden, ſondern wollen im heißen Zuſtande genoſſen ſein. Es gibt außerdem noch andere Vorſchriften bei der Vertilgung der Nationalſpeiſe, die der echte Ruſſe genau beachtet, damit ſich dieſe Verbindung von Mehlteig, Butter und Fiſch im Magen nicht zu einem feſten Kloß zuſammenbacke, ſondern darin ein Gefühl von Behagen hinterlaſſe. Man darf dazu vor allem nichts trinken, und der erfahrene Hausherr ſorgt ſchon ſelbſt dafür, daß die Diener während dieſes Vorſpiels zum Diner die gefüllten Flaſchen und Karaffen unberührt laſſen. Zunächſt muß eine kräf-

tige Fleiſchbrühe langſam ausgelöffelt werden und als Beruhigungsmittel im Magen wirken. Erſt dann darf die Reihe von anderen Gerichten, die in der Faſtenzeit eigentlich verboten ſind, aber gerade deshalb um ſo angenehmer munden, aufmarſchieren und auch dem Wein kräftig zugeſprochen werden.

In behaglicher Stimmung ſaßen wir bei dieſem Mahl in dem glänzend eingerichteten Heim des Herausgebers und Verlegers der „Niwa", A. F. von Marcks, der bei der Leitung ſeiner weit verbreiteten illuſtrierten Wochenſchrift mit erſten Schriftſtellern und Künſtlern in regelmäßiger Verbindung ſteht und wertvolle Erinnerungen an ſie mit ebenſoviel Liebe wie Geſchmack in ſeiner Wohnung vereinigt hat. Wird ein ſolches Haus, wie in dieſem Falle, durch eine kluge und aufmerkſame Frau geleitet, die es verſteht, die Unterhaltung in feſſelnder Weiſe zu beleben, ſo erſtreckt ſie ſich ungezwungen über ſo weite Anſchauungskreiſe, daß man beſtändig etwas Neues und Intereſſantes zu hören bekommt. Das Geſpräch knüpft Fäden an, die ſich über das ganze Gebiet des ungeheuren ruſſiſchen Reiches ausſpinnen. Der Neffe des früheren Generalintendanten der kaiſerlichen Theater und jetzigen oberſten Leiters der Kunſtſammlungen der Eremitage J. A. Wſſewoloſhkij, ein tüchtiger Arzt, iſt ſoeben mit einem von grimmiger Kälte geröteten Geſicht, wie nach einer Hochgebirgstour im Sommer, aus dem Gouvernement Olonez, öſtlich von Finnland und dem Ladogaſee, nach Petersburg zurückgekehrt. Eine Bärenjagd hatte ihn in völlig unwirtliche Gegenden des nördlichen Rußlands geführt und er war, ermüdet und ſchlaftrunken nach den Anſtrengungen dieſes Ausflugs, in ſeinem Schlitten beinahe von ſeinem Kutſcher mit dem Beil erſchlagen worden. Zum Glück bemerkte er noch rechtzeitig

die verdächtig ausholende Bewegung des Bauern und konnte ihm seinen geladenen Revolver vorhalten, worauf der Übeltäter sich höflich entschuldigte und gerade so tat, als ob nichts vorgefallen wäre. Die Kreuze an der Landstraße, auf der sich meilenweit kein Mensch und keine Ansiedelung zeigten, deuteten in unheimlicher Weise darauf hin, daß man besser tut, sich für eine solche Jagd zu einer größeren Gesellschaft zu vereinigen, um der Verschlagenheit der dortigen Bevölkerung gegenüber nicht in Lebensgefahr zu kommen. Ein anderer erzählt von seinen Reisen nach der Wolga, wo er Besitzungen hat, ein dritter von seiner Fahrt auf der sibirischen Eisenbahn, die er bis Irkutsk in einem behaglichen Coupé der internationalen Schlafwagengesellschaft benutzt hat, um dann weniger angenehm auf den Dampfern der Schilka und des Amur in die östlichen Gebiete Asiens weiter vorzudringen und in Wladiwostok die Küste des Stillen Meeres zu erreichen. Zwar ist der letzte Teil dieser Reise vorläufig noch umständlich und beschwerlich, aber schon legt sich der Schienenstrang in weitem Bogen um die felsigen Ufer des Baikalsees und das Dampfroß dringt durch die bisher verödeten Strecken der Mandschurei immer weiter vor. Noch zwei Jahre, so versichern uns fachkundige Leute, und die Verbindung mit China und seiner Hauptstadt Peking wird glatt hergestellt sein. Der russische Verkehrsminister Fürst Chilkow, dem die Ausführung des kolossalen Unternehmens in erster Linie zu danken ist, bleibt unermüdlich tätig, alle Hindernisse, die noch entstehen könnten, zu beseitigen und diese längste Bahnstrecke der Welt programmäßig zu vollenden.

Da Tolstois vielbesprochener Roman „Auferstehung" zuerst russisch in der „Niwa" erschienen war und ihr Heraus-

geber uns mehrere Bilder des Dichters und seiner Familie zeigte, die ihm gewidmet sind, wendete sich die Unterhaltung unwillkürlich diesem Gegenstande zu. Herr Marcks hatte das Manuskript der Erzählung, das ihm aus Moskau zugeschickt war, in seiner Druckerei vollständig absetzen lassen, so daß der Autor, der schon damals leidend war, die Korrektur des Ganzen nach Stimmung und Laune in aller Ruhe vornehmen konnte. Wochen- und monatelang wurden aber die ersten Fahnen des Bürstenabzuges, die der Dichter durchsehen sollte, in Petersburg vergeblich zurückerwartet und es war unmöglich, mit dem Druck zu beginnen. Endlich brachte der Postbote vom Grafen Tolstoi die dringend erbetene Sendung. Aber wie groß war das Erstaunen des Empfängers, als er sich überzeugte, daß von der ersten Fassung des Romans auch nicht eine einzige Seite stehen geblieben, vielmehr tatsächlich alles umgestoßen und ein ganz anderes Manuskript eingeliefert war, das nun aufs neue in die Hände der Setzer kam. Wiederum ging die Korrektur nach Moskau ab und wiederum kam sie durchstrichen nebst einer zum zweitenmal völlig veränderten Fassung des Romans bei der Redaktion der „Niwa" an. Endlich glaubte man aller Sorgen überhoben zu sein und den Lesern die mit so großer Spannung erwartete Dichtung in den fortlaufenden Nummern dieser Wochenschrift bieten zu können. Aber auch dabei hatte man die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Nachdem etwa ein Drittel von der „Auferstehung" erschienen war, unterblieb die Zusendung weiterer Kapitel anderthalb Monate hindurch, und kaum war diese Stockung glücklich überwunden, so trat eine andere ein. Während ihres Erscheinens hatte sich der Dichter nämlich entschlossen, von seiner Erzählung noch einen dritten Teil niederzuschreiben und darin die Schicksale der Maßlowa

auf der Reiſe nach Sibirien, wohin ſie zur Anſiedelung verurteilt worden war, und des Fürſten Nechljudow, der ſie dorthin begleiten und heiraten wollte, ausführlich zu ſchildern. Tolſtoi, der die erſten Entwürfe zu ſeinen Erzählungen wie im Fieber und ohne Rückſicht auf die Ausarbeitung des einzelnen niederſchreibt, muß ſtets lange warten, bis ſeine Phantaſie zur Ruhe kommt und der Stoff die Faſſung annimmt, in der er alles geſagt zu haben glaubt. Wenn Zola in den Manuſkripten ſeiner Romane oft ſeitenlang nicht ein einziges Wort verändert, wimmeln die von Tolſtoi geſchriebenen Blätter von Strichen, Randbemerkungen und Zwiſchenſätzen, je nachdem ihm an dieſer Stelle die Ausdrucksform nicht genügt oder an jener ein neuer Gedanke einfällt, der die Situation wirkſam beleuchtet. Man möchte ſagen, daß man an ſeinen Korrekturen die ganze Art ſeiner geiſtigen Gymnaſtik beim Schaffen, das blitzähnliche Aufleuchten ſeiner Phantaſie wie die Strenge ſeines nachprüfenden Verſtandes genau erkennen kann.

Während wir uns hierüber unterhielten, ſtellte es ſich heraus, daß einer unſerer Tiſchgenoſſen dem Grafen Tolſtoi in langjähriger Freundſchaft zugetan und in der Lage war, über den Roman „Auferſtehung" Mitteilungen zu machen, von denen niemand etwas wußte. Es war der Senator Koni, einer der tüchtigſten Juriſten, die gegenwärtig in Rußland leben, ein Mann von ungewöhnlicher Arbeitskraft und in ſeinem ganzen Weſen von ſo vielſeitigen Kenntniſſen und Intereſſen beſtimmt, daß man ſchon wiederholt daran gedacht hat, ihn von ſeiner jetzigen wichtigen Stellung zu einer noch einflußreicheren Tätigkeit im Rahmen des Miniſterkomitees vorrücken zu laſſen. Die Befriedigung perſönlichen Ehrgeizes ſcheint aber für dieſen

Mann weniger maßgebend zu ſein als das Bewußtſein, im Sinne ſeiner humanen Weltanſchauung auch außerhalb ſeines Amtes, frei und unbeeinflußt durch fremde Anweiſungen, Gutes zu ſchaffen. Er hat ſich auch als Literarhiſtoriker und Kritiker einen angeſehenen Namen verſchafft und gehört zu den Perſönlichkeiten, auf deren Rat und Urteil man bei allen Fragen der Volksbildung und Wohlfahrtseinrichtungen großen Wert legt. Wer ſich als Fremder in Petersburg aufhält, um dort Land und Leute zu ſtudieren, wird einen beſonderen Vorzug darin erblicken, wenn es ihm vergönnt iſt, dieſen ausgezeichneten Kopf in ſeiner Wohnung am Newski-Proſpekt kennen zu lernen. In ihr ſpielte ſich vor etwa fünfzehn Jahren ein Vorgang ab, der für die Entſtehung des Romans „Auferſtehung“ von entſcheidender Bedeutung wurde und wegen der äußeren Umſtände erzählt zu werden verdient.

Koni darf ſich rühmen, dem Grafen Tolſtoi nicht nur die erſte Idee, ſondern auch den ganzen Stoff zu der erwähnten Erzählung in großen Zügen gegeben zu haben. Es war in einer Abendſtunde, als der jetzige Senator, der damals noch als Staatsanwalt wirkte, unvermutet den Beſuch des Dichters erhielt. Tolſtoi war in ſeinem einfachen Arbeiteranzuge erſchienen, hatte aber nicht den herrſchaftlichen Aufgang, ſondern die hintere, vom Hof zur Küche führende Treppe benutzt, weil er annahm, daß der Dwornik ihn für einen Bauern halten und ihm nur auf dieſem Wege das Betreten des Hauſes geſtatten würde. Die beiden Freunde feierten das Wiederſehen in einem langen und lebhaften Meinungsaustauſch, und bei dieſer Gelegenheit erzählte Koni ſeinem Gaſt von einem ſeltſamen Erlebnis, das er vor kurzem in ſeiner juriſtiſchen Praxis gehabt hatte. Ihm war die Aufgabe zugefallen, die Verurteilung einer

Proſtituierten zu beantragen, die man wegen eines Diebſtahls angeklagt hatte. Während der Beweisaufnahme meldete ſich bei ihm einer der Geſchworenen und bat um die Erlaubnis, die Angeklagte allein ſprechen zu dürfen. Als ihm eine ſolche Unterredung als unzuläſſig verweigert wurde, erſuchte er den Staatsanwalt, der Perſon, für die in ihrer moraliſchen Verkommenheit ſonſt niemand ein Intereſſe zeigte, einen verſchloſſenen Brief zu übergeben. Koni konnte dem Geſchworenen auch dieſen Wunſch nicht erfüllen, eröffnete ihm aber, daß er ihm den Inhalt des Schreibens mitteilen möge und daß er dann ſehen wolle, ob er ſich zur Weiterbeförderung an die Angeklagte eigne. Nach einigem Zögern und Beſinnen geſtand der Betreffende, der ein ſtudierter Mann war, in einem der Miniſterien diente und den beſten Geſellſchaftskreiſen angehörte, daß er das verlorene Weib heiraten wolle. Als Koni, der ſeinen Ohren kaum traute, ſein Erſtaunen darüber ausdrückte und fragte, was ihn zu dieſem Entſchluß veranlaſſe, erhielt er zur Antwort, daß der Geſchworene in der Perſon ein früher unbeſcholtenes Mädchen wiedererkannt habe, das im Hauſe ſeiner Verwandten als Stütze der Hausfrau tätig war. Er allein ſei an ihrem Unglück ſchuld, denn er habe damals ihre Unerfahrenheit mißbraucht und ſie verführt. Er ſehe darin ein Verbrechen, das er nur gutmachen könne, indem er die Angeklagte heirate. Koni verſuchte es vergebens, im Hinblick auf das ſpätere Leben der Angeklagten, das Unmögliche einer ſolchen ehelichen Verbindung zu betonen. Er ſtand aber einem unbeugſamen Entſchluß gegenüber, der dem Sühnebedürfnis eines über ſeine Schuld zerknirſchten Übeltäters gleichkam. Dieſer unterließ fortan keinen Schritt, um ſeine Abſicht durchzuführen, obwohl er ſelbſtverſtändlich von Freunden und Verwandten immer wieder

auf das Unbegreifliche ſeines Vorhabens aufmerkſam gemacht wurde. Als er dem Gericht mit ſeinen immer wiederholten Geſuchen läſtig wurde, wendete er ſich an den Juſtizminiſter und ſchließlich an mehrere Großfürſten. Die Betreffende wurde dann ſeinen Augen irgendwie entzogen. Das Erſtaunliche an dieſer Handlungsweiſe war, daß ſie nicht etwa dem Gehirn eines unklaren und myſtiſch verworrenen Kopfes, ſondern eines Mannes entſprang, der ſonſt niemanden als wunderlicher Heiliger auffiel, ſondern genau wußte, was er tat. Nur unter dem Druck eines unerträglichen moraliſchen Zwangs wurde er auf dieſe Weiſe das Urbild zum Fürſten Nechljudow, den Tolſtoi in ſeiner Weiſe ſpäter weiter ausgeſtaltete.

In gleicher Weiſe hat er es mit der Figur der Maßlowa getan, die in Wirklichkeit die Tochter eines Pächters in Finnland war und ihrem Vater, als dieſer ſich einer Operation unterwerfen mußte, nach Petersburg begleitete. Als ſie in ihm ihre einzige Stütze verloren hatte, ſuchte ſie ſich ſchlecht und recht durch Arbeiten auf der Nähmaſchine durchzuſchlagen, bis ſie in einem herrſchaftlichen Hauſe eine Stellung annahm und dabei der Verführung zum Opfer fiel, auf die Straße geſetzt und ſchließlich in ihrem elenden Daſein von der Polizei gefaßt wurde. Tolſtoi lauſchte ſeinem Freunde Koni, der ein ausgezeichneter Erzähler iſt, mit geſpannter und ſich beſtändig ſteigernder Aufmerkſamkeit bis ſpät in die Nacht hinein, während über ihnen eine Hochzeit gefeiert wurde und die Paare bei Spiel und Tanz in fröhlichſter Stimmung waren. Mittlerweile hatte es ſich trotz der vorgerückten Stunde im Hauſe herumgeſprochen, daß Tolſtoi eingetroffen ſei. Die Herren im Frack und die Damen im Ballkoſtüm ſtellten ſich heimlich auf der Treppe auf, um ihn zu ſehen, wenn er herunter-

kommen würde. Aber es dauerte noch lange, bis sich ihr Wunsch erfüllte und der in seinem Arbeiterkittel seltsam ausschauende Mann, völlig in seine Gedanken vertieft, den Heimweg antrat. Nach seiner eigenen Angabe hat Tolstoi den Rest dieser Nacht keine Minute geschlafen, sondern sie ausschließlich dazu benutzt, sich über den Stoff, der ihn so tief ergriff, Notizen zu machen. Immerhin verging noch eine Reihe von Jahren, bis der Roman zur Ausführung kam. In ganz ähnlicher Weise wurde auch das Trauerspiel „Macht der Finsternis" in seinen wesentlichen Vorgängen nach dem Leben gestaltet. Tolstoi erhielt von der schauerlichen Begebenheit durch einen Staatsanwalt in Tula Kenntnis und hielt sich Zug um Zug an die Prozeßakten, die er sich kommen ließ.

Ein günstiger Zufall ermöglichte es mir, den Spuren des Grafen Tolstoi noch weiter, und zwar bis in die unmittelbare Gegenwart, zu folgen. Das geschah an der Hand von Mitteilungen, die ich meinem liebenswürdigen Freunde Professor Leon Berthenson, dem Ehrenleibarzt des Zaren in St. Petersburg, verdanke. Trotz seiner großen Praxis und seiner wissenschaftlichen Arbeiten, unter denen namentlich ein kürzlich erschienenes Werk über die europäischen Bäder eine Fülle von Gelehrsamkeit enthält, findet man bei ihm immer eine offene Tür, einen gastlichen Tisch und einen Salon, in dem sich die interessantesten Persönlichkeiten der russischen Residenz begegnen. Man muß ihn beobachtet haben, wie er am Morgen seine umfangreiche Korrespondenz erledigt, die Patienten in seinem Krankenhause behandelt, ein Dutzend Besuche macht, Freunde bei sich empfängt, einen Vortrag hält und abends frisch und munter, als ob er nichts vollbracht hätte, auf einem Ball erscheint, um zu wissen, wie viel man an einem Tage bei

richtiger Zeiteinteilung leisten kann. Besonders erfreut sich Berthenson als ärztlicher Berater in Schriftsteller- und künstlerischen Kreisen mit Recht großen Rufes. Wie er von Iwan Turgenjew während dessen schwerer und tödlicher Krankheit zu Rate gezogen wurde, zögerte er auch keinen Augenblick, die lange Reise von Petersburg nach der Krim anzutreten, als Graf Tolstoi den Wunsch äußerte, sich von ihm untersuchen zu lassen. Seit dem vorigen Herbst weilte der Dichter nämlich an der russischen Riviera, weil er sich bei seinem körperlichen Befinden nicht mehr die Kraft zutraute, den rauhen Winter in Moskau oder auf seinem Gute Jasnaja Poljana bei Tula zu ertragen. Er folgte der Einladung der Gräfin Panin, die eine begeisterte Verehrerin seiner Schriften ist und ihm auf ihrer Besitzung Gaspra ein Wohnhaus unmittelbar am Ufer des Schwarzen Meeres zu seiner und seiner Familie ausschließlicher Benutzung zur Verfügung stellte.

Das Gut liegt nicht genau bei Jalta, wie man vermuten mußte, weil von dieser Stadt die telegraphischen Mitteilungen über die Krankheit des Dichters ausgingen, sondern ist ungefähr zwölf Kilometer davon entfernt, an der berühmten wundervollen Küstenstraße, in der ein ausgesprochen italienisches Klima herrscht und zwischen Eichen und Buchen, die an deutsche Wälder erinnern, Pinien und Zypressen, Lorbeer-, Granat- und Feigenbäume in reicher Fülle gedeihen. Der schmale Küstensaum wird durch ein fortlaufendes, bis über tausend Meter aufsteigendes Kalksteingebirge gegen die Nordwinde geschützt und in seiner Senkung zum Meere von der Sonne wohltuend durchwärmt, so daß sich namentlich an der unteren Straße von Alupka bis Jalta die reizendsten Ansiedelungen, von prachtvollen Schlössern der kaiserlichen Familien bis zu den Villen und

Wohnhäuſern reicher Ariſtokraten, aneinander reihen. Um das Gut der Gräfin Panin zu erreichen, wo der ſchwer leidende Dichter augenblicklich weilt, muß man von Jalta mit dem Wagen in ſüdlicher Richtung an Livadia, wo Kaiſer Alexander III. geſtorben iſt, und der Schloßruine von Oreanda vorbei etwa anderthalb Stunden fahren. Beim Kap Ai-Todor, das mit ſeinem Leuchtturm an der Stelle eines römiſchen Kaſtells und den alten Befeſtigungsmauern am Meere einen höchſt maleriſchen Eindruck hinterläßt, wendet ſich die Landſtraße nach Weſten und wir erreichen alsbald den kleinen Ort Koreis, in deſſen unmittelbarer Nähe der gefeierte Dichter ſeit Monaten beſtändig zwiſchen Tod und Leben ſchwebt. Er trifft dort oft mit ſeinem Geſinnungs- und Leidensgenoſſen Maxim Gorki zuſammen, der ſich trotz ſeiner Jugend in wenigen Jahren zu einer der ſtärkſten Begabungen innerhalb unſerer modernen erzählenden Literatur entwickelt hat. Das Schickſal ſcheint mit dieſem Poeten, deſſen Werke aus einer ganz perſönlichen Anſchauung hervorgegangen ſind und wenig gekannte Gebiete des ruſſiſchen Lebens künſtleriſch bearbeiten, ein grauſam ironiſches Spiel zu treiben. Es krönt ihn in einem Alter, in dem die meiſten Schriftſteller einen mehr oder weniger harten Entwicklungsgang durchzumachen haben, mit einer von aller Welt anerkannten Berühmtheit und verwickelt ihn zugleich in die unheimliche Studenten- und Arbeiterbewegung, innerhalb deren er als ſtaatsgefährliche Perſönlichkeit polizeilich überwacht wird, denn ſein Aufenthalt in der Krim iſt keineswegs als freiwillig zu betrachten. Vor kurzem wurde uns von dort eine Anſichtspoſtkarte überſendet, auf der er mit Tolſtoi zuſammen abgebildet iſt. Der junge ſchmächtige Gorki erſcheint darauf mit dem bleichen, ſchmalen Antlitz, auf dem ſich bereits

alle Leiden und Leidenschaften eines bewegten Menschenschicksals ausdrücken, neben dem alten Dichter von „Krieg und Frieden“ und „Anna Karenina“, der mit dem langen, weißen Bart einem Patriarchen und Propheten gleicht, wie der Schüler neben dem Meister, wie der Sohn neben dem Vater. Die Saat, die der Greis für die moralische und religiöse Erziehung seines Volkes ausgestreut hat, scheint in dem jüngeren kräftig aufzusprießen und vielfältige Frucht zu verheißen. Gorki ist soeben von der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg zum Mitglied erwählt worden, und zugleich kündigt die dortige Regierung an, daß eine solche Ernennung einem Manne gegenüber, dessen öffentliches Auftreten dem Staat als Verbrechen erscheine, null und nichtig sei. Das Märtyrertum, das in Rußland über alle großen Dichter verhängt ist, scheint darnach ein neues Opfer verlangen zu wollen.

Inzwischen träumt Tolstoi auf dem schmalen Grenzgebiet zwischen Leben und Tod von seinen Weltverbesserungsplänen, von der Ausrottung aller niederen Leidenschaften, von der Ertötung des Egoismus, und vergißt, daß das Leben zu allen Zeiten ein Kampf zwischen Gut und Böse gewesen und die selige Ruhe, nach der er sich sehnt, nicht auf, sondern nur unter der Erde zu finden ist. Professor Berthenson erzählt uns, wie er seinen Patienten in der Krim gefunden habe. Die Gefahr bestand vor allem darin, daß sein Magen dem Körper den Dienst versagte und eine große Herzschwäche sich eingestellt hatte. Es war schon ein Erfolg, als Tolstoi die ausschließlich vegetarische Ernährungsweise, an der er bis zu seiner Erkrankung eigensinnig festgehalten hatte, aufgab und auf Zureden seines Arztes kräftigende Nahrungsmittel und Getränke zu sich nahm. Eier, Milchkaffee oder gar Champagner, die ihm seit langer Zeit unbekannte

Dinge waren, läßt er jetzt wenigstens als Medikamente gelten. Der freundliche Wirt holt für uns aus seinem Schreibtische eine Anzahl soeben aufgenommener Photographien des Dichters hervor. Mein Gott, wie ist der Ärmste abgemagert und verwittert, wie sieht er leidend und traurig aus! Das Haus, in dem er sich in der Krim aufhält, trägt einen schloßähnlichen Charakter. Die Terrasse, auf der wir ihn bei seinem ersten Frühstück erblicken, führt unmittelbar aufs Meer hinaus. Am meisten hat uns aber ein Bild ergriffen, das Tolstoi zeigt, wie er inmitten hoher, kahler Felsen am Strande sitzt, seinen Spazierstock in die Erde drückt und den Blick fragend und zweifelnd auf die endlos heranrollenden Fluten richtet. Da scheint er mit den Elementen geheimnisvolle Zwiesprache zu halten, sich in dem feinen Äther des Unpersönlichen und Wunschlosen zu wiegen und den Übergang vom Leben zum Sterben als etwas durchaus Natürliches, ja fast Wünschenswertes zu empfinden. Man meint, er leide nicht für sich, sondern für die Menschheit und den Erlösungsgedanken, den er ihr bringen möchte, und sein Leben scheine zu verklingen wie sanft dahinschmelzende Musik, unterzutauchen und zu verschwinden wie die Sonne, die den Fluren der Krim alle Wonnen des Frühlings gebracht hat und sich vor seinen Augen langsam am Horizont zum Meere hinabneigt.

D. W. Grigorowitsch.

Im Juli 1888 hatte Kaiser Wilhelm II. wenige Wochen nach seiner Thronbesteigung zu Schiff die Reise nach Peterhof angetreten, den Zaren Alexander III. besucht und mit staunenswerter Frische und Ausdauer die ununterbrochene Reihe von Festlichkeiten mitgemacht, die bei dieser Gelegenheit mit echt russischer Gastfreundschaft und verschwenderischer Pracht in der schönen Sommerresidenz wie in Petersburg selbst ihm zu Ehren veranstaltet wurden. Für den deutschen Kaiser war in Peterhof eine Reihe von Gemächern in dem alten, hochgelegenen Schloß, dessen Ursprung noch auf Peter den Großen zurückweist, mit erlesenem Geschmack eingerichtet. Die herrlichen Anlagen des weitausgedehnten Parks prangten im üppigen Sommerschmuck. Auf den breiten Terrassen, die sich zu der weithin glitzernden, an das Meer erinnernden Mündung der Newa hinabsenken, rauschten die Wasserfälle und Springbrunnen, während die Aufzüge und Festlichkeiten aller Art dem Auge eine Reihe unvergeßlicher Bilder boten. Den Schluß bildete der Zapfenstreich und die Parade in Krasnoje Sselo, vielleicht das Schönste und Originellste, was wir bei dieser Gelegenheit zu sehen bekamen.

Schon der Auszug vom Bahnhof zum Lagerfeld hätte die Phantasie eines Titian begeistern können. Draußen scharrten die milchweißen Rosse, die dazu bestimmt waren, in einem doppelten Viergespann die Kaiserin und die Großfürstinnen zum Lager zu bringen, ungeduldig den Boden.

Daneben war der ganze kaiserliche Konvoi mit den Militärattachés der verschiedenen Nationen aufgestellt, die in der Mannigfaltigkeit ihrer Trachten, ihrer Erscheinung und ihrer Pferde für das Auge von höchster Lebendigkeit und Anschaulichkeit waren. Von ferne klangen die Lieder der russischen Sänger zu uns herüber und erstarben allmählich in dem Hurrarufen bei dem Nahen der Mitglieder der kaiserlichen Familie.

Dann der feierliche Moment, wenn das Gebet von Bortniansky, dem Schöpfer der Kirchenmusik und des Chorgesangs unter Katharina II., angestimmt wurde, das auch in die Musik zum preußischen Zapfenstreich übergegangen ist. Als diese Töne verklungen waren, stieg aus dem Hintergrunde des Lagers eine Rakete zum Himmel und gleich darauf antwortete ihr eine Salve, die an drei verschiedenen Stellen von den Truppen abgegeben wurde. Alle Häupter entblößten sich, ein Soldat trat vor und sprach ein Gebet, und in diesem Augenblick machten alle die Tausende, die im Lager versammelt waren, vom Kaiser bis zum letzten Packknecht, die Bewegung des Kreuzes, indem sie mit der rechten Hand von der linken nach der rechter Schulter und vom Kopf auf die Brust hinab bei lautloser Stille zwei sich schneidende Linien markierten. Es war ein hochbedeutsamer, in seiner schlichten Feierlichkeit ganz unvergeßlicher Eindruck.

Der Zapfenstreich und die am Tage darauf folgende Parade hatten aber bei uns, die wir diese schnell wechselnden Eindrücke mit der Feder festhalten sollten, die Kräfte ziemlich erschöpft. Wir dachten der Worte aus dem „Clavigo“: „Wenn es vorbei ist wollen wir uns laben.“ Ein lieber, längst schon verstorbener Gastfreund Tretjakow, der mit seinem Bruder die bekannte, in Moskau befindliche

Galerie begründet hat, erwartete mich auf seiner in Peterhof befindlichen Villa. Dort traf ich eine Reihe der interessantesten Persönlichkeiten der Petersburger Gesellschaft, wie Anton Rubinstein und den Bildhauer Antokolsky. Mit besonderer Freude erfüllte es mich, auch den Romanschriftsteller Grigorowitsch wiederzusehen, dessen Bekanntschaft ich im Winter des vorausgegangenen Jahres in St. Petersburg gemacht hatte. Die Nachricht von seinem im Januar 1900 unseres Stils erfolgten Tode bringt mir die Hauptzüge seiner literarischen Bedeutung und seines persönlichen Charakters wieder frisch in Erinnerung.

In D. W. Grigorowitsch betrauert die russische Literatur den letzten Vertreter einer Richtung, die dem Geistesleben der sarmatischen Ebene die tiefsten Spuren aufgedrückt und innerhalb weniger Jahre dem Lande eine Reihe von Talenten ersten Ranges geschenkt hat. Diese Periode ist längst abgeschlossen und nur noch aus historischen Gesichtspunkten völlig zu verstehen, aber sie wird immer eines der denkwürdigsten und interessantesten Kapitel in der Bildungsgeschichte Rußlands ausmachen. In der Mitte der vierziger Jahre arbeiteten sich auf dem Gebiet der Novelle und des Romans eine Anzahl von Dichtern, von denen man bisher niemals etwas gehört hatte, deren Namen man aber nicht wieder vergessen konnte, fast gleichzeitig zur öffentlichen Beachtung und Anerkennung durch. Die Philosophie des Westens, namentlich die Hegelsche, hatte damals alles in Fluß und Bewegung gebracht und die führenden Geister gezwungen, Staat und Gesellschaft, Natur und Volkstum mit anderen Augen als bisher zu betrachten. Man suchte nach einem Übergang zwischen dem stolzen Idealismus, der in den Dichtungen Puschkins und Lermontows seine Fahnen enthüllt hatte und dem ver-

schärften Wirklichkeitssinn des modernen Naturalismus. Gogol bildete den Ausgangspunkt für die jungen Dichter, die vaterländisches Leben von verschiedenen Richtungen, aber immer originell und glänzend zu schildern wußten. Der Verfasser der „Toten Seelen" und des „Revisor" hatte die Methode geliefert, die man nur auf neue Stoffe anzuwenden brauchte, um die Literatur um einen bedeutungsvollen Schritt vorwärts zu bringen. Die neu auftauchenden Talente zeichneten sich dadurch aus, daß ihre Beobachtung von ungewöhnlicher Frische und Unmittelbarkeit Zeugnis ablegte und mit Vorliebe den ärmeren Volksklassen zugewendet war. Zuerst erschien Graf Sollohub mit seiner meisterhaft erzählten Geschichte „Tarantaß". Das folgende Jahr brachte das Erstlingswerk von Dostojewski, „Arme Leute", den rührenden Roman in Briefen, worin ein armer alter Beamter seine unglückliche Liebe zu einem jungen Mädchen schildert. Gewissermaßen als Pathe bei der Veröffentlichung dieser Dichtung hatte sich des Autors Schulkamerad Grigorowitsch eingefunden, der sie aus Dostojewskis Munde kennen lernte und davon so entzückt war, daß er sie Nekrassow vorlas. Beide Männer waren von der schlichten Wahrheit der Erzählung so ergriffen, daß ihnen die Tränen in die Augen traten. Sie holten den Dichter zwischen später Nacht und grauendem Morgen aus dem Bett, um ihn zu seiner Arbeit Glück zu wünschen.

Es bleibt bezeichnend für den Charakter von Grigorowitsch, daß das erste, was wir literarisch von ihm hören, die neidlose Anerkennung und Förderung eines andern war, daß er gewissermaßen mit der Feder in der Hand, weniger an sich als an seinen alten Schulfreund dachte. So hat er sein ganzes Leben lang immer neben Größeren gestanden, freundlich zu ihnen emporgeblickt und niemals Verbitterung

darüber empfunden, wenn ihn die andern aus der Schule des „Natürlichen", wie man die Schriftsteller aus den vierziger Jahren nannte, alsbald überholten. Nur auf einen Ruhm mochte er nicht verzichten, der ihm auch in jeder Beziehung gebührt. Grigorowitsch was es, der die Dorfgeschichte in Rußland einführte, wenn es ihm auch nicht vergönnt war, auf diesem Gebiete das Höchste zu leisten. Im Jahre 1843 waren die ersten Schwarzwälder Dorfgeschichten von Berthold Auerbach in Deutschland erschienen. George Sand, die ebenfalls ihr Augenmerk auf die Bauernidyllen ihrer Heimat gerichtet hatte, wurde von ihrem Sekretär Müller-Strübing auf die Erfolge des deutschen Volkserzählers aufmerksam gemacht und schrieb nun ihre „französischen Georgiken", wie sie ein Kritiker geistreich genannt hat, von denen die beste „La mare au diable" 1846 herausgegeben wurde. In demselben Jahre veröffentlichte Grigorowitsch seine kleine Geschichte „Das Dorf", die heute zwar durch Besseres überholt, aber nicht vergessen ist und einen deutlich erkennbaren Einschnitt in die literarische Entwicklung Rußlands bewirkt hat. Erst ein Jahr später, 1847, trat der freilich ungleich bedeutendere Iwan Turgenjew mit „Chor und Kalinitsch", der ersten unter seinen unübertrefflichen „Skizzen aus dem Tagebuche eines Jägers" vor das Publikum, um dieser Gattung der Dichtkunst sofort den Stempel der Klassizität aufzudrücken. Dies chronologische Verhältnis, das den früher Gekommenen nicht größer und den später Aufstrebenden nicht kleiner erscheinen läßt, ist zuweilen übersehen worden. Es läuft aber wohl auf eine arge Übertreibung und einen falschen Vergleich hinaus, wenn ein russischer Kritiker Skabitschewskij so weit geht, Grigorowitsch einen literarischen Kolumbus der Bauern Rußlands und Turgenjew ihren Amerigo Vespucci

zu nennen. Von der kraftvollen Dichtergeneration jener Zeit wurde Gontſcharow, der damals durch ſeine „Gewöhnliche Geſchichte“ ſich als ſtarkes Talent verriet, am älteſten, denn er ſtarb 1891 als neunundſiebzigjähriger Greis. Der am 3. Januar 1900 verſchiedene Grigorowitſch hat es faſt auf ein ebenſo hohes Alter gebracht, während Turgenjew, Alexander Herzen und Nekraſſow, die wir ebenfalls dieſer Gruppe von Dichtern einreihen müſſen, ſchon viel früher von ihrem Wirken abberufen wurden.

In Kreiſen, wo Künſtler und Schriftſteller verkehrten, konnte man ſicher ſein, auch Grigorowitſch zu finden, denn aus Neigung und Phantaſie gehörte er beiden Sphären an, ſo daß er ſich manchmal die Frage vorlegte, ob er bei rechtzeitiger Ausbildung nicht vielleicht ein bedeutenderer Maler als Schriftſteller geworden wäre. An der Ausgiebigkeit ſeines poetiſchen Talents mußte man faſt irre werden, da er es nach einem immerhin ſehr bemerkenswerten Anfang und nach Leiſtungen, denen es an Beifall nicht fehlte, volle dreißig Jahr unterdrücken konnte und dann erſt als alter Mann nicht gerade hervorragend ausklingen ließ. Als Schriftſteller wie als Freund und Geſellſchafter zeichnete er ſich durch ſein feines, mildes, für den heutigen Geſchmack allerdings etwas altmodiſches Weſen aus. Ein beſonderer Umſtand kam hinzu, der die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ihn lenkte. Er hatte nicht nur in ſeiner Erſcheinung, ſondern auch in ſeiner Sprache und ſeinen Bewegungen eine überraſchende Ähnlichkeit mit Turgenjew, ſo daß man über den Nachweis einer Blutsverwandtſchaft zwiſchen beiden Schriftſtellern keineswegs in Erſtaunen verſetzt worden wäre. Seine kräftige hohe Geſtalt mit den ſchweren Bewegungen und den wenigen, aber immer bedeutenden Geſten, den zugleich klugen und gutmütigen

Augen und der weichen melancholiſchen Stimme rief den Eindruck eines Mannes hervor, der nicht nur in Rußland, ſondern in der europäiſchen Geſellſchaft überhaupt Beſcheid wußte, der eine vielſeitige Bildung in ſich aufgenommen und verarbeitet hatte und deſſen humanem Empfinden alles Einſeitige, Übertriebene und Fanatiſche in tiefer Seele verhaßt war. So ſehr er ſeine Heimat liebte, mochte er doch, wenn die erſten warmen Sonnenſtrahlen in ſeine Petersburger Wohnung fielen, nicht länger an der Newa bleiben, ſondern empfand eine unwiderſtehliche Neigung, ſich auf deutſcher Erde, in einem milderen Klima und von andern künſtleriſchen Eindrücken umgeben, wieder aufzufriſchen. Er beſaß in Weidlingau-Hadersdorf bei Wien eine kleine Villa, die er ſich zweckmäßig aber beſcheiden nach ſeinen Wünſchen und Bedürfniſſen eingerichtet hatte, um dort die Sommermonate zu verleben wie in einer richtigen Petersburger „Datſche", wo er ſich in ſeinem kleinen Garten ergehen, mit ſeinen Hunden ſpielen oder an ſeinem Schreibtiſch allerlei Gedanken nachhängen konnte, falls ihn nicht einer ſeiner Freunde aus Rußland auf der Durchreiſe beſuchte und auf ein paar Tage mit ſeinem Fremdenzimmer vorlieb nahm. In dieſem ſtillen und behaglichen Winkel hat er auch ſeine literariſchen Erinnerungen niedergeſchrieben, in denen er ſeinen Entwicklungsgang und die Entſtehung ſeiner Schriften ohne viel Ruhmredigkeit erzählt, vor allem aber von ſeinen Beziehungen zu bedeutenden Zeitgenoſſen, deren Freundſchaft er genoß, in anziehender Weiſe berichtet. Nach Wien kam er oft, wobei er große Strecken Wegs gern zu Fuß zurücklegte, weil er die dortigen Fiaker nicht leiden mochte, die nach ſeiner Beobachtung ihre Pferde mit der Peitſche zu ſchlecht behandelten. Er liebte die öſterreichiſche Kaiſerſtadt wegen der präch-

tigen Architektur ihrer Ringstraße, ihrer lieblichen Umgebung und ihrer lebensfrohen Bevölkerung, ohne sich eigentlich viel gesellschaftliche Verpflichtungen aufzuerlegen. So blieb er immer mit deutscher Kultur in engem Zusammenhang und war innerlich bei seinem anspruchslosen Leben ein freier Mensch, auch wenn er sich nicht ausschließlich auf seinen literarischen Ruhm stützen konnte und einen Halt in verwandter geistiger Tätigkeit suchen mußte.

Im Jahre 1859 fragte das Marineministerium bei ihm an, ob er sich nicht einer von der Regierung unternommenen Reise um die Welt anschließen und darüber eine Beschreibung liefern wollte, in ähnlicher Weise, wie es Gontscharow, der Verfasser des „Oblomow", aus gleichem Anlaß in seinem inhaltreichen Buch „Die Fregatte Pallas" getan hatte. Grigorowitsch bedachte sich kurze Zeit und nahm dann das Anerbieten an, da er sich von dem Studium fremder Länder und Völker eine bleibende Erweiterung seines Gesichtskreises und eine erfrischende Anregung seiner Phantasie versprach. Aber der Mensch denkt und die Regierung lenkt. Der Dampfer konnte erst im August in See gehen und plötzlich kam der Befehl, daß er nicht die beabsichtigte Reise um die Welt machen, sondern sich dem russischen Geschwader anschließen müsse, das zu jener Zeit im Mittelländischen Meere kreuzte. So kam Grigorowitsch nicht, wie er gehofft hatte, bis nach Amerika und Japan, sondern nur an die Küste von Frankreich, Spanien, Griechenland und Kleinasien. Aber der Aufenthalt in Athen, Jerusalem und Palermo und andern Städten erwies sich für den Autor ebenfalls als sehr fruchtbar und gab seinem künstlerischen Empfinden eine weit größere Sicherheit, seiner Anschauung eine tiefere Perspektive, als er bei dem ausschließlichen Aufenthalt in Rußland oder auf einer

bloßen Sommerreise gewinnen konnte. Er hatte sich um die Stellung eines Sekretärs der Petersburger Eremitage, jener berühmten, von Katharina begründeten und von ihren Nachfolgern immer mehr erweiterten Kunstsammlung beworben, die auf manchen Gebieten wie in der niederländischen Malerei und der altgriechischen Kleinkunst geradezu einzige Schätze enthält. Der Dichter wurde durchaus entgegenkommend behandelt und nur vor seiner definitiven Anstellung mit der Anfertigung einer genauen Beschreibung der einzelnen Abteilungen beauftragt, die dann als Führer für das kunstliebende Publikum beim Besuch der Eremitage verwendet werden konnte. Grigorowitsch erfaßte seine Aufgabe mit großer Gewissenhaftigkeit und vollendete die Arbeit unter dem Titel „Spaziergang in der Eremitage", womit er einen für das Studium dieses Museums geradezu unentbehrlichen Wegweiser lieferte. Kaum war er jedoch damit fertig, als er zu seiner unangenehmen Überraschung die Mitteilung erhielt, daß die Stelle des Sekretärs, die er schon in der Tasche zu haben glaubte, nicht ihm, sondern einem Verwandten des Direktors dieser Sammlungen, Gedeonow, verliehen worden sei. Zum Glück entschädigte ihn die „Gesellschaft zur Beförderung der Kunst" in Petersburg für diese Enttäuschung, indem sie ihn zu ihrem Sekretär machte. Als solcher hat er eine überaus erfreuliche Tätigkeit entwickelt und bei den erfolgreichen Bestrebungen dieses Vereins, die sich auf Kostümstudien aller Art, auf die Herausgabe von Prachtwerken, die Einrichtung einer Zeichenschule und ähnliches bezogen, eine maßgebende Rolle gespielt.

Dem weichen Naturell dieses Mannes fehlte es immer an einer bestimmten Richtung, innerhalb deren er auf ein sicheres Ziel fest und sicher hätte lossteuern können.

Er war 1822 in Simbirsk geboren und verlor seinen Vater schon als fünfjähriger Knabe, so daß seine Erziehung fast ganz weiblichem Einfluß überlassen wurde, zum Teil seiner Mutter, einer Französin, meist aber seiner Großmutter, deren Mann während der Schreckenszeit der französischen Revolution guillotiniert worden war. Die alte Dame war eine maßlose Bewunderin Voltaires und eine so herrische Natur, daß sie in dem Hause keinen andern Willen als den ihrigen duldete. Dmitri Wassiljewitsch verlebte seine Kindheit an der Oka, wurde aber so erzogen, als ob man ihn für eine Pariser Lehranstalt vorbereiten wollte. Mit acht Jahren hatte er noch kein russisches Buch in Händen und seine Muttersprache war nur im Verkehr mit Bauern und Dienstboten geübt. Es war ein schlechter Schüler und fiel nur durch eine überraschende Begabung im Zeichnen auf. Mit dreizehn Jahren kam er auf die Ingenieurschule nach Petersburg, deren strenge Disziplin seinen innern und äußern Menschen zum Guten veränderte und ihn im Verkehr mit gleichstrebenden Menschen höhere Maßstäbe und Ziele erkennen ließ. Wie erwähnt war Dostojewski sein Kamerad, außerdem der später als Verteidiger Sebastopols und im russisch-türkischen Krieg berühmt gewordene General Totleben. Walter Scott, Schiller, Hoffmann und Cooper waren die Schriftsteller, die er hauptsächlich verschlang. Als er einmal auf der großen Morskaja in Petersburg den Großfürsten Michael Pawlowitsch zu grüßen vergaß, war es mit seinem Studium an der Ingenieurschule aus, die er mit der kaiserlichen Kunstakademie vertauschte. Der ehemalige Kadett versuchte sich nun als Zeichner und Maler und vertiefte sich in das Studium Brüllows, dessen kalt konstruiertes Bild „Der letzte Tag in Pompeji" so recht der Ausdruck einer nüchternen und ideelosen Zeit war. Gleich-

zeitig hatte es Grigorowitsch der Zauber der Bühne angetan, und zwar in so hohem Grade, daß er ernstlich daran dachte, Schauspieler zu werden. Ein Versuch, den er in dem alten französischen Effektstück „Duell unter dem Kardinal Richelieu" machte, fiel jedoch so wenig glücklich aus, daß er von diesem Wahn, wenn auch keineswegs von seiner Vorliebe für die Welt der Kulissen geheilt wurde. Er erhielt eine Stelle in der Kanzlei der Generalintendantur in Petersburg, sah sich in lebhaften Verkehr mit Schauspielern, Sängern und Schriftstellern gebracht und ließ sich dadurch zu einer unruhigen und flüchtigen Produktion anregen, die keine ernste Begabung erkennen ließ.

Ein zufälliger Eindruck setzte sich in seiner Phantasie so tief fest, daß er darin den Stoff für seine erste bedeutendere Arbeit erblicken konnte. Er lernte bei seiner Mutter eine kranke junge Frau kennen, die man gegen ihren Willen mit einem rohen Menschen verheiratet hatte. Auch den Ehemann hatte man zwingen müssen, gerade dieses Mädchen zur Frau zu nehmen, und er rächte sich für den Zwang, indem er sie bei jeder Gelegenheit, nüchtern oder betrunken, mißhandelte. Die Ärmste, die außerdem an der Schwindsucht litt, erklärte, daß ihr das Sterben leichter als das Leben sein würde und beklagte nur das Los ihres zweijährigen Töchterchens. Grigorowitsch hörte diese Geschichte und sah darin den Keim zu seiner Erzählung „Das Dorf", die 1846 herauskam. Das Elend der Leibeigenschaft hatte er bei seinem Leben auf dem Lande in unzähligen Fällen kennen gelernt. Er hielt den Zustand der Sklaverei auf die Dauer für unerträglich und wollte an einem in die Augen springenden Beispiel zeigen, wie sie zu Verhältnissen führt, die jeder Vernunft und jeder menschlichen Empfindung Hohn sprechen. Das Motiv der

Novelle besteht darin, daß eine Gutsherrin eben auf ihrem Dorf ankommt und angenehm unterhalten sein will. Sie hat nie in ihrem Leben eine Bauernhochzeit mit angesehen und verspricht sich viel Spaß davon. Dies genügt ihrem aufmerksamen Gatten, um einem Landmädchen, das im herrschaftlichen Hause arbeitet, den Befehl zu geben, sie möge einen Bauern, dessen Wesen ihr unangenehm ist, sogleich heiraten. Zwei Jahre darauf erschien eine andere Dorfgeschichte „Anton der Unglücksvogel", worin die rohe Gewalttätigkeit des Gutsverwalters, der sich nur von seinen übermütigen Launen leiten läßt, einen armen Bauern durch die Härte der Arbeit, die ihm auferlegt wird, und das Demütigende des Drucks zugrunde richtet. Vieles ist in diesen Novellen hübsch erzählt, und die menschenfreundliche Absicht, von der sich ihr Verfasser leiten läßt, erweckt auch persönlich unsere volle Sympathie. Sein Unglück ist nur, daß gleich hinter ihm ein ungleich größerer Dichter, Turgenjew, kommen mußte, der sowohl in der Naturbeobachtung wie in der charakteristischen Mannigfaltigkeit seiner Figuren so Unvergleichliches leistet, daß seine reifsten Schöpfungen auf diesem Gebiete bis auf den heutigen Tag von niemandem übertroffen worden sind.

In den Jahren 1853 bis 1855 ließ Grigorowitsch zwei größere Romane erscheinen, „Die Fischer" und „Die Übergesiedelten", die Ende der fünfziger Jahre auch deutsch übersetzt wurden und trotz einer gewissen Neigung zur Breite und Weitschweifigkeit ebenfalls durch die gewählten Stoffe Interesse erwecken. In der ersten dieser beiden Erzählungen wird uns das Leben der Bauern an den malerischen Ufern der Oka, oft in feinen und anmutigen Strichen, geschildert und im Gegensatz dazu die harte Arbeit in der Fabrik in melancholischer Beleuchtung nahegerückt.

In der zweiten Geschichte handelt es sich darum, daß eine Bauernfamilie aus einer Gegend, wo sie sich infolge der Fruchtbarkeit des Bodens leidlich durchschlägt, in ein trostloses und unergiebiges Gebiet übersiedeln soll. Der Gutsherr trifft diese Verfügung nicht etwa aus Hartherzigkeit, im Gegenteil! er ist sogar gutmütig und voll ehrlicher Teilnahme an dem Schicksal seiner Leibeigenen. Er hat sich nur niemals ernstlich um sie gekümmert, versteht ihr Leben und ihre Bedürfnisse nicht, und als er zum beschämenden Bewußtsein seiner Unwissenheit und Gleichgültigkeit kommt, ist der alte Bauer an den Folgen der törichten Übersiedelung bereits zugrunde gegangen. Zu den schönen menschlichen Zügen in dem Charakter des verstorbenen Dichters gehört es auch, daß er Turgenjew, dessen Größe sein Ansehen so sehr in den Schatten stellte, bis zu dessen Ende in treuer Freundschaft zugetan blieb. Er wird in seinen literarischen Erinnerungen nicht müde, von der Güte und Hilfsbereitschaft seines lieben Iwan Sergewitsch zu erzählen, von den Ansprüchen, die fortdauernd an ihn und seine Börse herantraten, von dem Undank, mit dem er oft für seine Freigebigkeit belohnt wurde, von seiner Bereitwilligkeit, erlittenes Unrecht zu verzeihen und zu vergessen, und von der Lustigkeit, die den sonst so ernsten und vornehmen Mann erfüllte, wenn er auf seinem Gute Jasnaja Poljona auf die Jagd fuhr, Nachbarn bei sich sah oder auf einer schnell errichteten Liebhaberkomödie als Schauspieler mitwirkte, um die Welt und sich selbst köstlich zu verspotten. Als Vorgänger und späterer Gefolgsmann von Turgenjew, als feiner Kunstkenner und nicht zuletzt wegen seiner „Sitten-Freundlichkeit" wird Gregorowitsch von den Freunden der russischen Literatur nie ganz vergessen werden können.

Filmed by Preservation NLM 1992

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02239 7270